MASTER
NEGATIVE
NO. 93-81442-7

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

DRESSLER, JOHANN GOTTLIEB

TITLE:

PRAKTISCHE DENKLEHRE,...

PLACE:

BAUTZEN

DATE:

1852

Master Negative #

93-81442-7

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

```
BKS/PROD  Books        FUL/BIB   NYCG93-B3770          Acquisitions     NYCG-LNF
Record 1 of 0 - Record added today
UNI
  ID:NYCG93-B3770              RTYP:a    ST:p    FRN:    MS:    EL:      AD:04-27-93
  CC:9668  BLT:am      DCF:?   CSC:?   MOD:    SNR:       ATC:         UD:04-27-93
  CP:gw      L:ger     INT:?   GPC:?   BIO:?   FIC:?      CON:???
  PC:s      PD:1852/             REP:?   CPI:?   FSI:?      ILC:????   II:?
  MMD:       OR:    POL:      DM:     RR:         COL:       EML:       GEN:    BSE:
  040      NNC‡cNNC
  100 1    Dressler, Johann Gottlieb,‡d1799-1867.
  245 10   Praktische denklehre‡h[microform],‡bnach Beneke's vorgange auf die Tha
           tsachen der innern erfahrung gebaut.  Fur alle freunde des denkens, beso
           nders fur lehrer.
  260        Bautzen,‡bVerlag von Weller,‡c1852.
  300        401 p.
  LDG        ORIG
  QD         04-27-93
```

Restrictions on Use:

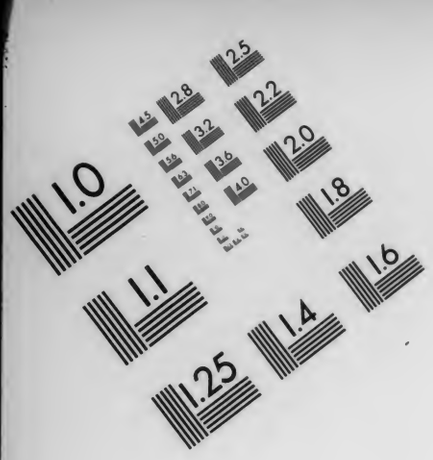
TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 REDUCTION RATIO: 11x

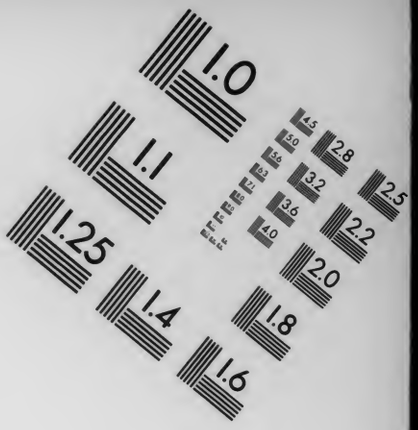
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB

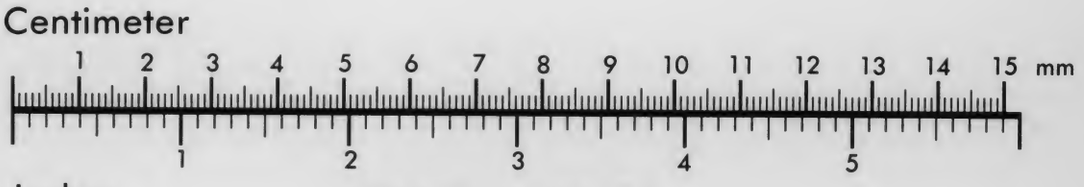
DATE FILMED: 5.27.93 INITIALS SAS

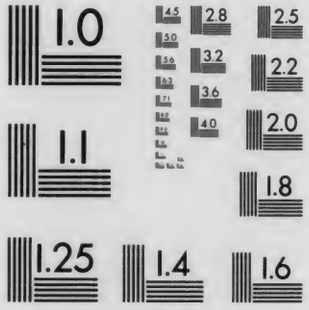
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

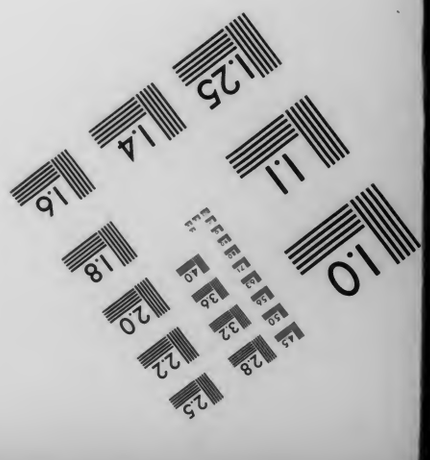


Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202









MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

B43

193B43 S5

Columbia College
in the City of New York.
Library.

Special Fund
1894
Given anonymously.

Praktische Denklehre,

nach **Beneke's** Vorgange

auf die Thatsachen der innern Erfahrung gebaut.

Für alle Freunde des Denkens,
besonders für Lehrer.

Von

Johann Gottlieb Dreßler,
Seminardirector in Bautzen.

Bautzen 1852.
Verlag von Weller.
G. Schlüssel.

1795 HED

Vorrede.

Die vorliegende Denklehre, die sich ganz an Beneke's „System der Logik als Kunstlehre des Denkens" anschließt und daher nur für eine freie Bearbeitung desselben gelten will, hat, wie jenes System, folgende Eigenthümlichkeiten.

Sie geht erstlich überall streng genetisch zu Werke, läßt die einfacheren Denkformen den zusammengesetzteren vorangehn und erläutert das Spätere aus dem Früheren ganz in der Ordnung, wie es der Entwickelungsgang der menschlichen Seele, in welcher ja das Denken Statt findet, mit sich bringt.

Sie scheidet sodann strenger, als es bisher geschehen ist und geschehen konnte, das dem Denken Angehörige von dem, was aus anderen Thätigkeiten der Seele stammt, was also dem Denken schon vorliegt, von ihm nur aufgenommen, verarbeitet und gleichsam zurückgespiegelt wird. Die Grundlagen des Denkens nach ihren verschiedenen Formen sind bestimmt geschieden von den Denkgebilden selbst.

Sie widmet ferner der sprachlichen Einkleidung des Gedachten eine bei weitem größere Aufmerksamkeit, als

OCT 13 1894 Gunning 27

189491

es sonst die Logik zu thun gewohnt ist. Sie will hierdurch dazu beitragen, daß man die Unklarheiten, Schwankungen und Mißverständnisse, die so leicht durch den Sprachausdruck entstehn, möglichst zu vermeiden und der Darstellung der Gedanken die nöthige Bestimmtheit und Schärfe zu geben in den Stand gesetzt werde.

Sie begleitet endlich die erläuterten Denkformen und Denkgesetze überall mit praktischen Vorschriften, durch deren Befolgung das Denken vor Fehlern und Hemmungen bewahrt und ihm die möglichste Vollkommenheit verliehn werden kann und soll. Theils geschieht dies am Schlusse einzelner Abschnitte, theils unmittelbar an der Stelle, wo es Bedürfniß war, und es rechtfertiget sich diese Einrichtung von selbst, da das Denken eine Kunst ist, zu welcher eine „praktische" Denklehre die Anweisung nicht verabsäumen darf.

Daß eine solche Bearbeitung der Logik mancherlei Neues und Ungewohntes aufstellen muß, ist eben so natürlich, als daß sie sich ganz auf Seelenkunde zu stützen hat, nur nicht auf die bisherige höchst mangelhafte, sondern auf eine solche, welche sich genau an die Thatsachen der inneren Erfahrung hält. Wem diese „neue Psychologie" ganz unbekannt wäre, könnte die vorliegende Schrift nur unvollkommen verstehn, trotz dem, daß auf Klarheit und Genauigkeit der Fassung die möglichste Sorgfalt verwendet worden ist. Indeß sollte ich meinen, daß bei der großen Menge von Beispielen, die hier gegeben und größtentheils den Regeln vorausgeschickt sind, das Verständniß so gar schwer nicht sein könne, falls man nur einigen guten

Willen und einiges Interesse für die Sache mitbringt. Denn die Regeln wachsen überall aus den Sachen mit Nothwendigkeit hervor, wodurch Dürre und Abstractheit, der gewöhnliche Fehler der Schriften über Logik, fast gänzlich vermieden sein dürfte; und obschon eine Anweisung zum Denken nicht die Gefälligkeit eines Romanes haben kann, so wird man doch hoffentlich bald finden, daß hier über Langweiligkeit nicht zu klagen sein möchte. Habe ich mich hie und da wörtlich an Beneke angeschlossen, so geschah es, weil sein Ausdruck so treffend und klar war, daß ein besserer sich nicht finden ließ; im Ganzen bin ich aber meiner Art zu sprechen gefolgt und die Anordnung der Stoffe darf man größtentheils als mein Werk betrachten. Auch wird man die vielen Beispiele in der Regel auf meine Rechnung zu setzen haben, sowie die eingestreuten grammatischen Bemerkungen fast sämmtlich von mir herrühren.

Um manches Psychologische nicht zu umfänglich in die Schrift hereinziehen zu müssen, wurde öfter mit dem Buchstaben R. auf das weitverbreitete Werkchen verwiesen: „Die neue Seelenlehre Dr. Beneke's nach methodischen Grundsätzen in einfach entwickelnder Weise für Lehrer bearbeitet von G. Raue. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage, besorgt vom Seminardirector Dreßler in Bautzen. Bautzen 1850. Verlag von Weller (G. Schlüssel)." 22½ Ngr. — Diejenigen, welche den Inhalt dieses Schriftchens sich zu eigen gemacht haben, werden in der gegenwärtigen Denklehre Alles sehr faßlich finden, und wer überdies in Beneke's psychologischen Werken selbst zu

Hause ist, wird noch leichter mit ihr zurecht kommen. Ueberhaupt darf sich der Verfasser versprechen, den zahlreichen Kennern und Freunden der neuen Psychologie zu Danke gearbeitet zu haben; bei den Gegnern derselben kann er natürlich keinen Anklang finden, was ihn aber sehr ruhig lassen wird. Jede neue Wahrheit hat gegen alte Irrthümer zu kämpfen und wird nicht selten von denen am heftigsten verfolgt, die sich die Eingeweihten nennen. Das war immer so und wird so bleiben, so lange die Menschen Menschen sind. Dennoch dringt das Wahre zuletzt allemal durch, und auch die neuen Lehren dieser Logik werden schließlich das Feld behaupten. Einzelnes kann natürlich, da alles Menschliche Stückwerk ist, nicht über Verbesserungen erhaben sein, das Ganze als Ganzes aber steht fest. Mit Freuden werde ich Berichtigungen, die aus dem Wesen der menschlichen Seele geschöpft sind, entgegennehmen und bei künftigen Arbeiten ähnlicher Art dankbar benutzen; auf Entgegnungen aus den speculativen Standpunkten unserer Philosophen nehme ich keine Rücksicht; die Schrift selber wird zeigen, warum mir dies durchaus unmöglich ist.

Sollten Lehrer, für welche meine Schrift vornehmlich von Nutzen sein dürfte, einen Auszug daraus für die Hand der Schüler wünschen, so würde sich ein solcher leicht herstellen lassen. Mögen sie indeß erst versuchen, wie weit sich mit einer Behandlung der Logik in der hier gegebenen Weise kommen läßt. Die Schlußlehre, die nach der alten Theorie so große Schwierigkeiten macht, erscheint hier bei aller Erschöpfung so einfach und durchsichtig, daß man sich wundern muß, wie man sie früher so ungeheuer verkünsteln konnte, und was über die Inductionen und die Hypothesen gegeben ist, dürfte namentlich geeignet sein, den großen Unterschied zwischen Erfahrung und Speculation, den oft Philosophen am wenigsten kennen, recht ins Licht zu setzen.

Und so wird man, man lese nur weiter und weiter, noch gar Mancherlei finden, was wohl der Beherzigung werth sein dürfte. Doch es ist unnütz, eine Arbeit empfehlen zu wollen, wenn sie sich nicht selber empfiehlt; darum manum de tabula!

Ich habe bloß noch die Bitte, daß man die angezeigten wenigen Druckfehler vor dem Lesen verbessern möge, weil sie auf den Sinn wesentlichen Einfluß haben.

Bautzen, den 1. Juli 1852.

Der Verfasser.

Druckfehler.

S.	20.	Zeile	15	von	oben	lies	statt: ihr Fallen — ihre Bewegung.
"	20.	"	17	"	"	"	fallen — Bewegung.
"	28.	"	18	"	"	"	jener — jene.
"	44.	"	1	"	unten	"	wir Nichts — wir oft wenig oder Nichts.
"	69.	"	9	"	oben	"	vorbereiteet — verbreitet.
"	116.	"	22	"	"	"	es — er.
"	119.	"	13	"	unten	"	fremdartiges — Fremdartiges.
"	120.	"	4	"	oben	"	also formen — also neu formen.
"	149.	"	13	"	unten	"	den — dem.
"	217.	"	10	"	oben	"	Zusamm. — zusamm.
"	254.	"	15	"	unten	"	die Sphäre — die erste Sphäre.
"	296.	"	10	"	"	"	Ptolomäischen — Ptolemäischen.
"	306.	"	13	"	"	"	denselben — denselben.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Kapitel.

Von den Begriffen.

	Seite
§. 1. Wahrnehmen und Denken	1
§. 2. Fortsetzung. — Begriffe	2
§. 3. Verhältniß der Sprache zu den Vorstellungen	5
§. 4. Unerläßliche Vorbedingungen zur Entstehung der Begriffe	8
§. 5. Näheres über den Proceß der Begriffbildung und dessen richtige Benennung	10
Ueber die Ausdrücke: „concret" und „abstract"	13, 37
§. 6. Zusammengesetzte Begriffe	16
§. 7. Einfache Begriffe	20
§. 8 Wie aus den Wahrnehmungen, so bilden sich auch aus den Strebungen und Gefühlen Begriffe hervor. — Strebungs- und Gefühlsbegriffe	22
§. 9. Aus den niedern Begriffen entstehn höhere (weitere, allgemeinere) Begriffe. — Gruppenbegriffe, Reihenbegriffe, Formenbegriffe	28
§. 10. Grundformen und Vorzüge der Begriffe	38
§. 11. Praktische Vorschriften für die Erzeugung der Begriffe	45
§. 12. Unvollkommenheiten der Begriffe hinsichtlich ihrer Form	60
§. 13. Entstehung der Begriffe durch Determination	63
Sogenannte gemachte Begriffe	67
§. 14. Ueber den Inhalt der Begriffe. Haben in Hinsicht desselben die Begriffe Vorzüge vor den besonderen Vorstellungen?	68
§. 15. Mängel der Begriffe hinsichtlich ihres Inhaltes	75

Seite

§. 16. Ideale Betrachtung des menschlichen Begriffssystems.
Umfang der Begriffe 81
Eintheilung derselben 86
Was ist der Verstand des Menschen? 87

Zweites Kapitel.

Von den Urtheilen.

§. 17. Von den einfachen (analytischen) Urtheilen.
Was sind diese Urtheile und wie entstehen sie? 88
§ 18. Verneinende Urtheile 96
Ueber die Eintheilung der Urtheile nach ihrer Qualität . . . 99
§. 19 Vergleichungs- und Unterscheidungsurtheile 100
§. 20. Unvollkommene Urtheile oder witzige und dichterische Vorstellungsverbindungen (witzige Combinationen und Gleichnißcombinationen) . . 103
§ 21. Synthetische Urtheile 109
Eintheilung der Urtheile nach der Modalität 116
§ 22. Praktische Vorschriften für die Bildung der Urtheile 118
Was ist die Urtheilskraft? 139
§ 23. Die verschiedenen Bedeutungen des Wortes „Denken“ . . . 140

Drittes Kapitel.

Von den synthetischen Grundlagen des Denkens.

§. 24. Allgemeines über diese Grundlagen 144
§. 25. Grundlagen des auf die Außenwelt sich beziehenden Denkens. (Natur der sinnlichen Erkenntniß.) 146
§. 26. Grundlagen des auf unser Inneres sich beziehenden Denkens. (Natur der inneren Erkenntniß.) 159
§ 27. Grundlagen, welche dem auf die Außenwelt und dem auf unser Inneres sich beziehenden Denken gemeinsam sind 169
§. 28. Das Sein oder die Wirklichkeit (die Existenz) als Grundlage des Denkens 175
§. 29 Ueber den sprachlichen Ausdruck der synthetischen Denkgrundlagen . 198
Hypothetische Urtheile 199
Disjunctive Urtheile. Eintheilung der Urtheile nach der Relation . 203

Seite

Grammatische Bemerkungen über die Urtheile und Begriffe . . 204
§ 30. Von den Vorbildungen und Fortbildungen der einfachen Urtheile. Nachträgliche und vorläufige allgemeine Bemerkungen darüber . . . 206

Viertes Kapitel.

Von den logischen Verschmelzungen.

§. 31. Verschmelzung solcher Urtheile, welche bei gleichen Subjekten verschiedene Prädikate haben. (Conjunctive Urtheile, Erklärungen.) . . 210
Synthetische und analytische Erklärungen 219
Genetische Erklärungen 222
§. 32. Verschmelzung solcher Urtheile, welche bei gleichen Prädikaten verschiedene Subjekte haben. (Divisive Urtheile, Eintheilungen.) . . . 228
Synthetische und analytische Eintheilungen 236
Natürliche Eintheilungen 241
§. 33. Verschmelzung solcher Urtheile, welche ein gleiches Subjekt bei verschiedenen Prädikaten, mit solchen, die ein gleiches Prädikat bei verschiedenen Subjekten haben. (Bestimmung der Verhältnisse zwischen den Sphären zweier oder mehrerer Begriffe.) 247
Eintheilung der Urtheile nach der Quantität 251
Umkehrung der Urtheile 258
Contraposition der Urtheile 259
Gegensätze zwischen den Urtheilen 261
§. 34. Näheres über die Generalisirung der Urtheile oder die Bildung allg. Urtheile.
Das Wesen der Inductionen 262
1) Bestimmung des Inhaltes und der Form der Synthesen . 265
A. Vollkommnere Ausbildung der Wahrnehmungen . . 270
B Verarbeitung der wahrgenommenen Thatsachen im Denken. (Natur des Inductionsprocesses.) 275
2) Allgemeinheit der Synthesis (der Zusammenfassung) . . 281
3) Vollständigkeit dessen, was in der Induction zusammengefaßt wird 286

Fünftes Kapitel.

Von den logischen Substitutionen oder den analytischen Schlüssen.

(Einfache kategorische Schlüsse.)

§. 35. Die alte von Aristoteles und den Scholastikern herstammende Theorie derselben 290

Seite

§. 36. Grundcharakter der analytischen Schlüsse 297
§ 37. Beschaffenheit der Hilfsurtheile bei den analytischen Schlüssen . . 309
Nutzen der analytischen Schlüsse 316
§. 38. Conjunctive und divisive Schlüsse. 320
(Disjunctive Schlüsse) 324
Was ist das Schlußvermögen? 330

Sechstes Kapitel.

Von den synthetischen Schlüssen oder denjenigen, bei welchen die synthetischen Grundverhältnisse bestimmend sind.

§. 39. Einleitende Vorbemerkungen 332
§. 40. Combinationsschlüsse 341
§. 41. Setzungs- und Aufhebungsschlüsse. (Sogenannte „eigentliche hypothetische Schlüsse.") 345
§. 42. Ergänzungs- und Unterlegungsschlüsse. (Bloße Wahrscheinlichkeitsschlüsse.)
A. Allgemeines darüber 353
B. Hypothesen 356
Bestätigung derselben 361
C. Schlüsse nach der Analogie 366
D. Verhältniß der Hypothesen und Inductionen zu einander . 371
Natur der Selbstauffassung 373
Entstehungsgrund der synthetischen Schlüsse 377
§. 43. Die Begriffbildung in ihrem Fortschreiten betrachtet. — Welchen Werth haben die Definitionen für die Ausbildung des Denkens? . . 378
Ueber die Entstehung der idealen Begriffe 383
§. 44. Nachtrag zur Schlußlehre 386
1) Gleichartig zusammengesetzte Schlüsse 387
2) Ungleichartig zusammengesetzte Schlüsse (Dilemma) . . . 391
3) Verkürzung von Schlüssen 394
4) Fehl- und Trugschlüsse 395
Wie weit nur sind aprioriſche Erkenntnisse zuverlässig? . . . 399

Erstes Kapitel.

Von den Begriffen.

§. 1.

Wahrnehmen und Denken.

Ich stelle mir hintereinander vor bestimmte einzelne Menschen, Berge, Bäume, Wiesen, Sterne, Vögel, Fische, Käfer, Häuser, Zimmer, Tische, Bänke, Stühle, ꝛc., kurz: bestimmte einzelne Dinge, die ich früher kennen gelernt habe.

Habe ich nun gedacht? Nein, ich habe bloß solche Vorstellungen in mir zurückgerufen, die man Wahrnehmungen oder Anschauungen nennt: ich habe mich an sie erinnert.

Diese Wahrnehmungen sind Abbilder in meiner Seele von den Dingen, die früher auf mich eingewirkt haben. Sie heißen Spuren oder Angelegtheiten, inwiefern sie unbewußt in der Seele fortdauern; sie werden Einbildungsvorstellungen (Reproductionen) genannt,*) wenn sie nicht durch die Einwirkungen der Dinge selbst, sondern durch etwas Anderes (Worte, innere Erregungen) von Neuem bewußt werden; (unmittelbare) Wahrnehmungen oder Anschauungen heißen sie nur in jenem Falle.

Solche Abbilder tragen wir in uns auch von dem, was wir gehört, getastet, geschmeckt, gerochen und durch den Vitalsinn aufgefaßt haben, also Wahrnehmungen von Wörtern, Tönen, Lauten, Klängen aller Art, vom Rauchen, Glatten, Stachlichen, Harten,

*) Nicht zu verwechseln mit Einbildungen; bloß das fälschlich Reproducirte heißt und ist „Einbildung." S. unten §. 28.

Weichen ꝛc., vom Süßen, Sauren, Bittren, Ranzigen ꝛc., Empfindungen von den verschiedenen Düften, von Wärme, Kälte, Tobrigkeit der Luft ꝛc.

Warum nur die Abbilder vom Gesehenen und Gehörten sich klar zurückrufen lassen, darüber s. m. **Nane §. 8.**

Weil sie von außen her durch die Sinne entstanden sind, nennen wir sie sinnliche Wahrnehmungen oder Anschauungen, zum Unterschiede von den innern oder psychischen Wahrnehmungen, die es ebenfalls giebt.

Einzelvorstellungen heißen sie deshalb, weil sie von bestimmten einzelnen Dingen herrühren und diese daher einzeln in der Seele repräsentiren, wie sie denn auch wirklich als einzelne Seelengebilde in uns existiren.

Das Denken in der eigentlichen, logischen Bedeutung dieses Wortes kommt nicht durch sie, sondern durch die Gebilde zu Stande, von welchen der folgende §. handelt. Ohne sie würde es aber kein Vorstellen, sondern bloß ein dunkles Empfinden für uns geben.

Das Wort „Anschauung," eigentlich nur auf das Gesehene passend, pflegt man auch auf das Gehörte, Getastete ꝛc. anzuwenden, und spricht daher von Gehöranschauungen (Tonanschauungen ꝛc.), Tast-, Geruchsanschauungen ꝛc., häufiger indeß von Tast-, Geschmacks-, Geruchs- und Vitalempfindungen.

Jedoch ist, genau genommen, zwischen Empfindung und Anschauung oder Wahrnehmung ein wichtiger Unterschied; welcher? s in §. 50 bei **N.**

Ferner: Seelengebild heißt Alles, was nicht angeboren, sondern erst nach der Geburt in Folge von Erregungen gebildet, entstanden ist.

§. 2.

Fortsetzung. — Begriffe.

Was man Mensch, Berg, Baum, Wiese, Stern, Vogel, Fisch, ꝛc., Haus, Bank, Stuhl, Fenster ꝛc. nennt, kann ich mir auch so allgemein gehalten vorstellen, daß mir dabei nicht einzelne, bestimmte Menschen, Berge, Bäume ꝛc. einfallen, und solche allgemeine Vorstellungen bloß regen sich in mir, wenn ich die vorstehenden Worte schnell und ohne Aufenthalt lesend an meinem Auge vorübergehen lasse. Thue ich dies langsam, so werden auch leicht Einzelvorstellungen neben den allgemeinen wach.

Wir haben also neben den besonderen Vorstellungen (d. h. solchen, die sich als Anschauungen auf etwas Besonderes, Einzelnes beziehen) auch allgemeine Vorstellungen in uns, die bloß das „in sich begreifen," was den besonderen, aus denen sie herstammen, gemeinsam ist, und man nennt sie darum Begriffe. Auch sie sind einzelne Seelengebilde in uns, bald bewußt, bald wieder unbewußt.

Während die Wahrnehmung nur auf den einzelnen Gegenstand paßt, durch dessen Einwirkung sie in der Seele entstanden ist, paßt der Begriff auf alle die Dinge, deren Gemeinsames, Gleiches, er in sich begreift und abspiegelt, also z. B. der Begriff Baum auf alle Bäume, der Begriff Haus auf alle Häuser, der Begriff Stein auf alle Steine ꝛc. Natürlich! Denn allen Bäumen z. B. ist gemeinsam, daß sie Wurzeln, einen Stamm, Aeste und Zweige haben, während Blätter, Blüthen und Früchte nicht alle besitzen. Im Begriffe Baum liegen nun bloß jene 4 Merkmale, darum muß er nothwendig auf alle einzelnen Bäume passen; und so verhält sichs mit allen Begriffen.

Aus den §§. 15, 16 u. 17 bei **N.** ist zu ersehen, wie diese Begriffe entstehn, und warum sie viel klarere Vorstellungen sein müssen, als die Wahrnehmungen. Mit ihrem Lichte erleuchten sie daher Alles, worauf sie bezogen (= womit sie zusammen bewußtgemacht) werden, und diese Erleuchtung (Aufklärung) des Wahrgenommenen (überhaupt Vorgestellten) durch die Begriffe ist es, was man Denken in der eigentlichen, streng logischen Bedeutung nennt.

Denken in diesem Sinne heißt also: etwas sonstwie schon Vorgestelltes (Bewußtes) durch Begriffe klar machen.

So weit also die Begriffe fehlen, muß auch das Denken fehlen, denn nur durch Begriffe kann es zu Stande kommen.

Man überzeuge sich davon aus folgenden bekannten Thatsachen. — Es sprechen Millionen die deutsche Sprache, und sie bemerken nicht, daß sie es dabei mit Dingwörtern, Eigenschaftswörtern, Zeitwörtern, Fürwörtern ꝛc., mit Biegungen derselben, mit einfachen und zusammengesetzten Sätzen ꝛc. zu thun haben. Man verschaffe ihnen aber die Begriffe: Dingwort, Eigenschaftswort Zeitwort ꝛc.; die Begriffe: Biegung, Satz ꝛc., und sie werden die vorher ungekannten Wort- und Satzarten aufs bestimmteste erkennen und unterscheiden.

Eben so hören Tausende, die recht gut singen, nicht, daß sie dabei in halben und ganzen Tonstufen, in Terzen, Quarten, Quinten, Octaven ꝛc. fortschreiten, so wie Tausende und aber Tausende ihre Seelenthätigkeiten: ihre Vorstellungen, Begehrungen, Gefühle, Urtheile, Schlüsse, Phantasieacte ꝛc. nicht zu unterscheiden, ja kaum wahrzunehmen im Stande sind. Man erzeuge aber in jenen die Begriffe: Secunde, Terz ꝛc., kurz die Begriffe von den Tonabständen (Intervallen); in diesen die Begriffe: Vorstellung, Begehrung, Urtheil ꝛc. auf die seelengesetzliche Weise, und sie werden klar erkennen, was sie in jenen Thätigkeiten vollziehen und haben, wie und wodurch sich dieselben bestimmt von einander unterscheiden.

Jede andere Ausbildung, die man solchen Personen geben möchte, bewirkt diese Einsicht niemals, nur die entsprechenden Begriffe geben dieses Licht der Erkenntniß (des Einsehens, Begreifens, Verstehens, klaren Fassens).

Die Begriffe also sind es, durch die wir denken, d. h. Etwas klar einsehn, begreifen, verstehen, fassen (nicht zu verwechseln mit: auffassen = aufnehmen, wahrnehmen), und es erhellet hieraus, daß die genannten Wörter ganz gleichbedeutend sind, denn sie alle bezeichnen Eins und Dasselbe, nämlich: das mit **klarerem** Bewußtsein vorstellen, was sonst schon in uns bewußt ist, sonst schon von uns vorgestellt wird.

Um einzusehn, muß ich eigentlich draußen stehn; um zu begreifen und zu fassen, muß ich die Hände anwenden; um zu verstehen, muß ich mich auf die Beine stellen, und „denken" ist mit dichten stammverwandt, bedeutet also ursprünglich ein Zusammendrängen, Verdichten. Mithin sind alle diese Ausdrücke bildliche und das Eigentliche, was sie bezeichnen, ist Klarheit des Bewußtseins.

„Ich kann mir das denken, ich fasse, begreife, verstehe das, ich sehe das ein" — heißt immer: es ist mir klar.

Von den andern Bedeutungen, die das Wort Denken außer der logischen noch hat, kann erst weiter unten die Rede sein.

Wie also die Wahrnehmung eine Einzelvorstellung, so ist der Begriff eine Gesammtvorstellung (allgemeine Vorst.), und sollen wir zu dieser bloßen Worterklärung auch noch eine Sacherklärung oder Definition hinzufügen, so muß sie so lauten:

Der Begriff ist eine Vorstellung, welche aus verschiedenen Wahrnehmungen oder sonstigen Seelengebilden

durch die Vereinigung der gleichen Bestandtheile derselben entstanden ist. — Das Folgende wird diese Erklärung noch mehr rechtfertigen.

Neben der Wahrnehmung und dem Begriffe giebt es auch noch die sogenannte Idee (= Mustervorstellung), unter welcher man eine solche Vorstellung versteht, welche das Wahrgenommene, das Erfahrungsmäßige übersteigt, indem man sich einen Gegenstand durch sie in der höchst möglichen Vollendung, mithin verändert denkt.

Sie paßt also weder (wie die Anschauung) auf ein einzelnes, noch (wie der Begriff) auf eine ganze Gattung von Dingen in der Art, wie diese passen; vielmehr übertrifft sie den Gegenstand, auf welchen sie sich bezieht, allemal an Vollkommenheit. — Ideen der Künstler; moralische, religiöse ꝛc. Ideen.

Näheres über die Idee kann erst später gegeben werden.

Die Vorstellungen sind also theils Wahrnehmungen, theils Begriffe, theils Ideen.

Der gemeinübliche alltägliche Sprachgebrauch verwechselt diese Ausdrücke sehr häufig, indem er oft alles Dreies Idee und oft die Anschauungen Begriffe, und umgekehrt, nennt; ja selbst der wissenschaftliche Sprachgebrauch war zeither in dieser Beziehung noch schwankend.

Schon das Wort Vorstellung ist ein unbestimmter, weil allgemeiner Ausdruck, der nicht für seine Unterarten gesetzt werden sollte, wenn nicht der Zusammenhang bestimmt an die Hand giebt, ob diese oder jene Unterart gemeint sei.

Die Gesammtheit der Wahrnehmungen, die sich Jemand erworben hat, nennt man seine Erfahrung.

§. 3.

Verhältniß der Sprache zu den Vorstellungen.

Jedes Wort der Sprache bezeichnet bloß etwas Allgemeines, also nur einen Begriff. Dies zeigen die Beispiele im Anfange des vorigen §. Soll ein Wort eine Wahrnehmung bezeichnen, so müssen ihm noch so viele Wörter beigegeben werden, daß seine Bedeutung dadurch auf etwas Bestimmtes, Einzelnes eingeschränkt wird, und nur da können diese Beifügungen wegfallen, wo der Zusammenhang der Rede oder die Ueblichkeit diese Beschränkung von selbst herbeiführt.

Nach Umständen sind bald mehr, bald weniger Zusätze nöthig, um durch ein Wort dieselbe Wahrnehmung zu bezeichnen.

Dieses Haus, jenes Haus dort — so werde ich sagen, wenn ich nicht weit von demselben entfernt stehe. Bin ich von ihm räumlich und zeitlich weiter entfernt, so wird es etwa heißen müssen: das Haus auf der Lauengasse, das ich dir gestern zeigte, oder: das Haus auf der Lauengasse in Bautzen, das du im vorigen Jahre kaufen wolltest. In andern Fällen bloß: Jordans Haus, sein Haus, das Zollhaus, das Rathhaus und s. f. — „Dieser" (vorhergenannte) „Mann."

Haus, ein Haus, das Haus — sind dagegen Ausdrücke, die nur Begriffe bezeichnen, und es muß wenigstens eine veränderte Betonung eintreten, wenn der letztere Ausdruck zur Bezeichnung einer Anschauung zureichen soll, also: **das** Haus.*)

Selbst die Eigennamen, die immer auf etwas bestimmtes Einzelnes gehen, bezeichnen dasselbe nur im Allgemeinen, sind also begrifflicher Natur.

Luther. Ist damit immer der Reformator gemeint? Heißen nicht auch andre Leute so? Und hieß jener Reformator nicht Luther, als er noch ein Kind von 6 Jahren war?

Elbe. Es ist eine ganz andere Elbe, wenn ich sie im Riesengebirge, nicht weit von ihrem Ursprunge, dann bei Dresden und zuletzt bei Hamburg sehe.

Chimborasso. Das bedeutet bloß einen Berg; seine Größe, seine Gestalt, sein Platz auf der Erde ꝛc. ist mit diesem Worte noch nicht bezeichnet.

London. Vor 200 Jahren war diese Stadt ganz anders, als heute, und hieß auch schon London.

Auch zu den Eigennamen also müssen oft nähere Bestimmungen hinzutreten, wenn sie das gemeinte Individuum ausreichend verständlich bezeichnen sollen.

Aber warum hat keine Sprache der Erde für jeden einzelnen Gegenstand ein zureichendes einzelnes Wort, warum umschreibt jede

*) In manchen Fällen erfordert selbst die Bezeichnung eines Begriffs zwei oder auch mehrere Wörter, und wir werden hierzu im Folgenden Beispiele finden.

das verschiedene Einzelne, das sie bezeichnen will, mit Wörtern, die schon für Anderes gebraucht worden sind, und setzt sich dadurch der Gefahr der Unbestimmtheit und Unverständlichkeit aus?

Weil wir erstens die Kraft nicht haben, für die Millionen einzelner Gegenstände (man denke nur an die Millionen von Grashalmen, Baumblättern, Insecten ꝛc.) Millionen, ja zahllose Wörter zu merken, weil zweitens die Gleichheit der Gegenstände eben so groß, ja größer ist, als ihre Ungleichheit, und weil drittens die Dinge für unsre Wahrnehmung immer zusammengesetzt sind, folglich niemals durch Einen Ausdruck erschöpfend bezeichnet werden können. Nach dem Gesetz der Sparsamkeit setzt daher die Sprache ihre Tausende von Gedankenbezeichnungen (Sätzen) aus verhältnißmäßig wenig Wörtern zusammen, in ähnlicher Art, wie sie aus 24 bis 30 Lauten (und Buchstaben) Tausende von einzelnen Wörtern zusammensetzt.

Die Vorstellungen richtig und genau zu bezeichnen ist und bleibt aber eben darum eine Kunst, die der besonderen Uebung bedarf, und die leider weniger gefunden wird, als zu wünschen wäre. Daher die Erscheinung, daß durch den Gebrauch der Sprache das Denken oft eben so erschwert und gehemmt, als befördert wird.

Viele Wörter bezeichnen mehrere Begriffe, ja man kann dies fast von allen behaupten, weil sie bald eigentlich, bald bildlich gebraucht werden können. An der Stelle aber, wo ein Wort gerade steht, bezeichnet es stets nur Einen Begriff.

Die neuere Grammatik theilt die Wörter der Sprache in zwei große Hauptklassen, in Begriffswörter und Formwörter, und lehrt, daß die Formwörter solche seien, welche, wie die Biegungsendungen, nicht Begriffe, sondern nur Beziehungen oder Verhältnisse der Begriffe, also Etwas an den Begriffen ausdrücken. Auf grammatischem Standpunkte hat diese Eintheilung ihren guten Grund und läßt sich vollständig rechtfertigen. Auf logischem Standpunkte aber kann sie nicht gelten, denn auch die Formwörter und die Biegungsendungen bezeichnen Begriffe, z. B. und den Begriff der Verbindung, weil, denn den Begriff der Ursache, in den Begriff des Enthaltenseins, aus den Begriff der Entstehung, der Herkunft, bei den Begriff des räumlichen oder zeitlichen Nebeneinander, her und hin den Begriff der Bewegung ꝛc. Formwörter und Biegungs-

endungen thun daher die gleichen Dienste, z. B. er „ist“ noch „am“ Leben = er leb(et) noch; die Einwohner „von“ Berlin = die Einwohner Berlin(s) ꝛc. — Den Kern der Gedanken aber bezeichnen die Formwörter allerdings nicht, sondern dieser liegt in den Begriffswörtern. Näheres in §. 17.

Wie neben den Begriffen und Anschauungen auch die Wörter (die sichtbaren und die hörbaren) als besondere Seelengebilde in uns leben (§. 1.), so auch die Verknüpfungen zwischen den Begriffen und Wörtern. Denn die Redensart: „ein Wort bezeichnet diesen oder jenen Begriff,“ oder auch: „ein Wort hat diese oder jene Bedeutung, diesen oder jenen Sinn, drückt Das oder Jenes aus“ ꝛc., heißt immer: es ist dieser oder jener Begriff innerlich daran geknüpft.

Wie und wodurch diese besonderen Verknüpfungen entstehen, darüber s. m. N. §. 38.

§. 4.

Unerläßliche Vorbedingungen zur Entstehung der Begriffe.

Alles Denken geschieht durch Begriffe (§. 2.). Sie sind also diejenigen Seelengebilde, mit denen wir uns zunächst zu beschäftigen haben werden, um so mehr, als sie zugleich die einfachsten Denkgebilde sind und am frühesten unter allen Denkgebilden zur Entstehung gelangen.

Da sie nur aus Etwas, niemals aus Nichts entstehen können, so fragt es sich, was ihnen als Grund und Bedingung vorausgehen müsse.

Nun, bloß der Verstand! so lautet die herkömmliche Antwort; der Verstand ist der Urheber, der Werkmeister der Begriffe. Diese Ansicht wird indeß wohl schon durch das in §. 2. Gesagte etwas erschüttert worden sein; man nehme aber noch Folgendes hinzu.

Daß der Blindgeborne und der Taubgeborne keine Wahrnehmungen haben von Farben und Tönen, ist natürlich; warum aber gelangt jener nicht wenigstens zu dem Begriff Farbe, dieser zu dem Begriff Ton, selbst dann nicht, wenn ihr Verstand bereits für sehr vieles Andere entwickelt ist?

Die einheimischen Bewohner unter dem Aequator haben ganz klar die Begriffe: Wasser, Regen, Thau ꝛc., aber der Begriff Eis ist ihnen völlig fremd; warum nur?

Unser Luther war ein Mann von höchst ausgezeichnetem Verstande; aber wir finden keine Spur, daß er Begriffe gehabt hätte von Taback, Kartoffel, Kaffee, Platina, Sauerstoff-, Stickstoff-, Wasserstoffgas, von Dampfkraft, Fernrohr u. dgl.

Julius Cäsar ferner war einer der geistvollsten, verstandeskräftigsten Menschen, die je gelebt haben. Gleichwohl hatte er keine Begriffe von Schießpulver, Flinte, Kanone, Bombe, Kartätsche ꝛc.; denn hätte er sie besessen, er würde sie Andern bald anschaulich zu machen gewußt haben.

Daraus lernen wir: Man kann keine Begriffe von dem haben, wovon man nicht zuvor Anschauungen (Wahrnehmungen) erworben hat; die Erwerbung dieser ist die unerläßliche Vorbedingung zur Gewinnung jener.

Doch reicht dieß noch keineswegs hin.

Alle, die sprechen können, haben, wie schon bemerkt, Anschauungen von den Wörtern der Sprache, den Biegungen derselben, den Haupt- und Nebensätzen ꝛc., denn sie bedienen sich derselben oft sehr fertig und gewandt. Aber die Begriffe, die Andere aus ihnen gewonnen haben, und womit sie dieselben klar vorstellen und richtig unterscheiden, erlangen nur Wenige.

Dasselbe gilt (s. §. 2.) von Vielen, die ganz gut singen; aus ihren Tonwahrnehmungen entwickelt der Verstand, den sie in Bezug auf Anderes besitzen, niemals die Tonbegriffe, die andere Leute, z. B. Musiker, haben, und

eben so kommen die wenigsten Menschen zu den Begriffen: Urtheil, Schluß, Begriff, Idee, Einbildungsvorstellung, Seelengesetz, Abstractionsproceß, Combinationsproceß, Urvermögen ꝛc., obgleich Viele die Wörter dafür besitzen. Mit bloßen Wörtern aber erkennt man Nichts, und daher bleibt das reiche geistige Material, das sich von Jugend auf in ihren Seelen entwickelt hat, den Meisten eine verborgene Welt. Das Licht der Begriffe könnte ihnen, wie die Außenwelt, so auch diese Innenwelt erleuchten; aber bei allem Verstand, den sie für das sinnlich Wahrnehmbare besitzen, fehlt ihnen das Verständniß des Innern, warum? weil ihnen die Begriffe dafür fehlen. Wenn nun die Grundgebilde zu diesen Begriffen offenbar da sind, warum entstehen die letzteren nicht?

Weil in allen diesen Fällen eine zweite Bedingung unerfüllt geblieben ist: das Zusammenbewußtwerden der Grundgebilde (der Wahrnehmungen). Die den Grundgebilden gemeinsamen Bestandtheile, die den Begriff ausmachen sollen und werden, können nur dadurch sich wirklich zum Begriff vereinigen, daß die Grundgebilde gleichzeitig oder unmittelbar hinter einander zum Bewußtsein erregt werden; denn das Gleichartige zieht sich nie an, so lange es unerregt bleibt oder nur eine vereinzelte, abgerissene, namentlich zu schnell erfolgende Erregung empfängt. So lautet das hier waltende Seelengesetz.

Also: Die Entstehung der Begriffe setzt zweierlei voraus: a) Gebilde, die bei aller sonstigen Verschiedenheit doch gleiche, also gemeinsame Bestandtheile enthalten, b) gleichzeitige oder unmittelbar hinter einander (nicht zu schnell) erfolgende Erregung dieser Gebilde, weil das, was nicht zusammenerregt wird, sich weder anzieht, noch abstößt.

Die Gebilde, woraus allein die Begriffe entstehen können, heißen die Grundgebilde derselben, und es können alle Seelengebilde, inwieweit sie gleiche Bestandtheile in sich tragen, Begriffe aus sich erzeugen, mithin Grundgebilde für dieselben sein.

Daher besitzt die entwickelte Seele Begriffe aus Wahrnehmungen (die ersten, welche entstehen), aus Begehrungen, aus Gefühlen, aus niederen Begriffen, aus Urtheilen, Schlüssen, Ideen, aus ganzen Gruppen und Reihen von Seelengebilden.

§. 5.

Näheres über den Proceß der Begriffbildung und dessen richtige Benennung.

Die Begriffe können nie von außen in uns hineinkommen, denn die Außenwelt hat keine Begriffe. Sie hat nicht einmal Wahrnehmungen, sondern bloß Dinge und Aeußerungen (Thätigkeiten) der Dinge. (Dinge = Personen und Sachen).

Sobald aber die Dinge in der Richtung auf uns hin thätig sind, wirken sie auf uns ein und erzeugen so theils sinnliche Lustgebilde, theils sinnliche Unlustgebilde, theils (lust- und unlustlose) sinnliche Wahrnehmungen in uns. S. N. §. 4—11, besonders §. 24.

Bleiben wir bei den Wahrnehmungen stehen! Die Begriffe, die aus ihnen werden, verdanken dem Aeußern höchstens die Unterstützung, die in der Zusammenerregung der bereits erworbenen Wahrnehmungen besteht, sei es nun, daß die Gegenstände selbst diese Erregung vermitteln, oder daß dies durch Worte eines Lehrers oder einer sonstigen Person geschieht. Die Anziehung des Gleichen in den Wahrnehmungen, welche allein zu Begriffen führt, ist ein rein innerer Vorgang, den Niemand von außen her bewirken kann, den aber auch Niemand zu bewirken braucht, weil es ein angeborenes Gesetz der Seele ist, daß die gleichen Elemente ihrer Gebilde immer bei gleichzeitiger Erregung der letzteren zusammenstreben (zusammenfließen) und so zusammenbewußt werden.

Nur Eins scheint dabei auf den ersten Blick räthselhaft.

Gesetzt, es stünden vor mir nahe bei einander eine Linde, eine Eiche, eine Pappel, eine verdorrte Weide, eine ganz kleine Fichte und eine stattliche Buche. Sehe ich einen dieser sechs Bäume allein an, so bin ich im Stande, alle seine Bestandtheile, so verschieden sie auch sein mögen, bewußt vorzustellen, wenn auch der eine oder der andere sich stärker bewußt zeigt. Fasse ich aber alle sechs Bäume zugleich oder hintereinander ins Auge, so springt das Bewußtsein sofort auf das bloß Gleiche derselben über, auf das, wodurch sie eben allesammt Bäume sind, d. i. auf die Bestandtheile: Wurzeln, Stamm, Aeste Zweige.*) Das außerdem Verschiedene eines jeden Baumes (Art der Blätter, der Größe ꝛc.) wird, wo nicht ganz, doch ziemlich ganz unbewußt in mir, und ich sehe nicht ein, was die ungleichen Bestandtheile nöthigen mag, ihr Bewußtsein zu Gunsten der gleichen zu beschränken oder ganz einzubüßen.

Diese Thatsache würde auch ganz unerklärbar bleiben, wenn das Bewußtsein von sich allein abhängig, wenn es nicht durch innere Elemente bedingt wäre, deren Fortwandern es folgt und folgen muß.

*) Mit dem „Gleichen“ oder „Gemeinsamen“ ist also keineswegs „Eines“ gemeint; dies wolle man ja nicht außer Acht lassen.

— Man sehe über diese innern Erregungs- oder Bewußtseinselemente die §§. 13, 30 und 31 bei **N.**

Da es nun Seelengesetz ist, daß diese Elemente allemal dem am meisten zuströmen, was am innigsten verbunden oder vereinigt ist, so müssen die sechsmal vorhandenen Anschauungsbestandtheile: Wurzeln, Stamm, Aeste, Zweige — das Bewußtsein allein oder doch vorherrschend empfangen, denn diese sind wegen ihrer Gleichheit und wegen der Anziehung, die das Gleiche aufeinander ausübt, jetzt das am stärksten in der Seele Verbundene, abgesehen davon, daß das, was in jedem Baume nur einmal liegt, folglich in der Vorstellung von demselben nur einfach bewußt sein kann, hier sechsmal beisammen ist, also schon insofern ein sechsfach so starkes Bewußtsein geben muß.

Man s. über dies Alles **N.** §. 15., wo auch der Grund angegeben ist, warum der so entstandene Begriff fortdauert, obgleich auch ihm das Bewußtsein wieder entzogen wird.

Von dieser Abziehung oder Ablenkung des Bewußtseins hat nun der Begriff-Bildungsproceß den bekannten Namen: Abstractionsproceß (Abziehungsproceß) bekommen. Wer sieht aber nicht, daß es eigentlich die Combination (Anziehung) des Gleichen*) ist, wodurch die Begriffe entstehn, und daß die Abziehung des Bewußtseins vom Ungleichen sich nur als ein Nebenvorgang erweist? Wenn nun eine Benennung eigentlich von der Hauptsache, um die es sich handelt, zu entlehnen ist, so folgt, daß nur der Titel: Combinationsproceß der rechte sein würde. Da indeß die Combination des Gleichen sich noch viel weiter in der Seele erstreckt, als bloß auf die Begriffbildung, so mag es nach dem Grundsatze: in verbis simus faciles — bei dem einmal gebräuchlichen Titel sein Bewenden haben. Das deutsche Wort: Proceß der Begriffbildung ist übrigens als der bestimmteste Ausdruck auch der empfehlenswertheste.

Könnten die Begriffe durch bloße Abstraction, also durch Unbewußtwerden entstehn, so müßten Diejenigen zu den meisten Begriffen gelangen, die Alles recht leicht vergessen!

*) Streng genommen: des Gleichartigen; denn ganz gleich sind die gemeinsamen Elemente, z. B. die Stämme der Bäume, die Wurzeln der Bäume ꝛc. allerdings nicht.

Laut §. 2. sind und heißen die Anschauungen einzelne-oder besondere, die Begriffe allgemeine Vorstellungen. Wenn man dagegen die Anschauungen concrete (zusammengewachsene, verbundene), die Begriffe abstracte (abgezogene, abgesonderte) Vorstellungen nennt, so sind das Titel, die nicht sonderlich passen, da sie nur von etwas Zufälligem, Unwesentlichem entlehnt sind. Meistentheils gebraucht man indeß beide nur von den Begriffen. Man erklärt sich darüber gewöhnlich so. Ein Begriff sei abstract, wenn er für sich allein, außer Verbindung mit anderen Begriffen, mithin abgesondert vorgestellt werde, z. B der Begriff „Haus"; werde er dagegen mit anderen in Verbindung gebraucht, z. B. in dem Satze: „meine Schwester hat sich ein Haus gekauft", so heiße er concret. Allein es können und werden auch die Anschauungen theils einzeln, theils in Verbindung mit andern Anschauungen und mit Begriffen vorgestellt, und so müßten auch sie bald abstracte, bald concrete Anschauungen heißen. Man nehme die Beispiele: „dieses Haus" —; „dieser Mann hat sich jenes Haus dort gekauft". Es kommt diese Verwechselung des bestimmten Einzelnen mit dem Allgemeinen offenbar daher, daß die Sprache nur Wörter für das Allgemeine, für die Begriffe hat, und daß diese Wörter zugleich für das Einzelne, für die Anschauungen (unter Hinzunahme der nöthigen Bestimmungen) dienen müssen. Weil man dessen doch endlich inne geworden ist, so hat man sich mehrfach dahin geneigt, bloß die Anschauungen concrete, die Begriffe dagegen abstracte Vorstellungen zu nennen, was allerdings als eine Verbesserung gelten kann. Auf die Entstehung der damit bezeichneten Vorstellungen ist aber hierbei immer noch keine Rücksicht genommen, vielmehr wäre es nur ein glücklicher Zufall, wenn diese unbestimmten Titel sich auch genetisch rechtfertigen ließen, und es fragt sich, wie es damit stehe. Die Antwort kann nur folgendermaßen lauten.

In der Wirklichkeit existirt nichts Allgemeines, sondern lauter Besonderes = Einzelnes. Es giebt hier keinen allgemeinen Menschen, Stein, Baum, keine allgemeine Rose, Tulpe ꝛc. Die Anschauung Mensch, als eines bestimmten einzelnen, repräsentirt etwas Wirkliches, nicht aber der Begriff Mensch, eben weil dieser nur das Allen Gemeinsame vorstellt, das nur durch Ausscheidung aus den Wahrnehmungen von bestimmten Menschen zusammenbewußt werden konnte. Daher erklärt man auch das Concrete mit Recht für gleichbedeutend mit dem Wirklichen, das Abstracte für gleichbedeutend mit dem Nichtwirklichen, dem bloß Gedachten. Die Ausscheidung bleibt aber nicht stehen bei dem Gemeinsamen, das die Dinge in ihrer Ganzheit haben, wir scheiden aus denselben auch bloße Eigenschaften, vorübergehende Thätigkeiten, Verhältnisse ꝛc. ab, und so kommen wir z. B. zu den Begriffen: jung, alt, lang, lebendig, todt, essen, trinken, reifen, verwelken, links, dort ꝛc., während es in der Wirklichkeit kein Jungsein (Jugend), kein Alt-sein (Alter), kein Todt-sein (Tod), kein Dortsein ꝛc. für sich oder abgesondert giebt, sondern nur junge, alte,

todte ꝛc. Geschöpfe, wie ferner nur (Brod, Fleisch ꝛc.) essende, (Wasser, Bier ꝛc.) trinkende Menschen, nur reifende Früchte, blühende, verwelkende Gewächse ꝛc. vorkommen. Kurz Alles, was wir in den Begriffen denken, ist ausgeschieden, abgesondert aus den Wahrnehmungen, die allein das Wirkliche repräsentiren, und so erhellet, daß die Begriffe mit Recht abgesonderte Vorstellungen heißen können. Der Ausdruck „abstract" oder „abgezogen" besagt dagegen etwas Anderes; er deutet auf die angebliche Entstehung der Begriffe durch Abziehung des Bewußtseins hin. Das Bewußtsein zieht sich aber, wenn ein Begriff entsteht, gerade von denjenigen Anschauungsbestandtheilen ab, woraus er nicht wird; auf die gemeinsamen Bestandtheile derselben muß sich das Bewußtsein vielmehr hinlenken oder concentriren und nur hierdurch kann sich der Begriff aus den Anschauungen ausscheiden oder absondern. Das Abziehen des Bewußtseins führt nur zum Vergessen, und so wären, streng genommen, abstracte Vorstellungen solche, die durch Unbewußtwerden, durch Vergessen entstanden sind. Was meint man dazu? Indeß muß es erlaubt sein, das Wort „abstract" durch „ausgeschieden" oder „abgesondert" zu übersetzen, und unter dieser Bedingung kann dann jeder Begriff, statt eine allgemeine, eine abstracte Vorstellung genannt werden *).

In den Wahrnehmungen bleiben dagegen alle Bestandtheile zusammenbewußt, gleichsam zusammengewachsen, keiner wird ausgeschieden, und deutet man das Wort „concret" auf diesen Umstand, so heißen sie mit Recht concrete Vorstellungen **). S. jedoch §. 9. zu Ende.

Abgesehen indeß von dieser Erklärung, so steht fest, daß man nicht Begriffe und „abstracte Begriffe" unterscheiden darf; denn abstract ist jeder Begriff, die höhern nur mehr als die niedern, und

*) Bei dieser Ausscheidung werden aber die Begriffe nicht etwa herausgerissen aus ihren Grundgebilden, sondern es ist, wie schon gezeigt, diese Trennung nur eine gesonderte Bewußtwerdung des Gemeinsamen, das zugleich durch die erregenden Elemente eine besondere Verknüpfung empfängt, denn diese Elemente wirken auch als verbindende Elemente. S. N. §. 38.

**) Eine bloß grammatische und darum ganz anders klingende Erklärung vom Concreten und Abstracten giebt Becker, der berühmte Grammatiker, in seiner „Schulgrammatik der deutschen Sprache." Er geht, wie alle Grammatiker, von der irrigen Ansicht aus, das Abstracte zeige sich nur im Bereiche der Dingwörter, der Substantiven, und darum sagt er: Concretum ist ein solches Substantiv, das ein thätiges oder gethanes Sein darstellt, z. B. Trinker, Schloß (= trinkendes, schließendes Ding oder Sein), Trank, Liebling (= getrunkenes, geliebtes Sein), also ein Sein oder Ding, mit welchem die Thätigkeit, von der es seinen Namen empfangen, als noch zusammengewachsen, verbunden gedacht wird. Abstractum heißt dagegen ein solches Dingwort, das den Begriff einer Thätigkeit ausdrückt, welches von dem Sein abgezogen (getrennt) gedacht und selber als

da der Ausdruck concret passender für die Anschauungen üblich geworden ist, so ist es noch weniger zuläßig, von „concreten Begriffen" zu reden.

Eben so ist die Benennung „reine Begriffe" falsch, man müßte denn solche damit meinen, die sich auf gar nichts Sinnliches beziehen, z. B. Weisheit, Tugend ꝛc. Dann aber sieht man immer nicht ein, warum z. B. der Begriff „Haus" als ein nicht-reiner zu betrachten sein sollte. Unrein sind doch nur solche Begriffe, in welche sich ungehörige Elemente eingemischt haben, wie wir solches im Folgenden kennen lernen werden.

Wenn ferner nicht selten der Ausdruck: „allgemeiner Begriff" vorkommt, so ist auch dieser Titel eigentlich nicht zuläßig. Welcher Begriff wäre denn nicht allgemein? Man meint aber mit jenem Ausdrucke sehr hohe Begriffe, die sich durch ihre größere Allgemeinheit von den übrigen merklicher unterscheiden, z. B. Wesenheit, Zufälligkeit, Nothwendigkeit, Gattung, Verhältniß und dergleichen. Ihnen stellt man dann die „besonderen" Begriffe, wohl auch die „einzelnen" als andere Arten gegenüber. Um Mißverständnissen zu entgehen, werden alle diese Titel lieber zu vermeiden sein.

Daß endlich die Ausdrücke: „anschaulicher Begriff", „sinnlicher Begriff", „intellectueller Begriff" ꝛc. immer etwas mehr oder weniger Unangemessenes haben, leuchtet von selbst ein. Es sind das grammatische Wendungen, die öfters geradezu falsch oder wenigstens der Deutlichkeit und Bestimmtheit nicht förderlich sein werden.

Ueber die Entstehung der Begriffe durch Determination, sowie über ihr scheinbares Hervorgehen aus Urtheilen sprechen wir weiter unten.

ein Sein (Ding) dargestellt wird, z. B. Trunk, Schluß, Liebe. — Erstlich ist das keine Sach-, sondern eine bloße Namenerklärung, die man aber zugeben muß, da es gewiß ist, daß wohl die meisten Dinge ihren Namen von der Thätigkeit empfangen haben, die man an ihnen beobachtete, und daß die Wörter für die bleibenden wie für die vorübergehenden Thätigkeiten die Dingform annehmen können. Sodann ist aber eben so gewiß, daß das Abstracte viel weiter sich erstreckt, als bloß auf einige Substantiven, indem jedes Wort der Sprache nur etwas Allgemeines, also Abstractes bezeichnet, und daß die Genesis des Abstracten nur aus den Seelengesetzen, nicht aus den bloßen Gesetzen der Grammatik erklärt werden kann. Wie wir aus §. 3. wissen, sind nicht einmal die Eigennamen Concreta im erschöpfenden Sinne dieses Worts, da sie vielmehr die bestimmten Einzeldinge immer nur im Allgemeinen bezeichnen. Und wo in der Welt käme ein Laufen, Schreien, Sehen, Hören, Tragen ꝛc., ein süß, sauer, leicht, schwer, groß, klein, u. s. f. für sich vor? Es sind das lauter Begriffe, die auf tausend verschiedene Dinge passen, weil sie ihnen allen gemeinsam sind. Man sehe Näheres über das Alles in §. 29.

Resultate:

1. Die Begriffe entstehen nicht durch den Verstand, sondern was wir Verstand (Verständniß) nennen, ist erst eine Folge bereits entstandener Begriffe.

2. Die Abziehung oder Abstraction des Bewußtseins kommt jederzeit vor, wenn Vorstellungen oder Vorstellungsbestandtheile unbewußt werden, was aber niemals zur Entstehung von Begriffen, sondern nur zum Vergessen führt; mithin können die Begriffe auch nicht durch Abstraction entstehn.

3. Es ist lediglich die als allgemeines Seelengesetz waltende Anziehung oder Combination des Gleichartigen, der wir die Begriffe verdanken, und wo daher Begriffe nicht entstehen, liegt die Schuld entweder an den mangelnden Vorbedingungen (§. 4.), oder noch tiefer, nämlich an der Schwäche der Urvermögen, die das Aufgefaßte nicht festhalten, so daß wenig oder Nichts da ist, was zusammenstreben könnte, wie solches bei den Thieren und beim Menschen in den niederen Sinnen mehr oder weniger der Fall ist.

4. Der tiefste Grund von der Entstehung der Begriffe und somit des Verstandes liegt daher in der Kräftigkeit der höhern menschlichen Sinnenvermögen (Urvermögen).

Man vergl. über dies Alles §§. 15. 16. und 17. bei **R.**

5. Von allem Dem, was bloß einmal existirt, können wir keine Begriffe, sondern bloß Wahrnehmungen haben. Himmel, Donau, Ostsee, Paris, Blocksberg, jeder einzelne Mensch, Baum, Garten, Tisch ꝛc. Wer nicht, wie der Astronom, mehrere Sonnen und Monde beobachtet hat, für den ist auch Sonne und Mond bloß Anschauung. Doch können von diesen und ähnlichen Dingen Begriffe auch durch Determination gewonnen werden (s. §. 13.).

§. 6.

Zusammengesetzte Begriffe.

Die Begriffe sind entweder zusammengesetzt oder einfach. In einigen lassen sich nämlich verschiedene Bestandtheile (Theilvorstellungen, Merkmale) unterscheiden, in andern wird bloß ein einziges Element vorgestellt. So liegen z. B. in dem Begriffe Wasser die Theilvorstellungen: räumlich ausgedehnt, flüssig, durchsichtig, geruchlos, geschmacklos; dagegen findet sich in den Begriffen: Eins, hier, ja, nein ꝛc. durchaus nichts Verschiedenes, sondern jeder enthält bloß Ein Merkmal.

Woher nun dort das Viele, hier das bloß Eine?

Man erinnere sich aus §. 38. bei **R.**, daß für die sinnliche Wahrnehmung Alles zusammengesetzt ist, und daß daher die Anschauungen theils Vorstellungsgruppen, theils Vorstellungsreihen sind. Die Wahrnehmung Lerche enthält jederzeit verschiedene Bestandtheile (Gruppe), eben so die Wahrnehmung jedes Wortes, jeder Melodie (Reihe), und selbst in dem einfachsten Tone und Laute findet sich Stärke, Höhe und Dauer beisammen.

Nicht anders ist es bei unsern innern Wahrnehmungen. Jedes Seelengebilde kündiget sich uns bei seiner Erregtheit an als in einem gewissen Grade stark, bewußt, lebhaft, gespannt, dauernd ꝛc. zugleich, abgesehen davon, daß es sich seiner Entwickelungsform nach als Begehrung, als Gefühl, als Vorstellung zugleich offenbaren kann (s. **R.** §. 49.). Für die Wahrnehmung ist also auch das Geistige nicht einfach.*)

Man betrachte nun z. B. die Anschauungen: runder Thurm, eckiger Thurm, kleiner Thurm, großer Thurm, steinerner Thurm, hölzerner Thurm, alter Thurm, neuer Thurm, grauer Thurm, weißer Thurm ꝛc.

Diesen Thürmen ist Mehreres gemeinsam: sie sind räumlich nach drei Richtungen hin ausgedehnt und die größte Ausdehnung geht bei allen nach oben, sie sind nicht hörbar, sondern sichtbar, sie sind von Menschen erbaut, sie dienen andern Zwecken als die Wohnhäuser, u. s. f. Wird dieses Gemeinsame, wie es in der Regel beim Anblick von Thürmen oder bei der Erinnerung an solche geschieht, zusammen-

*) Ja dieses qualitativ Zusammengesetzte ist immer auch quantitativ zusammengesetzt, indem jedes Seelengebilde, sei es sinnliche Wahrnehmung oder was es sonst wolle, zugleich mehr oder weniger Vielspurigkeit besitzt. Man sehe über diese Zusammensetzung durch Spuren §. 9. und 10. bei **R.**

bewußt, so giebt es den Begriff Thurm, und wie sollte er einfach sein können?

Hören, schlagen, loben, kaufen, holen. — Diese Wörter unterscheiden sich von andern Wörtern, die zu deren Gattung nicht gehören, dadurch, daß man an ihnen die bekannten Zahl-, Personen-, Zeit- und Aussageverhältnisse, so wie die That- und Leideform und noch einiges Andere bezeichnen kann. Dieses Gemeinsame wird zusammenbewußt, wenn der Unterricht oder die eigene Beobachtung die Aufmerksamkeit vollständig darauf hinlenkt, und so entsteht der Begriff **verbum** oder Zeitwort, der ebenfalls kein einfacher sein kann.

Wie unsre Erde einen Begleiter, den Mond, hat, so beobachtet der Astronom, daß auch andere Weltkörper: Jupiter, Saturn, Uranus und Neptun dergleichen haben. Diese Begleiter kommen darin überein, daß sie an sich dunkle Körper sind, daß sie ihr wechselndes Licht von der Sonne empfangen, daß sie um ihren betreffenden Centralkörper (Planeten) und zwar in elliptischen Bahnen und zugleich mit diesem um die Sonne sich bewegen. Dieses Gemeinsame zusammenbewußt giebt den Begriff Trabant (= Mond), der also zusammengesetzt ist, aber nur in der Seele des Astronomen durch Abstraction entstehen kann, weil nur dieser die wirklichen Anschauungen als die Grundvorstellungen dieses Begriffes erwirbt.

Dies Letztere gilt auch von der Entstehung des Begriffes Fixstern. Nur der Astronom schaut wirklich an, daß die Sonne stillsteht wie tausend andere Sterne, zu denen sie also zu rechnen ist; daß alle diese Körper ihr eigenes Licht haben und daß die ganze Einrichtung des Weltalls die Vermuthung begründe, es möchten, wie um unsre Sonne, sich auch um die übrigen unbeweglichen Sterne Planeten mit zugehörigen Trabanten bewegen. Diese Anschauungen steuern die genannten gleichen Bestandtheile zusammen und so entsteht der zusammengesetzte Begriff Fixstern.*)

*) Daß nach neuern Beobachtungen auch die Fixsterne nur scheinbar still stehn, ändert an der obigen Erklärung Nichts. Die Begriffe müssen enthalten, was die Wahrnehmungen enthalten, und diese waren von den Fixsternen bisher so beschaffen, daß das Merkmal der Bewegung darin nicht vorkam. Uebrigens ist diese Bewegung so unmerklich, daß sie für die tägliche, ja jährliche Wahrnehmung und Beobachtung noch = Null ist und wir daher getrost fortfahren können, von Fixsternen zu reden.

Ich habe verschiedene Karpfen gesehn: kleine, große, alte, junge, lebende, todte, männliche, weibliche ꝛc. Diesen Anschauungen verdanke ich den Begriff Karpfen, weil das Gleiche der Anschauungen zusammengeflossen ist, und eben so habe ich den Begriff Hecht aus den verschiedenen Wahrnehmungen von Hechten, den Begriff Forelle aus den verschiedenen Anschauungen von Forellen, den Begriff Aal aus den verschiedenen gesehenen Aalen abstrahirt ꝛc. Einfach können diese Begriffe nicht sein, da in ihnen allen die Merkmale: im Wasser lebend, schwimmend, mit Flossen begabt, durch Kiemen athmend ꝛc. enthalten sind.

Die Lerche singt, die Blume blüht, der Schnee ist weiß, die Taube ist ein Vogel ꝛc. Betrachte ich diese Sätze grammatisch, so finde ich an ihnen folgendes Gemeinsame: in jedem kommen zwei Bestandtheile vor, und der zweite ist stets aussagend auf den ersten bezogen. Es wird ferner in diesen Sätzen nicht gefragt, nicht gewünscht, nicht geboten, sondern geurtheilt. Hieraus erwächst mir der Begriff Urtheilssatz, der noch kein einfacher ist. Welche Merkmale enthält er?

So eben fällt mir der schöne grüne Baum ein, den ich gestern auf einem Spaziergange gesehen, und ich denke mir seine Blätter hinweg, als wäre er kahl, wie im Winter. Aehnliches thue ich in Betreff des Nachbarhauses, das mir einfällt; ich stelle mir statt seines Schindeldaches ein Ziegeldach vor. Ferner verändere ich die Vorstellung von meinem gestern noch kranken Bruder dahin, daß er mir als vollkommen gesund erscheint ꝛc. Aus solchen rein inneren Vorgängen, die mir zu Tausenden im Bewußtsein gestanden, habe ich den Begriff: phantasiren abstrahirt, und auch dieser ist kein einfacher. Denn er enthält die zwei Merkmale: Unbewußtes zum Bewußtsein zurückrufen und dann umändern.

Also: Wenn Anschauungen, die nie einfach sind, so zusammen erregt werden, daß die **sämmtlichen** (oder doch die meisten) gemeinsamen Bestandtheile derselben zum Bewußtsein kommen, so verknüpfen sich diese Bestandtheile auch sämmtlich und für immer untereinander, und das giebt zusammengesetzte Begriffe.

§. 7.

Einfache Begriffe.

Das Gemeinsame, was in einer Anzahl zusammenerregter Anschauungen liegt, muß dagegen einfache Begriffe zur Folge haben, wenn bloß das eine gemeinsame Glied (Bestandtheil, Beschaffenheit, Thätigkeit) zur Erregung kommt, wie solches geschieht, wenn die erregenden oder Bewußtseinselemente sich bloß auf Einen gemeinsamen Punkt concentriren.

Die Veranlassung hierzu bietet sich jedem Kinde schon frühzeitig bei und in dem Gebrauche seiner Sinne dar.

Gesetzt, ein Knabe sieht mehrere Gegenstände, die er nach ihrer Verschiedenheit betrachtet, plötzlich in Bewegung gerathen, indem sie etwa vom Tische zur Erde fallen. Muß nicht hier alles Verschiedene so wie alles Gemeinsame, das sie haben, durch das Eine Gemeinsame, ihr Fallen, aus dem Bewußtsein verdrängt und dieses allein vorgestellt werden? So entsteht, da auch vieles Andere diese Erscheinung darbietet, der einfache Begriff fallen.

Ferner. Ein Mädchen sieht mehrere Bänder und Fäden von verschiedener Farbe, Breite, Dicke und Länge hängen. Es kann verschiedene Begriffe aus diesem Anblick abstrahiren, gewiß aber wird auch das Langsein, und vornehmlich dieses, das Auge beschäftigen, wobei das Bewußtsein von dem übrigen Gemeinsamen abgelenkt und dafür auf dieses eine Merkmal hingelenkt wird. So bildet sich der Begriff lang, der ein ganz einfacher ist, weil jede andere Ausdehnungsrichtung von ihm ausgeschlossen ist.

Weiter. Ein Kind sieht mehrere Gegenstände auf einem Haufen liegen, daneben liegt seitwärts einer allein. Dieser Gegensatz macht, daß zwei Begriffe sich in ihm herstellen, indem jetzt das Bewußtsein der Vielheit, jetzt wieder das der Einheit begünstiget wird, je nachdem es bald dorthin, bald hieher blickt. Vom Urtheilen ist hierbei Anfangs gar nicht die Rede; der bloße Anblick concentrirt die Erregungselemente von selbst bald so, bald so, indem alles Uebrige an den Gegenständen durch diese Concentration aus dem Bewußtsein gebracht und letzteres nur bei ihrer Vielheit oder Einheit fixirt wird. Der letztere Begriff ist ein einfacher und wir nennen ihn Eins.

Schon jeder einzelne Gegenstand führt auf ihn hin, durch jenen Gegensatz wird seine Entstehung nur beschleunigt.

Auf ähnliche Weise entsteht der Begriff lange, der aus der Dauer der Thätigkeiten der Dinge abstrahirt ist. Er kann, wie der Begriff lang, verschiedene Grade haben, aber er enthält bloß das einzige Merkmal der zeitlichen Ausdehnung (der Dauer).

Wie auf Veranlassung der Sinne, so fließt auch auf Veranlassung des (rein inneren) Selbstbewußtseins das Gleiche der Seelenakte zusammen, und auch hier oft nur ein Merkmal.

Was z. B. in unserer Seele kommt und geht (bewußt und unbewußt wird), kann noch so verschieden sein, es kommt entweder lebhaft oder matt, dunkel oder klar, heiter oder trübe gestimmt ꝛc., und jedes dieser Merkmale muß sich allmälig gesondert zum Bewußtsein erheben, so bald nur die Aufmerksamkeit sich auf die inneren Thätigkeiten zu richten beginnt. Dies führt zur Entstehung der einfachen Begriffe: lebhaft, matt, dunkel, klar ꝛc.

Man betrachte noch die Begriffe: Anfang, Ende, Mitte, Grenze, Stille ꝛc.; stehen, liegen, sitzen, hangen, bleiben, thun, leiden ꝛc.; schnell, langsam, rein, hell, finster, heute, spät ꝛc.; oben, unten, her, hin, und, aus, von, bei, nach ꝛc.; frei, schön, häßlich, gut, böse, wirklich, möglich, nothwendig, sein (existiren), u. s. f. Sie stehen in unserer Seele mit den Anschauungen und mit anderen Begriffen, mit denen beiderseits sie Gruppen und Reihen bilden, in der engsten unauflöslichsten Verbindung (warum? s. §. 5.) und wecken sie daher leicht zu sich hinzu; in ihnen selbst aber lassen sich durchaus keine Merkmale (Theilvorstellungen) unterscheiden, denn sie sind streng einfache Begriffe. Daraus erklärt sich auch, daß sie sich nicht definiren lassen, indem das Definiren nur durch Angabe von Theilvorstellungen geschehen kann.

Es versteht sich von selbst, daß die einfachen wie die zusammengesetzten Begriffe um so stärker und klarer ausfallen müssen, je öfter sich der Abstractionsproceß für sie wiederholt, d. h. aus je mehreren neu erworbenen Anschauungen sich ein gleiches Element ihnen zugesellt, wenn und weil diese Anschauungen mit dem wachsen sollenden Begriffe zusammen erregt werden.

Ueber die Höhe mancher dieser Begriffe und ihr gänzliches Fehlen in manchen Menschen wird sich weiter unten zu sprechen Gelegenheit finden.

Summa: Aus den zusammengesetzten Wahrnehmungen müssen sich einfache Begriffe erzeugen, wenn bei denen, die zusammenerregt werden, sich die Erregungselemente nur auf den einen gemeinsamen Bestandtheil ergießen, und die übrigen Bestandtheile, in Folge hiervon, keine Erregung und kein Bewußtsein empfangen.

Dieser gemeinsame Bestandtheil ist gewöhnlich entweder eine Eigenschaft, oder eine vorübergehende Beschaffenheit, oder eine zufällige Thätigkeit. In anderen Fällen bezeichnet der einfache Begriff nur ein ganz allgemeines Verhältniß oder eine Beziehung zwischen den Dingen und deren Thätigkeiten (aus, zu, bei, oben, unten, möglich, nothwendig ꝛc.) und dann heißt er Formenbegriff, der in der Regel nicht aus bloßen Anschauungen entsteht. Näheres in §. 9.

§. 8.

Wie aus den Wahrnehmungen, so bilden sich auch aus den Strebungen und Gefühlen Begriffe hervor. Strebungs- und Gefühlsbegriffe.

Jedes Urvermögen der Seele ist seiner Natur nach strebend. Indem es die erstrebten Eindrücke der Dinge (die Reize derselben) empfängt und aneignet, wird es vorstellend, und inwiefern es sich der so erlangten Ausbildung als einer von anderen Seelenvorgängen verschiedenen bewußt wird, erweist es sich zugleich als ein fühlendes Vermögen. Vorstellen, Streben und Fühlen sind also nur drei verschiedene Formen eines und desselben Seelenaktes, nicht drei verschiedene Gebilde, und noch weniger setzen diese Formen drei besondere angeborene Vermögen in der Art voraus, wie solches die alte Psychologie sich dachte. Das ursprünglich unbestimmte Streben eines Urvermögens kann sich aber durch Lusteindrücke zu einem bestimmten Streben entwickeln, zu einem Streben auf den Gegenstand hin, von welchem die Lusteindrücke ausgingen, kann in dieser Form bleibend werden und heißt nun Begehren. In diesem Begehren liegt also immer das Vorstellen des Erstrebten mit. Werden die Urvermögen durch Unlusteindrücke entwickelt, so bilden sie sich zum Widerstreben aus, worin ebenfalls der abgewehrte Gegenstand mit vorgestellt wird, und somit erhellet, daß das entwickelte Streben in der menschlichen

Seele theils Begehren, theils Widerstreben ist, welchem stets das Fühlen als eine begleitende Form anhaftet. Das Genauere hierüber muß die Schrift von **Nane**, die es ausführlich behandelt, an die Hand geben.

Nur das Gleichartige zieht einander an, mithin nicht die ungleichartig (durch Entwickelung) geformten Vermögen, sondern die gleichartig geformten, und hierdurch verstärkt sich, wie das Vorstellen, so auch das Begehren, Widerstreben und Fühlen. Immer hat nämlich ein Vermögen diese, ein anderes jene Form vorherrschend empfangen, und je gleichartiger dabei die Objecte sind, von welchen diese Entwickelungs-Formen herstammen, desto mehr vereinigen sich die so ebenmäßig entwickelten Vermögen zu Einem Ganzen.

So entstehn vielspurige einzelne Vorstellungs-, wie nicht minder vielspurige einzelne Begehrungs-, Widerstrebungs-, und Gefühlsakte, die sich forterhalten und insofern fertige Begehrungen, Widerstrebungen und Gefühle ausmachen, die sich nur von Neuem zu reproduciren (zu neuer Erregung zu kommen) brauchen. Man bezeichnet auch sie mit dem Namen Gebilde. Aus ihnen arbeiten sich die allgemeinen Begriffe: „Begehrung", „Widerstrebung", „Gefühl" hervor, und zwar lediglich in Folge der stets fortgesetzten Anziehung des Gleichartigen, die immer mehr des Ungleichartigen ausscheidet. Begehrung und Widerstrebung haben bei aller Verschiedenheit doch das Streben gemeinsam, und indem sich dieses Merkmal zu einem gesonderten Bewußtsein aus jenen beiden Begriffen erhebt, entsteht eben der Begriff: Streben.

Man achte darauf, in welcher allmäligen Abstufung diese Begriffsentwickelung vorschreitet, und wie dabei immer das Fühlen mit dem Streben Hand in Hand geht. Aus dem Pflaumengenuß z. B., den es als wohlschmeckend fühlt, erzeugt sich dem Kinde zunächst nur das Pflaumenbegehren; soll das Kirschenbegehren, das Aepfelbegehren ꝛc. entstehn, so muß es diese Obstsorten vorher genießen, und ist dies mit noch mehreren andern Obstsorten geschehn, so sind die Grundgebilde erworben, aus welchen der Begriff Obstbegehren entstehen kann und wird. Kann es mit diesem Begriffe das Kleiderbegehren vollziehn oder wenigstens vorstellen? Durchaus nicht. Nicht einmal das Brod-, das Kuchen-, das Butterbegehren ꝛc. ist damit

vorstellbar, und das Kind wird, wie die Kinder der Wilden, nackend umherschweifen, wenn es niemals das Wohlthätige der Kleider durch Anlegung derselben kennen gelernt hat. Erst durch solche Erfahrung wird es Begehrungen nach einzelnen Kleidern in sich ausbilden, und nur aus diesen Begehrungsakten kann sich der Begriff Kleiderbegehren entwickeln.

Man frage sich ferner, ob Jemand, der die Anhörung von Tanzmusikstücken zu begehren vermag, hiermit auch die Anhörung von Trauergesängen, wohl gar von Symphonien, Oratorien zu begehren in den Stand gesetzt sei, und ob der Begriff Musikbegehren wohl aus etwas Anderem zu gewinnen sei, als aus den einzelnen Begehrungsakten, welche durch einzelne mit Lust empfundene Musikstücke zuförderst in ihm entstanden sind. Hätte ich auch noch so viele Begehrungen nach Anschauung von Gemälden, von Feuerwerken, von schönen Gegenden, von bestimmten Personen, von Volksaufzügen, Theaterstücken ꝛc. in mir entwickelt, das hilft mir zur Gewinnung des Begriffes Musikbegehren gar Nichts; denn das Hörbare (die Musik) kann weder als Vorstellung noch als Begehrung aus dem Sichtbaren hervorgehn, und wie ich daher aus den zuletzt genannten Objecten nur einen Begehrungsbegriff gewinnen kann, der sich auf Sichtbares bezieht, so führen ebenfalls die Begehrungen, die sich im Geruchs-, im Vital- und Muskelsinne entwickeln (Begehrungen nach Blumenduft, nach Bequemlichkeit, nach Körperbewegung, z. B. Tanz ꝛc.) zunächst nur die hierauf sich beziehenden Begehrungsbegriffe herbei.

Mit den Widerstrebungen und den aus ihnen resultirenden Begriffen ist es nicht anders. Die Widerstrebungen, die ich gegen falsche Harmonien und Melodien in mir trage, befähigen mich noch nicht, falschen lateinischen Sätzen zu widerstreben, und der Widerwille gegen fehlerhafte Interpunction der Sätze läßt mich über falsche Schattirung in einem Gemälde gleichgiltig hinweggehn, wenn ich gegen die letztere nicht besondere Widerstrebungsakte in mir hergestellt habe. Eben so finden wir Tausende, welche der Unreinlichkeit nicht widerstreben, während sie z. B. Geldverlust gewaltig in Harnisch bringt. Nur was einzeln als Unlust empfunden, gefühlt worden ist, bildet sich zu Widerstrebungen im Menschen aus, und eben so

entstehen zunächst die einzelnen Widerstrebungsbegriffe hieraus, die den einzelnen Unlustempfindungen entsprechen.

So gelangt der Mensch, wenn er sich stätig entwickelt, nach und nach zu einer großen Menge einzelner Begehrungs- und Widerstrebungsbegriffe, deren keiner die Stelle des andern vertreten kann, aber aus ihnen arbeitet sich bald der ganz allgemeine Begriff Streben hervor, indem schon die ersten zwei besonderen Begehrungs- und Widerstrebungsbegriffe wieder ihr Gemeinsames (das Streben) zusammensteuern können. Man sehe hierüber den folgenden §.

Da der Begriff Streben auf Alles: auf das Hin- und Wegstreben, auf das Brodbegehren, Wasserbegehren, Musikbegehren, Tanzbegehren ꝛc., auf die Verabscheuung des Hungers, der Kälte, der Krankheit ꝛc. paßt, so hat man fälschlich aus dieser Allgemeinheit geschlossen, der Mensch habe auch ein so allgemeines Strebungsvermögen als ein einziges und zwar schon bei der Geburt vorhandenes — ein Schluß, der freilich nur bei sehr oberflächlicher Beobachtung möglich war.

Eigenthümlich ist den Begehrungs- und Widerstrebungsbegriffen, daß sie **nicht** streben; das Drängen, das in den einzelnen concreten Begehrungs- und Widerstrebungsakten liegt, ist in ihnen abgestreift. Denn indem die ungleichen Elemente sich ausschieden von den gleichen und nur diese zum Begriffe zusammenwuchsen, schied sich viel Streben aus, und die innigere Vereinigung des Gleichen führte mehr und mehr zu der ruhigen Gehaltenheit, die dem bloßen Vorstellen eigen ist. Hieraus erklärt sich, daß man stundenlang über Begehrungen und Widerstrebungen sprechen kann, ohne hierin durch das Erwachen einzelner Strebungen gestört zu werden, weil nur die strebungslosen Begriffe zu solcher Darstellung erforderlich sind.

Mit der Entstehung der Gefühle verhält es sich ganz ähnlich.

Die Stimmung, die jeder Seelenakt neben seinem Streben oder Vorstellen besitzt, ist eine Form, welche sich gleichmäßig bei sonst verschiedenen Akten finden kann: als gleiche Lust, Unlust, als gleiche Stärke, Schwäche, als gleiche Lebendigkeit, Mattigkeit, als gleiche Klarheit, Unklarheit, als gleiche Anspannung, Abspannung, als gleiche Reizfülle, Reizarmuth ꝛc., so wie auch die mittleren Grade dieser Stimmungen sich gleich sein können. Werden Akte von solcher Gleichheit der Stimmung zusammenerregt, so verschmelzen sie nach dieser Seite hin und das giebt ein Stärker- und stärkerwerden der Gefühle, das natürlich mit der Vermehrung der Akte gleichen Schritt hält. Was in diesen concreten Gefühlen liegt, muß, wie die ge-

nannten Beispiele zeigen, sehr verschieden sein, denn z. B. Lust und Unlust, Stärke und Schwäche ꝛc. sind einander geradezu entgegengesetzt; dennoch aber sind sie alle Stimmungsakte, und dieses allgemeinste Merkmal wird, weil auch hier die Anziehung des Gleichartigen sich geltend macht, mehr und mehr zusammenschmelzen, je mehr Gefühle zusammen oder unmittelbar hintereinander erregt werden, und so entsteht zuletzt der Begriff, den wir „Gefühl" überhaupt nennen. Es ist nur die Schuld dieses Begriffes, daß man früher auf den Irrthum gerathen war, als habe der Mensch eine Kraft des Fühlens in der Allgemeinheit, mit welcher es in diesem Begriffe gedacht wird.

Daß aber auch diesem Begriffe mehr besondere vorausgehen müssen, ist leicht einzusehn. Kein Kind fängt mit dem Fühlen an, sondern jedes mit dem Lustfühlen oder Unlustfühlen oder Beides beginnt vielmehr meistens neben einander, und diese Lust und Unlust zeigt sich als eine ganz eigenthümliche, je nachdem sie durch Sichtbares, oder Hörbares, oder Schmeckbares ꝛc. veranlaßt ist, wozu noch kommt, daß die bloße Befriedigung durch die Eindrücke ja auch gefühlt, also häufig eine Stimmung erzeugt wird, die in der Mitte zwischen Lust und Unlust steht.

Fließt nun das Gleiche derjenigen Lustgefühle zusammen, die durch Gesehenes veranlaßt sind, so muß dies einen ganz andern Lustbegriff geben, als wenn Lustakte des Gehörsinnes oder des Geschmacksinnes oder des Geruchsinnes ihr Gleichartiges verschmelzen, und ebenso müssen die Unlustgefühle in den verschiedenen Sinnen zu eigenthümlichen Unlustbegriffen sich hervorarbeiten. Die Sprache hat für diese Begriffe keine hinreichend bestimmten Wörter, außer etwa: Schaulust, Hörlust, Geschmackslust ꝛc., und sie muß sich hier mit Umschreibungen behelfen. *) Aber man stelle sich die Freude am Sichtbaren, Hörbaren, Schmeckbaren u. s. f. ganz allgemein gehalten vor, und man wird das nur mit den besonderen Begriffen thun

*) Hier haben wir also bereits einen Fall (s. §. 3.), wo mehrere Wörter zur Bezeichnung Eines Begriffes erforderlich sind, z. B. Wohlgefallen an Gemälden, Freude an Musik, Mißfallen an Lärm, Schreien, Ekel vor Speisen und Getränken ꝛc. Auch die Begehrungs- und Widerstrebungsbegriffe müssen häufig durch Umschreibung ausgedrückt werden.

können, die der Abstractionsprozeß aus dem bezüglichen Concreten erzeugt hat.

So stellen sich nach und nach in jedem sich vollkommen entwickelnden Menschen besondere Gefühlbegriffe her, die aus bestimmten Gattungen einzelner Gefühle hervorgegangen sind, und von welchem keiner die Stelle des andern vertreten kann. Mit dem Begriffe Gesanglust kann ich nicht vorstellen, was Jagdfreude ist, und umgekehrt, und noch weniger vermag ich mit dem Begriffe Ekel zu denken, was Wohlgeschmack ist ꝛc. Aber einer Stimmung entspricht jeder dieser Begriffe, und dieses Allgemeine verschmilzt sehr bald zu dem Begriffe Gefühl, der darum nicht nur auf die besondern Gefühlbegriffe, sondern auch auf die einzelnen Gefühle paßt.

Auch die Gefühlbegriffe haben das Eigenthümliche, daß sie **nicht** fühlen, d. h. nicht die Stimmungen der concreten Gefühle in sich tragen. Nur das Gleiche ist ja in ihnen vereiniget, folglich das eigenthümlich Gestimmte ausgefallen, und so mußten Gebilde entstehen, die mehr oder weniger den zwischen Lust und Unlust neutralen Charakter der Vorstellungen besitzen, und am meisten muß dies natürlich von dem allgemeinsten Begriffe „Gefühl" gelten. Man kann daher auch über Gefühle stundenlang sprechen, ohne durch concrete Gefühle hierin unterbrochen zu werden, denn die Wörter bezeichnen auch hier nur Begriffe. Je langsamer man indeß spricht und je aufmersamer man bei dem Einzelnen verweilt, desto mehr kann es geschehen, daß einzelne Gefühle sich hinzu reproduciren — eine Bemerkung, die auch in Betreff der Strebungen, über die man spricht, sich bewahrheitet.

Die einzelnen Begehrungen und Gefühle sind an sich weniger klar bewußte Akte, als die Anschauungen. Tritt aber zu einer Begehrung oder zu einem Gefühl der entsprechende Begehrungs- oder Gefühlbegriff hinzu, so erhalten jene die Klarheit des Vorstellens (Anschauens), weil das Licht der Begriffe sie aufklärt, und man sagt dann, sie haben die Vorstellungsform angenommen.

In dem Gegebenen haben wir nur die niedrigsten, dem Sinnlichen am nächsten liegenden Begehrungen und Gefühle als Beispiele angezogen. Die höhern rein geistigen Begehrungen und Gefühle verhalten sich aber in Bezug auf Erzeugung von Begriffen ganz eben so, wie die genannten, und auch sie werden erst durch die entsprechenden aus ihnen hervorgegangenen Begriffe zur Klarheit des Vorstellens erhoben.

Obgleich die Begehrungs- und Gefühlbegriffe sich nach denselben Gesetzen, wie die Anschauungsbegriffe, entwickeln, so stellen sie sich doch im Ganzen erst später und weniger leicht her, weil die concreten Begehrungen und Gefühle wandelbarer sind, als die Anschauungen, und da sie in Folge hiervon theils gar nicht, theils nur mangelhaft em-

stehen, so begreift sich, warum die meisten Menschen über ihr Begehren und Fühlen zeitlebens im Dunkeln bleiben. Namentlich sind die Begriffe, die sich aus den Wahrnehmungen der niedern Sinne erzeugen, in allen Menschen stets mangelhafte Gebilde (warum?).

§. 9.

Aus den niederen Begriffen entstehn höhere (weitere, allgemeinere) Begriffe.

Die aus den sinnlichen Akten (den sinnlichen Wahrnehmungen, Begehrungen, Gefühlen) zunächst hervorgehenden Begriffe heißen niedere, im Gegensatze zu denjenigen, die wiederum aus diesen entstehn, wenn die gleichen Elemente derselben zusammenerregt werden.

Man nehme z. B. den Begriff Säuger (Säugethier). Er hat sich hervorgebildet aus den Begriffen: Hund, Katze, Pferd, Rind, Schwein, Haase, Hirsch, Reh, Kaninchen, Affe, Delphin, Wallfisch ꝛc. Daher paßt er auf alle diese Begriffe nicht nur, sondern auch auf alle die Anschauungen, welche den genannten Begriffen zum Grunde liegen, folglich ist er ein weiterer (mehr umfassender) oder höherer Begriff, als jener. Von den verschiedenen Merkmalen der ihm zum Grunde liegenden Begriffe enthält er bloß drei: Rükkenwirbel besitzend, rothes warmes Blut habend, lebendige Junge gebährend, die gesäugt werden; alle übrigen Theilvorstellungen sind von ihm ausgeschieden.*)

*) Kann aber der Begriff Säugethier nicht schon aus den Anschauungen säugender Thiere gewonnen werden, ohne daß erst alle die niederen Begriffe erworben sein müßten, die ihm in der Abstufung eines naturwissenschaftlichen Systemes zum Grunde liegen? Haben nicht die Naturforscher diesen Begriff als Gattungsbegriff längst besessen, ehe sie alle die verschiedenen Arten (Species) der Säugethiere kennen gelernt haben, deren Gemeinsames wir jetzt in niederen Begriffen zusammendenken? Allerdings! Wie das Bewußtsein sich bereits auf ein einziges Merkmal concentriren kann, während wir es noch mit sehr zusammengesetzten Anschauungen zu thun haben (s. §. 7.), so können auch zwei, drei ꝛc. Merkmale der Dinge dem Anschauenden zusammenbewußt werden, so daß er den höheren Begriff eher gewinnt, als den niederen. Aber daß er eben ein höherer Begriff sei, als andere, dies wird nicht eher erkannt, als bis die niederen, die unter ihm liegen, erworben sind, weil eine solche Erkenntniß nothwendig erst aus Vergleichung des Inhaltsreichern mit dem Inhaltsärmeren hervorgehen kann. — Diese Bemerkung gilt daher auch in Bezug auf die übrigen Beispiele, die oben im Texte

Wer ferner die Begriffe: Sperling, Goldammer, Meise, Grasmücke, Zeißig, Nachtigall, Staar ꝛc. erworben hat, dem fließt das Gemeinsame derselben zusammen zu dem höhern, auf sie alle passenden Begriff Vogel, unter welchem dann auch die Grundvorstellungen jener niederen Begriffe ihren Platz finden. Welche Merkmale allein werden zusammengedacht in dem Begriff Vogel? Rückenwirbel und Federn habend, rothes warmes Blut besitzend, Eier legend.

Weiter! Aus den Begriffen: Frosch, Kröte, Eidechse, Krokodil, Chamäleon ꝛc. ist hervorgegangen der höhere Begriff Amphibie (Lurch), indem dieselben ihr Gleiches zusammengesteuert haben. Dieser Begriff enthält die Theilvorstellungen: Rückenwirbel, rothes kaltes Blut besitzend, Luft athmend.

So verhält es sich auch mit den Begriffen: Fisch, Kerbthier, Wurm. Es mußten erst die niederen Begriffe a.) Hecht, Schleie, Forelle, Lachs, Schmerle ꝛc., b.) Krebs, Spinne, Ameise, Wespe, Biene, Fliege ꝛc., c.) Schnecke, Muschel, Egel, Polyp ꝛc. erworben sein, ehe sie mit hinlänglicher Klarheit entstehen und ihre Unterschiede darin kund geben konnten, daß die Fische Rückenwirbel, rothes kaltes Blut haben und Wasser athmen, daß dagegen die Kerfen keine Rückenwirbel aber einen durch Quereinschnitte geringelten Körper besitzen, während die Würmer ebenfalls ohne Rückenwirbel sind und ihr Körper zugleich ringellos ist.

Lenkt sich nun das Bewußtsein wiederum auf das, was den

aufgestellt sind. Unsre Kinder kommen in der Regel z. B. eher zu dem Begriff Vogel, als zu den niederen Begriffen: Lerche, Finke, Drossel, Amsel ꝛc., weil man ihnen bei der Anschauung der einzelnen Vögel selten oder nie das Gemeinsame der Arten, ja kaum der Gattungen zum Bewußtsein bringt, sondern gewöhnlich bei jeder Anschauung nur oberflächlich das Wort Vogel nennt, es dem Zufall überlassend, ob sie dabei sich bloß an die jetzige Anschauung, oder an das zugleich mit halten, was sie früher Aehnliches angeschaut haben. Darum ist es aber auch kein Wunder, daß so wenige Kinder etwas Klares und scharf Geschiedenes bei diesen allgemeinen Titeln sich vorstellen. Alles, was fliegt, gilt ihnen für einen Vogel, mithin auch die Fledermaus, im Anfange wohl selbst die Schmetterlinge, die Bienen ꝛc. Alles, was sich auf dem Boden bewegt, nennen sie einen Wurm, Käfer, u. s. f.

Säugern, Vögeln, Lurchen, Fischen, Kerfen und Würmern gemeinsam ist, so entspringt der noch höhere Begriff, der zu seinem Inhalte bloß die Merkmale hat: Leben mit Empfindung und willkürlicher Bewegung besitzend und durch einen Mund Nahrung zu sich nehmend. Dieser Begriff heißt: Thier.

Neben den Thieren giebt es ungeheuer viel Dinge, welche darin übereinkommen, daß sie Leben ohne Empfindung und ohne willkürliche Bewegung haben und dabei ihre Nahrung nicht durch einen Mund empfangen, sondern durch die ganze Oberfläche einsaugen. Man nennet sie Pflanzen, und was dieser hoch liegende Begriff voraussetze, kann nicht zweifelhaft sein. Es sind die niederen Begriffe: Baum, Strauch, Kraut, Gras, Moos, Flechte und Schwamm, die wiederum nur aus den betreffenden einzelnen Anschauungen, als deren Grundvorstellungen, hervorgehen konnten.

Eben so steht es mit dem Begriffe Mineral. Er hat zu seinem Inhalte die beiden Merkmale: weder Leben noch Empfindung habend, keiner Nahrung bedürfend, und hat es darum zu thun mit allen den festen und flüssigen Stoffen, welche zusammen den Erdball bilden. Man rechnet vorzüglich dahin die Erden und Steine, die Salze, die Brenzen (brennbaren Mineralien) und die Metalle.*) Aus diesen niederen Begriffen ist jener höhere hervorgegangen und er steht daher über denselben, wie über den Anschauungen die genannten niederen Begriffe stehn, sei es auch, daß der Begriff Metall da war, ehe manches Einzelne, worauf er paßt, entdeckt worden. Denn wie der einzelne Mensch, so muß auch die Wissenschaft das Höhere (Allgemeinere) aus solchem Niederen (Besonderen) abstrahiren, was eben bekannt ist, und es giebt

*) Die neuere Naturbeschreibung theilt die Mineralien so wie auch die Pflanzen vielfach anders ein, als hier angegeben, was aber für die Entstehung der Begriffe gleichgiltig ist. Jedermann muß die höheren Begriffe aus den niederen oder wenigstens aus Anschauungen bilden, wenn er auch die Theilvorstellungen anders combinirt, weil sein Bewußtsein sich auf diese oder jene verherrschend hinlenkt. Neue Entdeckungen führen natürlich zu vielfachen Veränderungen nicht nur im Inhalte der Begriffe, sondern auch in der Stellung derselben zu einander.

daher schwerlich Begriffe, unter welche nicht neue Anschauungen und niedere Begriffe untergeordnet werden könnten und müßten, sobald der Fortschritt zu neuen Entdeckungen geführt hat.

Jetzt stelle man sich die drei hochliegenden Begriffe: Thier, Pflanze und Mineral zusammen vor und frage sich, was auch sie noch Gemeinsames haben. Das wird den noch höhern Begriff: Naturproduct geben, denn von der Natur sind Thiere, Pflanzen und Mineralien erzeugt, und hält man neben denselben den Begriff: Kunstproduct (wie entsteht dieser?), so kann man aus beiden den abermals höhern: Körper — abstrahiren, in welchem Nichts weiter gedacht wird, als: durch die Sinne wahrnehmbar und einen Raum erfüllend.

Der höchste aus allen diesen Begriffen ist der Begriff: Ding, welcher bloß etwas irgendwie Existirendes denkt, im Gegensatze zu dem, was nicht einmal existirt, sondern bloß vorgestellt oder gedacht wird.

Waren die bisherigen Beispiele aus der Sinnenwelt entlehnt, so verhält es sich mit der Steigerung der Begriffe auf dem Gebiete des Reingeistigen nicht anders.

Aus den verschiedenen Begehrungsbegriffen (s. d. vorig. §.) erwächst der auf sie alle passende allgemeinere Begriff Begehrung, aus den verschiedenen Gefühlbegriffen der allgemeinere Begriff Gefühl. Alle Begehrungen haben nämlich das gemeinsam, daß sie Gebilde sind, die erlittenen Reizverlust zu ersetzen streben, die einen Lichtreize, andere Schallreize, andere Geschmacksreize ꝛc. Der ganz allgemeine Begriff Begehrung repräsentirt nun bloß im Allgemeinen dieses Streben nach Reizersatz, wogegen die besonderen Begehrungsbegriffe es noch mit dem Streben nach Ersatz bestimmter Gattungen von Reizen zu thun haben. Alle Gefühle ferner sind darin harmonisch, daß sie Stimmungsgebilde sind, indem einige Lust-, andere Unlust-, noch andere eine mittlere Stimmung in sich tragen. Die besonderen Gefühlbegriffe sind nun gleichsam das Echo theils dieser, theils jener Stimmungsgattung, aber eben, gleich dem Echo, in abgeschwächter Gestalt (was auch von den Begehrungsbegriffen gilt), und der ganz allgemeine Begriff Gefühl ist das abstracteste Gebilde aus diesen sämmtlichen Stimmungen.

Auf die nämliche Weise entwickelt sich aus den verschiedenen concreten Erinnerungen der Begriff Erinnerung, aus den verschiedenen Urtheilen der Begriff Urtheil, aus den verschiedenen Schlüssen der Begriff Schluß, aus den verschiedenen Begriffen der Begriff Begriff, aus den verschiedenen Ideen der Begriff Idee, aus den verschiedenen Widerstrebungen der Begriff Widerstrebung ꝛc., und wenn diese einzelnen Seelengebilde das Allgemeinste, was ihnen eigen ist, zusammensteuern, so entsteht der Begriff Seelengebild, welcher der höchste in dieser Beziehung ist.

Ueberblicken wir alles in diesem Paragraphen bisher Gesagte nochmals, so erhellet, daß die erörterten Begriffe das bezeichnen, was wir **Arten, Gattungen, Klassen** nennen, und daß ihnen ganze Gruppen von niedern und höhern Vorstellungen zum Grunde liegen, weshalb man sie **Gruppenbegriffe** nennt (Begriffe aus Vorstellungsgruppen).

* * *

Wie in jeder Melodie die Töne auf einander folgen oder in jedem Worte die Laute, so daß wir die Ton- und Lautwahrnehmungen an einander reihen müssen, um die Melodie oder das Wort als ein Ganzes zu gewinnen, so giebt es noch viele andere Reihen von Vorstellungen (Wahrnehmungen), in welchen ein Glied auf das andere folgt und zwar so, daß erst aus dieser Reihenfolge das Ganze wird.

Man nehme z. B. den Wechsel der Jahreszeiten. Hier sind vier Glieder, die in diesem Vorstellungsganzen als auf einander folgende enthalten sind: Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Das ist eine Vorstellungsreihe. Eine solche ist ferner der Auf- und Untergang der Sonne, der monatliche Lauf und Wechsel des Mondes, das Leben der meisten Menschen, worin Geburt, Wachsthum, Alterung und Tod als sehr verschiedene Glieder zu einem Vorstellungsganzen sich aneinander reihen.

Wer ferner sich vergegenwärtiget, was er auf einer Reise oder im Laufe eines gewissen Zeitraumes erlebte; wer sich die Geschichte eines Volkes oder auch nur einer Familie in die Erinnerung ruft; wer sich vorhält, welche Veränderungen eine Pflanze im Laufe ihrer

Entwickelung erfuhr; wer die Gedanken aufmerksam verfolgt, die in seiner Seele hinter einander kommen und gehen und wie sie dabei immer von gewissen Verknüpfungen abhängig sind ꝛc. ꝛc., der beschäftiget sich nicht mit Vorstellungsgruppen, sondern mit Vorstellungsreihen (concreten), wenn auch die einzelnen Vorstellungen in sich selber wieder größere oder kleinere Gruppen sein können.

Da nun das Gleiche in der Seele immer zusammenfließt, was wird da mit den einstimmigen Gliedern solcher concreten Vorstellungsreihen nothwendig geschehen, wenn die letzteren im Bewußtsein nebeneinander gehalten werden? Sie werden ebenfalls sich bleibend vereinigen, und so gelangen wir zu Begriffen, die man Reihenbegriffe nennt.

Dies werden zunächst niedere sein, z. B. die bereits genannten: Wechsel der Jahreszeiten, Sonnenauf- und Untergang, Mondwechsel, Menschenleben (wer eine solche Reihe bloß einmal erlebt hätte, könnte natürlich nur eine Anschauung von ihr haben); ferner: Tag, Woche, Monat, Jahr; reden, singen, schreiben, gehen, hämmern, waschen, suchen, wiederholen, reisen, sich entwickeln, sich vermehren u. dergl.

Das in diesen niedern Begriffen liegende Gleichartige fließt abermals zusammen und so entstehen die höhern Reihenbegriffe: arbeiten, handeln, thun, sich ereignen, geschehen, Vorgang, Begebenheit, Geschichte, Erlebniß ꝛc.

Namentlich werden alle allgemeinen Naturgesetze durch solche höhere Reihenbegriffe vorgestellt, denn das Geschehen in der Natur verläuft hintereinander und bleibt sich immerdar gleich.*)

Man nehme z. B. das Gesetz der Polarität. Es ist abstrahirt aus den unendlich oft gemachten Wahrnehmungen, daß sowohl beim Magnetismus als bei der Electricität die gleichnamigen Pole einander abstoßen, die ungleichnamigen einander anziehen, und nie hat man eine Ausnahme hierin bemerkt, unter wie verschiedenen Verhältnissen man auch die besagten Pole einander näherte.

*) Unter Gesetz (nicht zu verwechseln mit Kraft und Ursache) versteht man immer nur die Gleichmäßigkeit dessen, was geschieht oder geschehen soll. Letzteres schreiben die Staats- und Sittengesetze vor, das Erstere ist bereits da in den Naturgesetzen.

Ferner. So lange die Lichtstrahlen in demselben Medium (Luft, Wasser ꝛc.) fortgehen, pflanzen sie sich jedesmal geradlinig fort. Dasselbe zeigt sich bei den Wärmestrahlen. Gesetz der Licht- und Wärmefortpflanzung.

Weiter. Treffen die Licht- und Schallstrahlen auf einen undurchdringlichen Gegenstand auf, so werden sie zurückgeworfen, und dabei ist immer der Abprallswinkel dem Einfallswinkel gleich. Gesetz der Licht- und Schallzurückwerfung.

Ingleichen. Alle Planeten bewegen sich in Ellipsen um die in dem einen Brennpunkte stehende Sonne. Alle Planeten laufen in der Sonnennähe schneller, als in der Sonnenferne. Gesetze der Planetenbewegung.

Sodann. Alle Körper ziehn einander an im geraden Verhältniß ihrer Massen und im umgekehrten der Quadrate ihrer Entfernungen. Gesetz der Gravitation oder Schwere. U. s. w.

Dies waren Beispiele aus der äußeren Natur. Aber auch in der Seele herrschen Naturgesetze, die wir ebenfalls durch Reihenbegriffe vorstellen.

Dahin gehört zuvörderst die constante Erscheinung, daß die Urvermögen, wenn sie durch äußere Reize oder Eindrücke erregt werden, sich dieselben aneignen und sich hierdurch zu (sinnlichen) Empfindungen und Wahrnehmungen ausbilden. Gesetz der Reizaneignung.

Ferner. Sind die Urvermögen auf diese oder andere Weise verbraucht, d. h. für die nämliche Verwendung in Folge der erlangten höheren Ausbildung untauglich geworden, so bilden sich der Seele neue leere Urvermögen an. Gesetz der Anbildung neuer Urvermögen.

Weiter. Alle Gebilde der Seele sind in jedem Augenblicke bestrebt, ihre unfesten oder beweglichen Elemente gegen einander auszugleichen. Gesetz der Ausgleichung der beweglichen Elemente.

Sodann. Gleiche und ähnliche Gebilde der Seele ziehen einander an oder streben, sich näher mit einander zu verbinden. Gesetz der Anziehung des Gleichartigen.

Endlich. Jede nur einigermaßen vollkommen vollzogene Thätigkeit der Seele dauert auch dann noch fort, wenn sie das Bewußtsein verliert (aus dem Bewußtsein entschwindet) und heißt in dieser unbewußten Fortdauer „Spur." Gesetz der Entstehung und Fortdauer der Spuren. U. s. w., u. s. w.

Somit ergiebt sich:

Indem aus den niederen Begriffen höhere entstehn, bilden sich nicht bloß **Gruppen-**, sondern auch **Reihen**begriffe, in welchen letzteren das Allgemeine (Gemeinsame) mehrerer Vorstellungsreihen gedacht wird.*)

Je höher ein solcher Gruppen- oder Reihenbegriff liegt, desto kleiner ist sein Inhalt, und manche derselben sind völlig einfache Begriffe, weil sie bloß ein einziges Merkmal zum Inhalte haben, wie z. B.: Ding, Eigenschaft, Sein, Geschehen, Wirklichkeit, Möglichkeit, Nothwendigkeit, Wahrscheinlichkeit, Verhältniß, Beziehung, Zahl, Größe, Ursachlichkeit, Aeußerlichkeit, Innerlichkeit, Beharrlichkeit, Veränderlichkeit ꝛc. (s. §. 7. und besonders die Anmerk. daselbst).

Weil in solchen einfachen Begriffen Nichts von dem Verbundenen selbst (kein Was) vorgestellt, sondern lediglich das Wie (die Art und Weise der Verbindung) gedacht wird, mit anderen Worten: weil in ihnen bloß ein ganz allgemeines Verhältniß oder eine Beziehung des Verbundenen liegt (ein Wie oder eine Form desselben), so nennt man sie reine **Formenbegriffe**. In Folge der Ablenkung des Bewußtseins von allem sinnlich Aufgenommenen bleiben hier bloß die zur Aufnahme verwendeten Vermögen bewußt, also das rein Geistige.

Dahin gehören unter anderen auch die Begriffe: Begriff, Urtheil, Schluß, Idee, Gedächtniß, Erinnerung, Einbildung, Phantasie, Verstand, Vernunft, Wille, Herz, Gemüth, Begehrung, Gefühl ꝛc.

In die Gruppen und Reihen von Vorstellungen sind oftmals auch Begehrungen und Gefühle mit eingetreten, die sich dann in den abstrahirten Begriffen mit abspiegeln, was z. B. der Fall ist

*) Schon jede einzelne Anschauung ist eine Gruppe oder Reihe (s. §. 6.). Was den Gruppen- und Reihenbegriffen zum Grunde liegt, sind also Gruppen und Reihen in der zweiten Potenz. Wollte man die ersteren nicht als Gruppen und Reihen gelten lassen, weil wir sie ja einzelne Vorstellungen nennen und nennen müssen, so bleibt doch unbestreitbar, daß sie mehr oder weniger zusammengesetzt sind.

in den Begriffen: angenehm, unangenehm, schön, garstig, gut, recht, weise, pflichtmäßig ꝛc.

Werden solche Begriffe außerdem noch durch die productive Thätigkeit der Seele so verändert, daß an die Stelle des erfahrungsmäßigen Mangelhaften das Vollkommenste, was sich denken läßt, tritt, so entstehen Gebilde, welche die erfahrungsmäßige Wirklichkeit überfliegen, z. B.: Allwissenheit, Allgegenwart, Allmacht, Unveränderlichkeit, Ewigkeit, Allweisheit, Heiligkeit, Seeligkeit ꝛc. Man nennt solche zum Vollkommensten gesteigerte Begriffe Ideen, und es gehören außer diesen religiösen Ideen noch hieher: Wahrheit, Schönheit, Sittlichkeit, die sich in der Wirklichkeit immer nur mangelhaft realisirt finden, so wie die Ideen von Staat, Kirche, Schule ꝛc.

Die höchste aller Ideen ist die Idee von Gott.

Ein Ideal ist eine individualisirte (in der Seele eines Individuums mit Klarheit gedachte, zur klaren Anschauung gewordene) Idee.

Für die sämmtlichen bisher betrachteten Begriffe ergeben sich nun folgende höchst wichtige Sätze:

Jeder Begriff kann nur aus dem werden, was der Entstehung nach **vor** ihm liegt, seien diese Vorgebilde (Grundgebilde) nun selbst schon Begriffe oder bloße sinnliche Wahrnehmungen, Begehrungen oder Gefühle.

Die höchsten Begriffe sind daher erbaut aus denselben Urvermögen, die sich Anfangs durch sinnliche Eindrücke entwickelten, indem immer das Gleiche derselben mit Abstreifung des Ungleichen sich von Neuem combinirte, und hieraus erklärt sich, warum die Blind- und Taubgeborenen alle die Begriffe nicht erzeugen, welche Seh- und Hörvermögen voraussetzen.

In den Begriffen kann kein Vorstellungsinhalt liegen, der nicht in deren Vorgebilden bereits liegt, und steigen wir von den höchsten zu den niedrigsten Begriffen herab, so kommen wir zuletzt auf die ursprünglichen sinnlichen Empfindungen, aus welchen Alles in der menschlichen Seele herstammen muß.*)

Die einfachen Begriffe können sich auf verschiedener Höhe der Abstraction erzeugen, da durch Umstände bald früher, bald später das Bewußtsein auf ein einzelnes gemeinsames Merkmal des Verschiedenen hingelenkt werden kann.

Da die Begriffe aus ihren Grundgebilden nicht herausgerissen, sondern nur die gemeinsamen Elemente dieser zusammenbewußt gemacht werden, welcher Akt eben Begriff heißt, so mischen sich auch leicht nicht gemeinsame Elemente mit ein, welche den Begriff mehr oder weniger verfälschen können. Näheres hierüber später.

Daß das S. 15 u. 14 über die Titel: „concret" und „abstract" Gesagte richtig sei, wird nun wohl durch das bisher Gegebene hinlänglich seine Bestätigung gefunden haben. Wir wollen indeß nicht verhehlen, daß wir diese Titel lieber ganz aus der Logik verbannt sehn möchten, da nur zu leicht Unklarheit und Mißverständniß in ihrem Gefolge sind. Es klingt zwar recht plausibel, wenn man z. B. sagt: eine Eigenschaft lasse sich concret, d h. als verbunden mit einem Gegenstande, und auch abstract oder abgesondert (für sich) betrachten, weshalb

---

*) Das heißt aber nicht, aller Inhalt des Vorstellens stamme aus der Außenwelt. Denn jede sinnliche Empfindung ist bereits aus zwei Elementen zusammengesetzt: aus Reiz und Urvermögen, welches den Reiz aufnimmt, und dieses Urvermögen stammt nicht aus der Außenwelt, sondern aus der Seele. Da jedes solche Urvermögen einen bestimmten Grad von Kräftigkeit, Lebendigkeit und Reizempfänglichkeit hat, da es ferner einem bestimmten Grundsysteme (Gesichtssystem, Gehörsystem ꝛc.) angehört, dessen eigenthümlichen Charakter es besitzt, so erwächst schon hieraus ein rein psychischer Inhalt unseres Vorstellens, den keine Außenwelt geben kann. Dazu kommt überdies, daß diese Vermögen im Laufe der Entwickelung Formen annehmen, die nur aus ihrer eigenen Natur stammen können, indem sie sich nämlich zu Anschauungen, Begehrungen, Gefühlen, Begriffen, Urtheilen, Schlüssen ꝛc. verarbeiten (die Außenwelt hat bloß Dinge und Thätigkeiten der Dinge, s. §. 5.), und somit erzeugen sich Gebilde, deren Inhalt ein sehr reiches und mannigfaltiges Vorstellen bietet, aus welchem alles Sinnliche mittelst des Abstractionsprocesses wieder ausgeschieden ist; denn z. B. die Formenbegriffe und die Ideen sind rein geistige Gebilde. Früher hielt man diese Entwickelungsproducte geradezu für angeboren, weil man einsah, daß sie unmöglich von Außen kommen konnten, und doch ihre rein innere Entstehung nicht zu erklären vermochte.

ſie nach Umſtänden bald eine concrete, bald eine abſtracte Vorſtellung ſein werde. Allein wenn dies auch eine gewiſſe Wahrheit hat, ſo iſt es doch entſchieden falſch, ſie deshalb bald einen concreten, bald einen abſtracten Begriff zu nennen, wie häufig geſchieht. Der Beſtandtheil einer einzelnen Anſchauung iſt etwas ganz Anderes, als ein Begriff, und die Anſchauung bleibt Anſchauung, ich mag ſie ſucceſſiv nach ihren Theilen (zergliedert) oder auf einmal als ein Ganzes mir vorſtellen. Mein Vorſtellen iſt dabei immer gleichſam mit dem Gegenſtande zuſammengewachſen, und ſo genommen rechtfertiget ſich der Ausdruck „concrete Vorſtellung" (= Anſchauung) vielleicht noch mehr, als auf die S. 14 angegebene Weiſe. Man beſchränke alſo den Ausdruck: „concret" wenigſtens auf das Wirkliche, wie es in der Anſchauung ſich darſtellt, und rede vom „Abſtracten" nur da, wo man Allgemeines, Begriffliches bezeichnen will. Daß demnach Begriffe, aus welchen man andere, höhere Begriffe abſtrahirt, dadurch nicht zu etwas Concretem werden, iſt wohl von ſelbſt einleuchtend.

§. 10.

Grundformen und Vorzüge der Begriffe.

Durch die Begriffe wird unſer Vorſtellen vollkommener, ſie müſſen alſo Vorzüge haben vor den Einzelvorſtellungen. Dieſe Vorzüge können aber nicht in ihrem Inhalte als ſolchem liegen, denn dieſer Inhalt iſt derſelbe, wie in den Einzelvorſtellungen, ja er iſt in einer Hinſicht ärmer, als bei dieſen, weil ſie nur das Gleiche, Gemeinſame derſelben enthalten. Folglich kann es nur die Form der Begriffe ſein, wodurch ſie uns weiter bringen (ihr aus den Einzelvorſtellungen, überhaupt aus den Grundgebilden ſtammender Inhalt iſt in ihnen eigenthümlich geformt), und wir haben hier weſentliche und unweſentliche Formen zu unterſcheiden. Iſt z. B. ein Begriff jetzt bewußt, dann wieder unbewußt, ſo iſt er in zwei verſchiedenen Formen aufgetreten, die aber beide auch bei allen übrigen Seelengebilden vorkommen, folglich den Begriffen nicht weſentlich ſind.

Welches ſind nun die weſentlichen Formen oder die Grundformen der Begriffe?

1) Die Begriffe ſind **ſtärkere** und **klarere** Vorſtellungen, als die Grundvorſtellungen derſelben, d. i. die Wahrnehmungen (Begehrungen, Gefühle ꝛc.) oder die niederen Begriffe.

Der Begriff Uhr iſt bei mir entſtanden aus den verſchiedenen Wahrnehmungen von Taſchenuhren, Stutzuhren, Wanduhren, Thurmuhren, Sonnenuhren ꝛc. Was ich in dieſem Begriffe vorſtelle, iſt mir aber viel ſtärker und klarer bewußt, als die einzelnen Anſchauungen von Uhren, die in mir fortleben, und ich bin nicht im Stande, die Beſtandtheile einer einzelnen Uhr ſo beſtimmt anzugeben, als die Beſtandtheile des Begriffes Uhr, die alle in dem Satze ausgeſprochen ſind: Uhr iſt ein Werkzeug, welches dazu dient, die Zeit zu meſſen und einzutheilen.

So haben ſelbſt die Naturforſcher den Begriff Biene viel klarer, als die Anſchauungen der einzelnen Bienen, in deren Eigenthümlichkeit, beſonders in Bezug auf Haushalt und Lebensweiſe noch Mancherlei ſtreitig iſt; man weiß nur klar, daß ſie durch Kunſttrieb, Ordnungsliebe, Fleiß, Geſelligkeit und Nützlichkeit höchſt merkwürdige Inſecten aus der Ordnung der Glasflügler, d. i. eben Bienen ſind.

Woher nun die größere Stärke und Klarheit des Begriffes? Aus der größern Vielfachheit der gleichen Vorſtellungsbeſtandtheile, die in ihm ſo vielmal liegen, als einzelne Wahrnehmungen zur Entſtehung des Begriffes zuſammengewirkt haben (ſ. §. 5.). Wiederholt ſich der Abſtractionsproceß, d. h. werden neu erworbene gleichartige Wahrnehmungen mit dem Begriff zuſammenbewußt gemacht, ſo ſetzt ſich von Neuem Gleiches an den Begriff ab und ſo wird ſeine Klarheit geſteigert, denn je mehr Gleiches oder Gleichartiges zuſammenkommt, deſto mehr wächſt die Fülle des klaren Bewußtſeins.

Hieraus folgt ferner, daß die höheren Begriffe klarere Vorſtellungen ſein müſſen, als die niederen, da ſie ja aus bereits vervielfachten Elementen erwachſen, die darum ſelber ſchon ein ſtärkeres und klareres Vorſtellen ſind. Denn gewinne ich z. B. den Begriff Vogel aus den fünf niederen Begriffen: Rabe, Dohle, Sperber, Elſter, Kuckuck, ſo muß er fünfmal ſo ſtark und klar bewußt ausfallen, als einer dieſer niederen Begriffe für ſich, und 60 mal ſo ſtark und klar, als die Anſchauung z. B. eines einzelnen Raben wenn jeder der genannten fünf niederen Begriffe bereits zwölffach ſo ſtarkes Bewußtſein hat, als jede einzelne, ihm zum Grunde liegende Anſchauung. Die niederen Begriffe gehn ja als Beſtandtheile ein in den höheren Begriff, mit Ausſcheidung des Wenigen, was ſie

nicht gemeinsam haben, und so potenzirt sich die Klarheit im höheren Begriffe um das so Vielfache, als seine Factoren bereits zur Klarheit verstärkt sind.

Natürlich trifft diese Rechnung nicht zu, wenn der Begriff Vogel aus wenigen oder gar keinen niederen Begriffen, sondern aus bloßen Anschauungen, wie so oft, erworben wird, wozu bei vielen höheren Begriffen noch der schlimme Umstand kommt, daß sie nicht einmal das Anschauungsmaterial so geordnet und bestimmt in sich aufgenommen haben, als dies an sich wohl hätte geschehen können. Daher sind bei den meisten Menschen gerade die höchsten Begriffe die unklarsten, indem sich um das Wort herum, womit sie einen solchen Begriff bezeichnen, höchstens einige verworrene Anschauungselemente gruppirt haben, die dann um so zuversichtlicher als echte Waare gebraucht werden, je weniger ihnen jemals das Dürftige und Mangelhafte derselben aufgestochen wird. Man nehme die Begriffe Tugend, Recht, Religion ꝛc.; welche wunderliche Gebilde sind sie bei so vielen Menschen!

Dennoch bleibt gewiß: die (normal gebildeten) Begriffe sind nur qualitativ einfacher (stellen weniger Merkmale oder Qualitäten der Dinge vor), quantitativ aber zusammengesetzter (elementenreicher), als die Einzelvorstellungen, und sowohl jene Einfachheit als diese Zusammengesetztheit nimmt zu, je höher wir in der Stufenleiter der Begriffe emporsteigen.

Da jedoch das Gleiche in den Begriffen zu Einem Bewußtseinsakte zusammengeschmolzen ist, so muß es uns wie einfach vorkommen, wenn wir bei der unmittelbaren Bewußtseins-Ankündigung stehen bleiben. Fragen wir uns dagegen, woher der Begriff gekommen und warum sein Inhalt bewußtseinstärker und klarer ist, als die bloße Anschauung, so können wir die Erklärung nur in der größeren Vielfachheit seiner Elemente finden, die ja in den Wahrnehmungen ihre unverkennbare natürliche Quelle hat.

Wer Nichts von Algebra versteht, vergleiche nur den Begriff: Buchstabenrechnung mit dem Begriff: Zahlenrechnung, und die verschiedenen Grade der Klarheit in beiden werden sofort zu Tage treten. Uebrigens ist nicht zu vergessen, daß die fertigen Begriffe zu den entsprechenden Anschauungen fast immer mit hinzubewußt werden, folglich ein Nebeneinanderhalten des Begriffes und der Anschauung, um beide in Bezug

auf ihre Klarheit zu prüfen, schwer möglich ist. Wer kann z. B. dieses Roth sich vorstellen und dabei völlig vergessen, daß es eine Farbe, oder diese Eiche, und dabei unbewußt lassen, daß sie ein Baum ist?

2) Die Begriffe sind ein festeres und dauerhafteres Besitzthum unseres Geistes, als die Wahrnehmungen.

Von den vielen einzelnen Menschen, Bergen, Steinen, Quellen, Blumen, Gärten, Pferden ꝛc., die ich in meinem Leben gesehn, habe ich die meisten für immer vergessen, aber was im Allgemeinen ein Mensch, Berg, Stein, was eine Quelle, Blume, was ein Garten, Pferd ꝛc. sei, das weiß ich so fest und sicher, daß ich gewiß niemals ein Entschwinden dieser Begriffe zu befürchten habe. Der Grund davon liegt auf der Hand. Es ist die größere Stärke (Vielfachheit) und die innigere Zusammenbildung ihrer Elemente, was die Begriffe so dauerhaft macht. Je gleicher die Bestandtheile, desto fester ist ihr Zusammenwachsen.

Wie aber reimt sich das? Die Begriffe sollen sich erhalten und erhalten sich wirklich, und die Anschauungen, in denen sie wurzeln, gehn verloren; klingt das nicht, als bliebe der Wald erhalten, wenn die Bäume, oder die Armee, wenn die Soldaten verloren gehn?

Erstlich gehn niemals alle Anschauungen verloren, denn das Gesetz der Spurenfortdauer waltet ja auch bei ihnen. Sodann lösen sich auch nur Verknüpfungen auf, wenn Anschauungen entschwinden, das Verknüpfte selber besteht fort. Man nehme z. B. den Begriff „Wort". Er ist mir entstanden aus den, ich will nur sagen, 10,000 einzelnen Wörtern, die ich weiß, also innerlich besitze. Sie alle sind aus den nämlichen Elementen, nämlich aus 24 bis 30 Lauten erbaut, indem diese bloß anders verknüpft wurden, weshalb ich auch nur 24 bis 30 Buchstaben brauche, um sie alle niederzuschreiben.*) Gesetzt nun, ich vergäße 2000 Wörter, so würde das dem Begriff Wort gar Nichts schaden; es könnte ihm nur schaden, wenn die Laute verloren gingen; diese leben ja aber in noch 8000 Wörtern fort, und somit sind die Wurzeln des Begriffes immer noch erhalten.

*) Keine Sprache hat wohl über 30 Laute und Buchstaben, die deutsche noch nicht 30.

Dieſelbe Bewandtniß hat es nun mit allen Anſchauungen. Man unterſuche die Beſtandtheile, woraus unſere Geſichtsanſchauungen, z. B. bei einem Hauſe, beſtehn, und man wird Elemente finden, die in allen Häuſern wiederkehren, nur anders verknüpft. Eben ſo bei den Bäumen, Bergen, Steinen, Menſchen, Thieren ꝛc. Es löſen ſich alſo nur Verknüpfungen auf, wenn Anſchauungen entſchwinden, und dabei kann das Gleiche, woraus der Begriff geworden, unaufgelöſt fortbeſtehn, ſo daß der Begriff eben erhalten bleibt. Oder hat der Prediger, der nach 10 Jahren alle ſeine erſten Predigten vergeſſen hat, die Gebilde verloren, woraus ſie beſtanden? Setzt er die neuen Predigten nicht aus denſelben Vorſtellungen zuſammen, wie die erſten, indem er ſie lediglich anders aneinanderreiht? Warum erhält ſich ihm alſo der Begriff „Predigt"?

3) Die Begriffe ſind ein Mittel, die mit ihnen in Verbindung ſtehenden beſonderen Vorſtellungen vollkommener feſtzuhalten und leichter zu reproduciren.

Bei dem Begriffe Feld fallen Jedem ſofort einzelne Felder, bei dem Begriffe Buſch einzelne Büſche, bei dem Begriffe Zahn einzelne Zähne, bei dem Begriffe Zorn einzelne Akte des Zorns, bei dem Begriffe Wohlwollen einzelne Akte des Wohlwollens ꝛc. ein, er mag dies wünſchen oder nicht. Eben ſo brauche ich mir nur den Begriff Stromgebiet vorzuſtellen, und es reproducirt ſich mir nicht nur die ganze Reihe einzelner Flüſſe und Bäche, die in den Hauptſtrom fallen, ſondern auch faſt die geſammte Landſchaft mit ihren einzelnen Gebirgsabhängen, Thälern und Fluren, woraus das beſtimmte Stromgebiet, das mir zunächſt einfiel, beſteht. Nicht minder erweckt mir der Begriff Vogel als Klaſſenbegriff folgende unter ihm ſtehende Ordnungen: a) die Raubvögel, b) die Singvögel, c) die Paarzeher, d) die Hühnervögel, e) die Stelzvögel, f) die Schwimmvögel. U. ſ. w. Mein Gedächtniß und meine Erinnerung ziehn demnach aus der netzförmigen Verflechtung, in welcher das Allgemeine mit dem Beſonderen, die höheren Begriffe mit den niederen und dieſe mit den Grundvorſtellungen ſtehn, einen Gewinn, den ich gänzlich entbehren müßte, wenn Alles nur vereinzelt nebeneinander in der Seele daſtünde; denn ich würde Vieles weniger feſthalten, und das Feſtgehaltene viel ſchwerer zurückrufen können, wenn die erregenden

Elemente nicht überall gleichſam Brücken fänden, über welche hinweg ſie ſich nach allen Seiten hin auszubreiten vermögen. Freilich kann ich den Begriff, zu welchem augenblicklich Grundvorſtellungen oder auch nur einzelne Beſtandtheile derſelben ſich reproduciren, dann nicht ſo rein denken, als wenn er völlig für ſich bewußt geworden wäre;*) allein dieſer Nachtheil wird reichlich aufgewogen durch den bezeichneten Gewinn. Daß der Begriff gleichſam als Kern wohnt mitten unter den ihn wie Hülſen einſchließenden Grundgebilden, iſt und bleibt eine ſehr wohlthätige Grundform deſſelben. Ohne ſie würden wir namentlich größere wiſſenſchaftliche Syſteme gar nicht zu beherrſchen im Stande ſein.

4) Die Begriffe befruchten auch das, wozu wir ſie eigentlich haben, nämlich das Geſchäft des Denkens.

Habe ich den Begriff Wappen einmal erworben, ſo werde ich nicht, wie ein fünfjähriges Kind, verwundert fragen: was iſt denn das? ſobald ich ein neues Wappen ſehe, ſondern ich werde ſofort erkennen: auch das iſt ein Wappen. Einmal auf die Anſchauung eines Wappens kräftig genug bezogen (damit zuſammenbewußt gemacht) bleibt dieſer Begriff damit in Verbindung, und man nennt ſolche Begriffe, an welchen viele Anſchauungen hangen, fruchtbare, im Falle des Gegentheils unfruchtbare. Je öfter ein Begriff auf beſondere Vorſtellungen bereits bezogen worden, deſto leichter kann ſolches in Betreff neu hinzukommender geſchehn, und ſomit wächſt durch ihn immer mehr die Fertigkeit des Denkens, d. h. die Fertigkeit, ſich die einzelnen Dinge mit dem klaren Bewußtſein zu vergegenwärtigen, welches das Denken ausmacht (§. 2.). Wurden durch die Begriffe, wie vorher bemerkt, die Anſchauungen ſchon feſter gehalten und leichter reproducirt, ſo werden ſie hier denkend reproducirt, und ſo iſt der Begriff fruchtbar geworden für das Denken. Das Thier, z. B. der Hund, kann eine Menge Perſonen im Hauſe ſich gemerkt haben; daß es aber (z. B. im Seminar) Präparanden, Seminariſten, Lehrer ſind und die eine ein Director,

*) Die meiſten Begriffe ſind nur halb geſonderte Aggregate des Allgemeinen; die beſonderen Vorſtellungselemente klingen, mehr oder weniger, ganz ſchwach bewußt mit.

das ahnt er nicht, und kommen neue Präparanden ꝛc., so will er sie Anfangs nicht leiden, während wir sie sofort leiden, hierzu bewogen bloß durch den Begriff Präparand ꝛc.

5) Auch **neue Auffassungen** (Wahrnehmungen) werden durch die Unterstützung, welche die Begriffe gewähren, leichter, klarer, vollständiger und mit größerer Genauigkeit gebildet.

Es ist Seelengesetz, daß das, was schon einmal erworben ist, nicht zum zweiten Mal erworben zu werden braucht, sondern als fertiger Bestandtheil in das eingeht, sich als Glied dem einreihet, wozu es paßt. Daraus erklärt sich, daß z. B. der Arzt am Krankenbette die vorliegenden Symptome leichter, vollständiger und genauer auffaßt, als der Nichtarzt, wie aufmerksam auch der letztere den Kranken beobachten mag. Die aus anderen Beobachtungen früher erworbenen Begriffe bringt der Arzt fertig hinzu; er sieht nicht mit bloßen Augen, sondern mit durch klare Begriffe unterstützten (denkenden) Augen, und somit gleicht sein Sehen einem Sehen mit bewaffneten Augen, das die Gegenstände mit viel weniger Anstrengung und viel klarer auffaßt. Dasselbe zeigt sich beim Hören. Der geübte Tonkünstler hört Fehler in einer Musik, die das Ohr des Laien nie entdeckt, so viel Geist und Verstand der Letztere auch sonst haben möchte; es hat dieser zu viel zu thun mit dem unmittelbaren Auffangen der Töne, während jener in seinen Begriffen Kräfte besitzt, die den hörenden Urvermögen (denen sie sich anschließen) eine Schärfe verleihen, daß auch die feinsten und flüchtigsten Tonverhältnisse mit Leichtigkeit bemerkt werden. Das bloße Hören des Laien zeigt sich beim kundigen Meister zur klarbewußten Beobachtung gesteigert. Der kleinste Anstoß durch das Einwirkende, und die Begriffe springen mit ihrem Lichte sogleich hinzu. Die bloßen Wahrnehmungen sind allerdings schon hundertmal besser, als die einfachen sinnlichen Empfindungen, wie sie das neugeborene Kind bildet; zur eigentlichen Beobachtung steigern sie sich aber erst durch die Begriffe, und der Chemiker, Physiker, Astronom, der gewiegte Menschenbeobachter ꝛc. leisten nur durch sie, was wir als Meisterschaft an ihnen bewundern. — Hätten wir bloß Anschauungen, so besäßen wir Nichts, was sich in neue Auffassungen hineinlegen ließe, denn

jede Anschauung paßt nur auf den Gegenstand, von welchem sie herrührt; in den Begriffen ist aber das Besondere der Anschauungen abgestreift, und so lassen sie sich in die verschiedensten neuen Auffassungen hineinlegen, deren Bildung also hierdurch beschleunigt, erleichtert und sofort zu höheren Graden der Klarheit erhoben wird.

Ergebniß:

Welches auch der Inhalt der Begriffe sein möge: sind sie fehlerfrei gebildet, so zeichnen sie sich aus a) durch Stärke und Klarheit des Bewußtseins, b) durch Dauerhaftigkeit und Unveränderlichkeit (sie bleiben sich bei allem sonstigen Wechsel des Psychischen mehr gleich) und c) durch praktische Fruchtbarkeit (durch sie wird das, was mit ihnen verknüpft ist, leichter behalten, leichter reproducirt, klarer vorgestellt = gedacht und namentlich die Bildung neuer Wahrnehmungen erleichtert, so wie das Beobachten geschärft). In diesen Vorzügen erkennt man ihre Grundformen.

§. 11.

Praktische Vorschriften für die Erzeugung der Begriffe.

Um die Begriffe vollkommen herzustellen, müssen die Regeln gewissenhaft befolgt werden, die sich aus dem bisher Dargestellten mit Nothwendigkeit ergeben, und da die vorliegende Denklehre eine praktische sein soll, so darf sie über diese Regeln nicht oberflächlich hinweggehen.

1) Man sorge vor Allem für möglichste Vielheit und Vollkommenheit der besonderen Vorstellungen, d. i. der Anschauungen und der niederen Begriffe.

Gesetzt, es fehlten mir die Grundgebilde für die Entstehung eines Begriffes ganz, wo soll derselbe herkommen? Allerdings kann man auch in der Seele borgen und das Geborgte kann die Stelle des mangelnden Eigenthums (der Grundgebilde) vertreten. Eine solche Stellvertretung ist es z. B., wenn ich meinem Zöglinge, der nie ein Krokodil, wohl aber Eidechsen gesehn hat, den Begriff Krokodil dadurch verschaffe, daß ich seinen Begriff Eidechse in dessen Merkmale oder Theilvorstellungen zerlege, diese anderweit zusammensetze

und das Uebrige durch sonstige Reproductionen hinzuthue (vergl. §. 13.). Wird aber der so entstehende Begriff nicht immer nur ein ärmliches Surrogat sein im Vergleich mit dem Begriff Krokodil, den Jemand aus der unmittelbaren Anschauung verschiedener wirklicher Krokodile abstrahirt hat? Selbst wenn ich hierbei mit sichtbaren Bildern zu Hilfe komme und so eine Art Anschauung vermittele, erreiche ich meinen Zweck nicht vollkommen. Denn wirkliche Krokodile, in ihrem Wesen und Treiben beobachtet, gewähren hundertmal vollkommnere Bilder für die Seele, als das schwächliche Ersatzmittel auf dem Papier. Und wie dann, wenn gar nichts Aehnliches in der Seele meines Zöglinges vorhanden wäre? Man versuche nur, einem sechsjährigen Kinde den Begriff Dichter, Componist, Redner, Naturforscher ꝛc. zu demonstriren, und man wird finden, welche Klarheit des Vorstellens es bei diesen Wörtern in sich herstellen wird. In den Erwachsenen ist das nicht anders, wenn ihnen die erforderlichen Anschauungen und Vorbegriffe ebenfalls noch fehlen.

Gesetzt aber, die besonderen Vorstellungen wären da, jedoch in geringer Anzahl, wird hierdurch die Begriffbildung eine gedeihliche werden können? Werden die allerdings dann entstehenden Begriffe nicht immer an Schwäche, Unklarheit und Unfruchtbarkeit leiden? Ich wundere mich gar nicht, warum der Dilettant so weit hinter dem Manne von Fach zurückbleibt. Der letztere kann hundert gleiche Elemente zu einem Begriffe verbinden, während jener vielleicht kaum zehn dazu besitzt. Man sagt zwar: „Beispiele erläutern die Sache." Das Schlimmste ist aber, daß die Beispiele zur Sache selbst werden, wenn es an den eigentlichen Vorstellungen von der Sache fehlt, und da nicht aus den Vorstellungen, mit welchen man das Beispiel denkt, der beabsichtigte Begriff hervorgehen kann, so kann er eben gar nicht entstehn.

Die philosophischen Wissenschaften sind bekanntlich bis heute noch sehr unvollkommen und können keinen Vergleich aushalten mit der Klarheit, Zuverlässigkeit und praktischen Fruchtbarkeit, zu welchen es die Naturwissenschaften gebracht haben. Wie geht das zu? Einfach so. Die Naturforscher huldigen der Wahrnehmung, der Beobachtung, sammeln also für ihre Begriffe ein reiches und vollkommenes Anschauungs-Material, und so müssen diese mit Nothwendigkeit vollkommen ausfallen. Dagegen gehn die Philosophen als solche nicht von der Wahrnehmung aus, sondern von Principien, also vom Allgemeinen, Abstracten, das in diesem Falle nothwendig unbestimmt, wo nicht gar inhaltlos, leer sein muß, weil das Abstracte nie das Erste, sondern nur das Letzte in unserer Seelenentwickelung sein kann. In unbewußter Reproduction schieben sie nun ihren Principien unter, was sie etwa an Wahrnehmungen und Begriffen sonst erworben haben, der Eine so, der Andere anders, jeder nach Gutdünken und Fähigkeit, und dann klagen sie, daß die Resultate nicht zusammenstimmen wollen, und jeder beschuldigt seinen Gegner, daß er Irrthümer für Wahrheit biete. Wenn sie bedächten: durch alles Denken, als solches, kann kein neuer Inhalt des Vorstellens erzeugt, sondern lediglich das auf andere Weise gewonnene Vorstellen klarer ausgebildet werden, so würden sie ihrer luftigen Phantasiespiele inne werden und sich entschließen, den Weg der Naturforscher zu betreten. Nur auf dem Wege der Erfahrung liegt die Wahrheit.*)

Ein reiches, richtiges Denken setzt jederzeit einen Reichthum an richtigen, hinlänglich starken äußern und innern Wahrnehmungen voraus; wer den umgekehrten Weg einschlägt, will den Bau eines Hauses von oben mit dem Dache anfangen. Auf der andern Seite hüte man sich aber auch vor Ueberfülle und Zerstreutheit der Vorstellungsbildung. Es würde nämlich in diesem Falle die nöthige Concentration der Vorstellungen unmöglich werden, und ohne diese gelingt die Begriffbildung auch nicht. Namentlich gilt diese Vorschrift in Bezug auf die innern Wahrnehmungen, d. h. die, welche sich auf das Psychische beziehn; denn wenn die äußeren

*) Der einzige Philosoph, der die phantasirende Begriffsspeculation gänzlich vermeidet und Alles auf Anschauungen, auf Erfahrung (innere, psychische) baut, ist Beneke; seine Philosophie wird immer bestehn. Was andere Philosophen bisher Wahres gefunden haben, ist, das läßt sich genau nachweisen, aus der Erfahrung entlehnt, der sich Niemand, also auch der sie verachtende Philosoph nicht, gänzlich entziehen kann.

Wahrnehmungen, so zu sagen, mehr still halten, so zeigen sich jene leicht wie ein unstetes Quecksilber, weil die Seelenthätigkeiten (und diese sind eben das innerlich Wahrzunehmende) nicht so still stehn, wie etwa Bäume, Häuser u. dergl., folglich ihre Concentration für den Abstractionsproceß doppelt schwer hält. Zerstreutheit muß also hier dreifach schädlich werden.

2) Man sorge dafür, daß die in angemessenem Reichthume erworbenen Vorstellungen (Anschauungen) auch kräftig und treu aufbewahrt bleiben.

An dem bloßen Erwerbe ist es nicht genug; wenn sich das Erworbene wieder verliert, so ist es so gut als gar nicht erworben, und bleibt es nur unvollkommen und untreu aufbewahrt, so müssen mangelhafte und falsch gebildete Begriffe entstehen.

Warum erzeugen die Thiere und die Blödsinnigen so unvollkommene und zum Theil gar keine Begriffe? Die Thiere sehen, hören, riechen und schmecken ja häufig, wie es scheint, vollkommener, als der Mensch. Die Raubvögel sehen schärfer, der Maulwurf hört feiner, der Hund riecht besser, und so haben fast alle Thiere einen Sinn, durch welchen sie den Menschen übertreffen. Daraus sollte man schließen, daß, wie vollkommnere Wahrnehmungen, so auch um so vollkommnere Begriffe durch diese Vorzüge entstehen müßten. Aber diese Vollkommenheit der Thiersinne ist, bei Lichte besehen, nur eine einseitige. Sie besteht bloß in einer größern Reizempfänglichkeit, während die Kräftigkeit des Auffassens und des Festhaltens, wie sie der Mensch hat, daneben mangelt. Wie der Spiegel das helle und klare Bild, das er zurückwirft, nie festhält, so bewahren auch die Sinnenvermögen der Thiere die empfangenen Eindrücke nicht. Gar nicht? Nun, einigermaßen allerdings; sie sind ja im Stande, das früher Gesehene und Gehörte wiederzuerkennen, sie reproduciren es sogar im Schlafe, denn sie träumen; aber es sind diese Ueberreste gleichsam nur Schatten von den unmittelbaren Eindrücken. Dies folgt schon daraus, daß sie es nie zum klaren Bewußtsein in irgend einer Hinsicht bringen; wie soll aus Schatten ein Licht werden, dergleichen die menschlichen Begriffe in sich tragen? Auch bei den Thieren ziehn sich unstreitig die Vorstellungen im Verhältniß der Gleichartigkeit an, und hierdurch entsteht eben dasjenige

in ihnen, was wir „Analoga von Begriffen" oder Annäherungen zu Begriffen nennen. Allein zehn mal $^1/_9$ ist noch lange nicht zehn mal ein Ganzes; das Combinirte ist zu kraftlos, zu dunkel, als daß es ein klares Vorstellen geben könnte, und so ist es lediglich die Unkräftigkeit der Sinnenvermögen, weshalb die Entwickelung der Thierseelen auf einer so niederen Stufe stehn bleiben muß.

Bei blödsinnigen Menschen finden wir es ähnlich. Die Reizempfänglichkeit der Sinnenvermögen ist bei manchen derselben ganz unverkümmert vorhanden; sie sehen, hören, riechen ꝛc. ganz gut; eben so haben manche eine bedeutende Lebendigkeit dieser Vermögen; sie fassen die Eindrücke schnell und rasch auf; aber da ihnen allen die Kräftigkeit der Sinnenvermögen abgeht (hierin besteht eben das Wesen des Blödsinns), so halten sie Nichts ordentlich fest; was sie jetzt scheinbar stark und tiefdringend beschäftigt, ist im nächsten Augenblicke verwischt und vergessen. Unfähig, sich an das eben Wahrgenommene auch nur zu erinnern, hängt ihr Auge und Ohr an etwas Anderem, was bald eben so schnell wieder spurlos oder fast spurlos verschwindet (denn der Blödsinn findet sich in sehr verschiedenen Graden), und so leuchtet ein, daß so unvollkommene Elemente keine befriedigende Verarbeitung zu Begriffen gestatten können. Auch bei den Blödsinnigen finden wir daher, wie bei den Thieren, keinen eigentlichen Verstand, sondern nur ein Analogon des Verstandes.

Also wie beschaffen die Anschauungen, so beschaffen die Begriffe. Dieses Gesetz spricht sich sogar bei den geistig gesunden Menschen in allen Vermögenssystemen aus. Niemand hat so viele und so deutliche Begriffe von dem, was er geschmeckt, gerochen, getastet und durch den Vitalsinn empfunden hat, als vom Gesehenen und Gehörten. Oder giebt es etwa z. B. bei den Geschmacks- und Geruchsauffassungen weniger Verschiedenheiten, als bei dem, was wir sehen und hören? O gewiß eben so viele. Sind ferner die unmittelbaren Geschmacks- und Geruchsempfindungen weniger stark und deutlich, als die Wahrnehmungen des Gesichts- und Gehörsinnes? O in vielen Fällen noch markirter. Wie kommt es nun, daß zwischen den Begriffen des Gesichtssinnes und denen der übrigen Sinne schon in Bezug auf die Anzahl ein so großes Mißverhältniß ist? Denn man durchmustere die Wissen-

schaften, welche sich auf die Außenwelt beziehn, und man wird finden, daß etwa neun Zehntel der in ihnen vorkommenden Begriffe aus dem Sichtbaren stammen, und nur ein Zehntel von den übrigen Sinnen hergenommen ist. Die Erklärung ist leicht; die Vermögen der niederen Sinne sind allesammt weniger kräftig, als die Vermögen des Gesichtssinnes. Bei jenen haben alle Empfindungen in Folge dessen weniger Beharrungskraft, und so kann der Abstractionsproceß aus solchem Material nur wenige und mangelhaftere Begriffe bilden. Am kräftigsten nächst dem Gesichtssinne ist der Gehörsinn, weshalb beide um dieser Eigenschaft willen die „höheren Sinne" heißen. *)

Was ist nun zu thun, wenn vorhin gefordert wurde, wir sollen für kräftiges und treues Aufbehaltenwerden der Vorstellungen sorgen? Ist das nicht für gar viele Vorstellungen ein widersinniges Verlangen?

Nun, die Natur können wir allerdings nicht umschaffen, wir müssen unsre Naturgaben gebrauchen, wie sie verliehn sind. Wie man aber einem Acker mehr Frucht abgewinnen kann, wenn man ihn zweckmäßig unterstützt, so verhält es sich auch mit dem Boden des Geistes. Es kommt ungemein viel darauf an, wie wir unsere Wahrnehmungen und Beobachtungen anstellen, wie wir beim Lesen, Lernen ꝛc. zu Werke gehn, ob mit einer gewissen Sorgfalt, Anstrengung und Ausdauer, oder ob wir flüchtig, lässig und matt

*) Auch der Tastsinn besitzt viel Kräftigkeit, wie man an denen sieht, die ihn wirklich ausbilden. Dahin gehören die Blindgeborenen. Während die Sehenden ihn fast ganz unbenutzt lassen, muß der Blindgeborene ihn fleißig üben, d. h. Spuren in ihm ansammeln, wodurch er es dahin bringt, daß er die so gewonnenen Wahrnehmungen auch zu recht klaren Begriffen verarbeitet, die ihm die Begriffe des Gesichtssinnes (das Merkmal des Farbigen abgerechnet) ziemlich ersetzen können und werden. Ist der Blinde zugleich taub geboren, so wird die Entwickelung des Tastsinnes, weil er noch mehr auf ihn allein gewiesen ist, sich noch steigern, falls nur die nöthige künstliche Anregung dazu nicht fehlt. Man sehe ein merkwürdiges Beispiel hiezu in der „Allgem. Schulz." Jahrg. 1848. № 143 und 144, aus dem sich recht deutlich ergiebt, daß der Verstand durchaus ein Erzeugniß der Sinnenerwerbungen ist, und es beruht daher nur in mangelhafter psychologischer Erkenntniß, wenn die Wahrheit dieses Satzes dort in Abrede gestellt wird.

verfahren. Im erstern Falle geben wir der Bildung der Vorstellungen die angemessene Zeit, während welcher sie sich von innen her durch Hinzufließen der gleichen Spuren verstärken können, im letztern schneiden wir ihnen diesen Gewinn unvermeidlich ab. Man thue also Jenes und meide Dieses. Dabei lasse man sich aber nicht täuschen durch die augenblickliche Lebhaftigkeit und Frische, welche die Vorstellungen, die man denkend verarbeiten will, nicht selten zeigen, sondern wiederhole und verstärke sie, so oft man Zeit dazu finden kann. Besonders gut sichert man sich ihren Besitz, wenn man sie selbstthätig verarbeitet, d. h. sie in andere, von uns selbst geschaffene Verbindungen bringt, andere Worte und Sätze für sie anwendet. So nehmen wir ihnen das Fremde, das sie anfangs für uns haben, und reihen sie in die bereits dauerhaft und klar uns beiwohnenden Gedanken ein.

Aber nicht nur kräftig, sondern auch treu müssen die Vorstellungen aufbehalten werden, die man erworben hat. Diese Treue wird verletzt, sobald sich Ergänzungen einmischen, wie sie die Phantasie so gern darbietet. Dem Dichter mag das gestattet, ja selbst Aufgabe und Pflicht sein; der unterhaltende Erzähler kann damit sehr anziehend werden; aber der Denker muß solche Ausschmückungen zurückweisen. Er darf nur das Interesse der Wissenschaft im Auge haben, und diese wird nicht gefördert durch Dichtung, sondern lediglich durch Darstellung dessen, was den Objecten, die man behandelt, wirklich innewohnt. Wie überall, so führt auch auf dem Gebiete des Intellectuellen nur die strengste Gewissenhaftigkeit zum gedeihlichen Ziele. *)

3) Sollen aus den kräftig und treu aufbehaltenen Vorstellungen die durch sie bedingten Begriffe wirklich entstehn, so müssen jene nach ihrer Gleichartigkeit zusammenbewußt gemacht oder combinirt werden.

Hier sind zwei Fälle zu unterscheiden. Manchmal nämlich vermittelt die Außenwelt, ohne unsre Fürsorge, das Zusammenkommen

*) Zum Phantasiren gehört keine besondere Kraft (Einbildungskraft), sondern phantasirt wird mit denselben Gebilden, aus denen die Begriffe hervorgehn. Sie werden nur, nachdem sie reproducirt sind, in andere, neue Verknüpfungen gebracht, und diese nach irgend einem Muster erfolgende Thätigkeit heißt eben Phantasiren.

des Gleichen von selbst. So namentlich bei den ersten Begriffen, die wir als Kinder von und durch die Gegenstände unserer täglichen Umgebung gewinnen. Verschiedene neben einander gesehene Bäume, Männer, Frauen, Kinder, Thiere, Steine, Häuser u. s. f. werden ungewollt und unbeabsichtigt die Begriffe: Baum, Mann, Frau, Kind, Thier, Stein, Haus ꝛc. sehr bald erzeugen, und in gleichem Falle befindet sich späterhin der Schüler, vor welchem der Lehrer z. B. die Buchstaben an der Lesemaschine, die Ziffern auf der Wandtafel, die Länder und Erdtheile auf der Charte ꝛc. neben einander darstellt und aufzeigt, und ihm hierdurch die Begriffe: Buchstabe, Ziffer, Land, Erdtheil ꝛc. verschafft. Bei weitem häufiger ist aber der zweite Fall, wo uns nämlich das Aeußere für die Begriffbildung wenig oder gar nicht unterstützt. Wie oft bietet sich uns höchstens Eine Vorstellung, diese oder jene, äußerlich dar, während wir die übrigen, vielleicht auch alle, durch rein innere Thätigkeit hinzubringen müssen! Kommen sie durch innere Erregung nicht zusammen, so können sie ein noch so vollkommener Besitz für uns sein, können selbst in anderer Beziehung für uns fruchtbar werden: für das Denken sind sie dann gleich null, denn sie geben keine Begriffe.

Dies zeigt sich recht deutlich an dem Beispiel der „Dummen". Es klingt freilich sonderbar, wenn man sagen hört: der Dumme kann viel wissen, er kann sogar gelehrt sein und bleibt doch dumm. Allein es ist wirklich so, und der scheinbare Widerspruch läßt sich leicht heben. Wen nennen wir denn gescheidt? Im guten Sinne dieses Wortes eigentlich den, der sich die Begriffe erworben hat, welche sich auf die Beurtheilung der Lebensverhältnisse und des von diesen gebotenen Handelns beziehn. Diese Begriffe unterscheiden sich gar sehr von den Begriffen, wie sie in manchen Wissenschaften, z. B. in der Mathematik vorkommen. So schwer auch die letzteren zu sein scheinen, sie lassen sich alle deshalb sicher erwerben, weil sie eine feste Begrenzung haben und weil sich das Material dazu leichter und sicherer herbeischaffen läßt. Wer die eben nicht zahlreichen Vorstellungsgruppen, welche zur Entstehung dieser Begriffe erforderlich sind, sich beharrlich vorhält, wer dabei wohl auch von Andern geduldig unterstützt wird, indem sie ihm Alles vollständig angeben, gleichsam vorbuchstabiren,

der kann noch so sehr an natürlicher Trägheit des Geistes — hierin besteht das Wesen der Dummheit — leiden, es werden sich in seinen Vorstellungen die gleichen Elemente doch endlich anziehen und zu Begriffen gestalten. Wenn man nun weiß, daß es dem Dummen nicht an Kräftigkeit, sondern eben bloß an Lebendigkeit, an rascher Erregungsfähigkeit fehlt, so begreift sich, daß und warum er überall sich zum Denken ausbilden kann, wo sich ihm die Vorgebilde zu den Begriffen bewußt zusammenordnen und auf Schnelligkeit dabei wenig ankommt. *) Es begreift sich aber auch auf der anderen Seite, warum er es zu Begriffen nicht bringt, wenn diese ein rascheres und mehr selbstthätiges Zusammentreten der Grundvorstellungen voraussetzen. Man sagt mit Recht: dem Dummen fällt Alles zu spät oder wohl gar nicht ein, und das gilt namentlich in Bezug auf diejenigen Vorstellungen, aus denen der Gescheidte sich eine richtige Beurtheilung der Lebensverhältnisse und des von diesen gebotenen Handelns erwirbt. Diese Vorstellungen lassen sich nicht vorgruppiren, wie z. B. die Anschauungen, aus denen der Begriff Dreieck entsteht, sie müssen durch eigene innere Erregtheit zusammengebracht, müssen, weil sie größtentheils mit andern verwickelt sind, innerlich auseinander gelegt, müssen nach ihrer Gleichartigkeit geordnet und nicht eine über der andern vergessen werden, und dazu paßt Langsamkeit der Erregung nicht. Wie viel muß innerlich erwägen, wer es zu richtigen Begriffen über die Gesinnungen, Empfindungen, Absichten anderer Menschen bringen will, da diese so oft ein Interesse haben, das, was in ihnen vorgeht, zu verbergen! In diesem Gebiete wird die Begriffbildung des geistig Langsamen nothwendig zurückbleiben müssen; er wird von Andern aufgezogen und hinter's Licht geführt werden, während er ihnen doch vielleicht an Kenntnissen und in Betreff des bezeichneten abstracten Denkens überlegen ist. Geht es nun dem Dummen so, weil bei ihm in Folge eines Naturfehlers das vielleicht recht kräftig und treu Aufbehaltene sich nicht nach seiner Gleichartigkeit combinirt, so wird und muß es auch Solchen so gehn, bei welchen nicht natürliche Schwerfälligkeit, sondern andere Ursachen die

*) Wodurch ist also die Unwissenheit von der Dummheit verschieden?

Combination verhindern, und so erhellet, wie gerechtfertiget die vorhin aufgestellte Regel erscheinen muß.

Allerdings kann auch diese Regel die angeborene Anlage nicht unmittelbar verbessern. Aber die nachtheiligen Wirkungen lassen sich, wie überall, so auch hier durch die Kunst verringern oder aufheben. Ist namentlich die mangelhafte Erregtheit oder die Trägheit, welche die Vorstellungen zeigen, bloß in dem begründet, was wir Bildungs- (Entwickelungs-) Verhältnisse nennen, also in etwas Aeußerlichem, Zufälligem, so hat die Kunst ein um so hoffnungsreicheres Feld, indem sie nur zu entfernen braucht, was zur Verlangsamung oder theilweisen Lähmung der Vorstellungen geführt hat oder führt.

Man befördere also die Combination der Vorstellungen zunächst dadurch, daß man überhaupt für Ordnung innerhalb des Geistes sorgt, damit derselbe nicht einem Stapelplatz gleiche, wo Alles unordentlich durcheinander gelagert ist. Wer sich gewöhnt hat, seine Sachen in einer einfachen, sich stets gleich bleibenden Ordnung zu bewahren, erspart sich viel Noth des Suchens, verliert nicht Zeit und gute Laune und kommt hundert Verlegenheiten zuvor. Im Gebiete des Geistes ist es nicht anders. Unser Vorstellen und Denken kommt nicht aus der freien Luft, es kommt aus den Angelegtheiten (Vorbildungen), die wir erworben haben, und wenn diese so geordnet sind, daß sie sich um gewisse allgemeine Gesichtspunkte, um gewisse regelnde Grundbegriffe gruppirt haben, dann treten sie von selbst immer inniger zusammen. Alles also, was man sieht, hört, liest ꝛc., ordne man gleich Anfangs nach seiner Verwandtschaft zu einander, sehe von Zeit zu Zeit den ganzen Vorstellungskreis in dieser Beziehung durch, und gewöhne sich, hierin immer strengere Forderungen an sich selbst zu machen. Schnelle Fortschritte in der Fertigkeit des Denkens können dann nicht ausbleiben.

Bemerkt man in der Vorstellungsentwickelung die vorhin angedeutete Trägheit oder Lähmung, so komme man durch äußere Erregungen zu Hilfe. Diese können doppelter Art sein: mittelbar geistige, oder unmittelbar geistige. Was die ersteren betrifft, so gehören hieher eine Menge bekannter Erfahrungen. Auf einem Spaziergange in der freien Natur fällt uns oftmals ein, was uns zu Hause auf dem Studirzimmer nicht einfallen wollte; beim Anschauen des gestirnten Himmels, bei der Betrachtung guter Gemälde und Bilder, beim Anhören einer sanften, das Gemüth ergreifenden Musik ꝛc. hat schon Mancher den Schwung seiner Gedanken neu beflügelt gefühlt. Es wurden auf diese Weise zunächst nur die Sinne *) beschäftigt und belebt, aber die sinnlichen Empfindungen pflanzen ihre beweglichen Elemente auf das rein Innere fort, und so kommt zur Erregung, was vorher gleichsam wie todt dalag. Noch wirksamer sind im Allgemeinen die Erregungen der zweiten Klasse. Dahin gehört z. B. ein Gespräch mit einem Menschen, dessen Denkart und Vorstellungskreis vielfach anders sind, als die unsrigen. Seine Bemerkungen werden uns auffallen, werden dadurch Vorstellungen in uns aufregen, die uns lange nicht im Bewußtsein standen, es kann eine Art Sturm in unserer Gedankenwelt entstehn, wodurch Alles durchgerüttelt und geschüttelt wird, wie bei einem Sturme in der äußern Natur. Es gehört ferner hieher das Lesen eines Buches, dessen Verfasser seine lebendige Erregtheit in demselben niederzulegen wußte. Indem wir seine Gedanken in uns aufnehmen, nehmen wir lebendige Erregungskräfte in uns auf, die eine Anziehung des Gleichen um so mehr veranlassen werden, je mehr sie Vorbildungen zu den von uns beabsichtigten Combinationen darbieten. Wie man Kinder, die langsamen Geistes sind, am besten dadurch verlebendigt, daß man sie in Gesellschaft munterer, aufgeweckter Gespielen bringt, so ist auch dem Erwachsenen ein ähnlicher Umgang, sei es in Schriften, sei es im wirklichen Leben, namentlich dann zu empfehlen, wenn der Ablauf seiner Vorstellungen einem gehemmten Strome gleicht.

Dagegen sind Aufregungsmittel, wie Wein, Kaffee, starker Taback und dergl. zu widerrathen. Vermöge des Gesetzes der allgemeinen Ausgleichung, das, wie innerhalb der Seele, so auch zwischen Seele und Leib herrscht, beleben diese Dinge gar sehr, indem sie bewegliche Elemente vom Leiblichen her auf das Psychische hintreiben, welche ohne sie unwirksam geblieben wären. Wer aber wüßte nicht, wie bald der Aufregung Abspannung und Erschlaffung

*) Die Sinnenvermögen sind nicht ungeistig, sondern nur minder geistig, als die von ihnen abgeleiteten Gebilde.

nachfolgt, wenn nicht die größte Vorsicht in der Anwendung jener Mittel beobachtet wird, abgesehn davon, daß auch die körperliche Gesundheit durch ihre leicht überreizende Wirkung gefährdet ist. Hat es auf diesem Wege nicht schon so Mancher dahin gebracht, daß seine Gedanken ihm nicht eher zu Gebote standen, als bis er eine oder etliche Flaschen Champagner zu sich genommen? „Ich lebe sehr diät", sagt Göthe, „und halte mich ruhig, damit die Gegenstände keine erhöhte Seele finden, sondern die Seele erhöhen." Schiller handelte anders, erreichte aber auch das hohe Lebensziel Göthes nicht.

4) Die combinirten Vorstellungen müssen einander so kräftig durchdringen, daß die gleichen Elemente derselben möglichst vollkommen verschmelzen, die verschiedenen möglichst rein ausgeschieden werden.

Wer die drei vorigen Regeln befolgt hat, hat die Begriffbildung bloß eingeleitet, noch nicht ausgeführt; die Ausführung kann erst durch Anwendung dieser vierten geschehen. Natürlich wird hierbei wieder die ursprüngliche kräftige Bildung der besonderen Vorstellungen von der größten Bedeutung sein. Außerdem aber kommt es vorzüglich noch auf Zweierlei an. Es müssen nämlich a) die Grund-Vorstellungen im Augenblicke der Verschmelzung das rechte Mittelmaß haben zwischen sinnlicher Frische und todter Verblichenheit. — Unsre Vorstellungen tragen zu verschiedenen Zeiten ein sehr verschiedenes Gepräge, während ihr Inhalt im Wesentlichen unverändert bleibt. Wir haben z. B. das uns längst bekannte Lied: „den König segne Gott" — bei einer feierlichen Gelegenheit von mehr als tausend Stimmen mit Begeisterung singen hören. Der Eindruck davon bestand in vielfach aufgenommenem sinnlichen Reiz, wodurch dem Liede eine Frische in uns gewonnen ist, die uns vielleicht Tage lang nicht wieder verläßt. Nach etlichen Wochen oder Monaten aber steht es hiermit ganz anders; das Lied hat seine Frische wieder verloren und reproducirt sich in ziemlich verblichener Gestalt, bis es nach Jahren, wenn wir es nicht wieder vernahmen oder selbst wiederholten, so erstorben ist, daß wir es kaum noch reproduciren können. Derselbe Fall tritt ein in Bezug auf gesehene Gegenden, Gemälde, genossene Vergnügungen ꝛc., und es leuchtet ein, daß für die Begriffbildung nur das Mittelmaß dieser entgegengesetzten Stimmungen zu empfehlen sein kann.

Zu große Frische giebt den Vorstellungen einen zu unruhigen Schwung, zu große Verblichenheit dagegen zu wenig Energie, als daß ein festes Verschmelzen der gleichen Elemente erreichbar wäre. Daraus erklärt sich, warum die ästhetischen Begriffe, d. h. diejenigen, in welchen wir das Schöne und Erhabene denken, in so wenig Menschen zu einiger Vollkommenheit gelangen. Der Eine sucht sie zu bilden, wenn er von den Eindrücken des Schönen noch ganz überwältigt ist, der Andere, wenn diese Eindrücke schon wieder verblichen sind und Alles einen matten, todten Character bereits angenommen hat. Von einem Trauerspiele, von einer Beethovenschen Symphonie hingerissen, werde ich nicht befähigt sein, sofort die gleichartigen andern Eindrücke, die ich von früherher aus ähnlichen Auffassungen in mir trage, hinzuzuwecken, und gesetzt auch, daß ein Abstractionsproceß in dieser Stimmung sich einleitete, es werden die ungleichen Elemente sich nicht rein genug von den gleichen aussondern, und der so entstehende Begriff wird und muß unklar ausfallen. Warte ich dagegen eine ruhigere Stimmung ab, so kann es sehr leicht geschehen, daß ich die richtige Mittelstufe versäume, da sich oft Anderes in den Vordergrund des Bewußtseins drängt und mich zu spät zur Reproduction jener Meisterwerke zurückkehren läßt. Dazu kommt, daß, je höher ein solcher herzustellender Begriff ist, er auch eine um so größere Anzahl besonderer, höchst verschiedener Gefühle voraussetzt, für welche sich das nöthige Mittelmaß doppelt schwierig gewinnen, ja manches sich gar nicht als das ursprüngliche Gefühl zurückrufen läßt (s. **N.** §. 51 ff.). Darf man sich wundern, daß unter allen philosophischen Wissenschaften die Aesthetik noch immer die unvollkommenste ist? Was indeß seither mißlungen, braucht nicht immer zu mißlingen; so schwer auch jenes Mittelmaß zu erreichen ist, es läßt sich weit öfter herstellen, als Viele glauben, zumal wenn man auf diesen bisher fast ganz übersehenen Punkt fortan mehr Aufmerksamkeit verwendet.

Ist das Mittelmaß wirklich getroffen, so handelt es sich b) noch darum, dem Zusammenbewußtsein der ähnlichen Vorstellungen die erforderliche Dauer zu geben. Der Grund leuchtet von selbst ein. Sollen die gleichen Elemente sich vollkommen verschmelzen und die ungleichen möglichst rein ausgeschieden werden, so gehört dazu, wie zu Allem, eine gewisse Zeit. Warum haben sehr lebhafte

Menschen bei allem Reichthum, bei aller Mannigfaltigkeit und Anschaulichkeit der Begriffe doch selten die rechte Klarheit in denselben? Weil der Abstractionsproceß bei ihnen großentheils nicht zu Ende geführt wird. Indem das Gleichartige zwar verschmilzt, bleibt doch zu viel des Ungleichartigen an demselben hangen, weil sie zu rasch zu Anderem fortgerissen werden, und selbst die Verschmelzung bildet sich nicht immer vollkommen aus. Man gönne sich also für die Begriffbildung die gehörige Muße, stehe nicht zu früh ab, wenn die klar gesonderte Hervorhebung des Gemeinsamen nicht sogleich gelingen will, und wenn man für den Augenblick abbrechen muß, so kehre man doch bald genug dazu zurück, ehe sich noch die beweglichen Elemente von der Gruppe, aus welcher der Begriff werden soll, wieder ganz wegziehn und hierdurch deren Auflösung bewirken (s. **N. §. 15. 72** und **73.**).

5) Man sorge endlich noch dafür, daß der Proceß der Begriffbildung keine Störung erleide durch die sonstigen Thätigkeiten der Seele.

Durch die vorgenannten vier Regeln ist eigentlich Alles erschöpft, was der Begriffbildung positiv zur Förderung gereicht. Aber die Begriffe bilden sich nicht in einer Seele, welche keinen weitern Inhalt hätte, als den zu Begriffen, oder in welcher wenigstens nur die Begriffsfactoren auf einmal zur Erregung kämen. Das Letztere ist schon darum nicht möglich, weil jedes Seelengebilde drei Formen an sich trägt und weil namentlich die Begehrungsform in sehr vielen Gebilden eine stark vorwiegende ist. Sammeln sich Gebilde mit dieser Form sehr zahlreich an, so entsteht das, was man Neigungen nennt, deren jede durch Spurenvermehrung zum bleibenden Hang, ja zur Leidenschaft werden kann, und eben so verhält es sich mit den zu Gefühlen verknüpften Gebilden, die sich oft zu heftigen Affecten verstärken. Was man ferner Sorgen, Zerstreuungen, Furcht, Trübsinn ꝛc. nennt, sind erregte Seelengebilde, die eben so, wie die Affecten und Leidenschaften, ungehörige Elemente in die Begriffe hineingeben können, und wer wüßte nicht, wie viele Menschen hierdurch unklare, verworrene Begriffe erlangen, die besser ausgefallen sein würden, wenn ihre Seele einer ruhigen ungetrübten Wasserfläche geglichen hätte und gliche. Die Begriffbildung bedarf also auch einer negativen Unterstützung,

die eben in der Abwendung aller der Störungen besteht, welche leicht durch andere Seelenthätigkeiten herbeigeführt werden können. Man drückt das gewöhnlich so aus: die Klarheit des Denkens leidet Abbruch durch störende Gemüthsbewegungen. Und in der That: „wie sich die Welt äußerlich nur in einer unbewegten Wasserfläche klar abspiegeln kann, so auch innerlich nur in einem ruhigen, von den Stürmen der Leidenschaften freien Geiste.“ Wie viele äußerst vorzügliche Köpfe giebt es, die es nie zu einem klaren Bewußtsein über das, was sie wollen und wirken, bringen; warum? weil sie zu sehr von Ehrgeiz, Rumsucht, Habsucht, Herrschsucht ꝛc. gestachelt sind, als daß nur solche Elemente bei der Begriffbildung sich vereinigten, welche als die wesentlich gleichen zusammen gehören. Ein so scharfer Denker auch z. B. Napoleon war, in Hinsicht seiner leidenschaftlichen Pläne hat er stets unklare Begriffe behalten, sonst würde er die Macht der Verhältnisse, welche ihn stürzten, nicht so lange verkannt haben. — Warum ferner macht die Liebe blind? Einfach, weil sie berauscht und dadurch eine Unruhe erzeugt, bei welcher sich das Gleiche nicht ungestört anziehen kann. Dies gilt nicht bloß in Bezug auf die Verliebten, es gilt auch mehr oder weniger von denen, die den Ihrigen überhaupt wohlwollend zugethan sind. Während sie das Thun und Lassen entfernterer Bekannten oft sehr richtig beurtheilen, haben sie von den Eigenthümlichkeiten, von den Fehlern und Vorzügen ihrer Lieblinge viel unklarere Begriffe. Natürlich! Sind sie voll von deren Bewunderung oder möchten sie die Mängel derselben aus allen Kräften beseitigen, woher soll dann die ruhige Stimmung kommen, ohne welche nun einmal die Vorgänge bei der Begriffbildung nicht glücklich von Statten gehen können?

Lag in dem Angedeuteten die Störung auf Seiten des Praktischen, so geht sie hinwiederum nicht selten auch von dem bloß Theoretischen, d. h. von bloßen Vorstellungen aus. Hieher gehört das Beispiel der sogenannten Wunderkinder. Warum bleiben diese, wie die Erfahrung lehrt, in erwachsenen Jahren meistentheils hinter Anderen, denen sie anfangs weit voraus eilten, zurück? Weil sie entweder bloß Worte auffaßten, oder weil sie die erworbenen Vorstellungen bloß gedächtnißmäßig aneinander reihten. — Große Massen von Wörtern und Sätzen zu erwerben, hat keine Schwierigkeit,

wenn die vorhandene geistige Kraft ausschließlich darauf verwendet wird; wie sollen aber aus bloßen Wörtern Begriffe hervorgehn? Eben so ist es nicht schwer, schwächliche Vorstellungen zu den Wörtern zu erwerben und sie reihenweis aneinander zu knüpfen, wenn der Unterricht frühzeitig hierauf Bedacht nimmt. Werden solche vielgliedrige Reihen aber nicht die Begriffbildung hemmen müssen, da sich zu den ähnlichen Vorstellungen auch die daran hangenden ganz unähnlichen und ungehörigen herzudrängen und so das Gleiche immer und immer am Zusammenfließen gehindert wird?

Wer ein Denker werden will, darf sich also nicht zu anhaltend mit bloßem Merken, mit bloßer Gedächtnißbildung beschäftigen. Schon das ist schädlich, wenn man sich zu sehr an die Glocke mit seinen geistigen Beschäftigungen bindet. Wir waren vielleicht auf dem besten Wege, einen Begriff klar hervortreten zu sehn, wenn wir noch eine Weile mit unserer Ueberlegung ausgehalten hätten. Aber die Glocke schlug, und wir glaubten zu einer anderen für diesen Zeitpunkt bestimmten Arbeit übergehen zu müssen. Werden wir morgen wieder Alles im Bewußtsein so zusammenbringen können, wie heute, daß wir des glücklichen Erfolges sicher sein können? Können wir der Stimmung gebieten, daß sie uns morgen als eine günstige zurückkehrt? Heißt es nicht, selber muthwillig Störungen für das Denken herbeiführen, wenn man nicht zur rechten Zeit aushält und das Reifen der werdenden Frucht abwartet? Schlimm genug, wo sich das nicht thun läßt; ohne Noth muß man aber das Denken nicht behandeln, wie eine Leistenarbeit.

§. 12.

Unvollkommenheiten der Begriffe hinsichtlich ihrer Form.

Unmöglich können die Begriffe vollkommen ausfallen, wenn nicht alle Vorgänge bei ihrer Entstehung so geregelt Statt finden, wie dies im Bisherigen dargestellt worden.

Der Natur der Sache nach sind es zwei Mängel, die ihnen dann anhaften werden: Dunkelheit und Unklarheit (= Verworrenheit). Beide sind ganz verschieden und sollten daher nicht, wie es so oft geschieht, verwechselt werden. Im Vorigen sind sie

bereits mehrfach angedeutet, aber sie verdienen jedenfalls noch eine besondere Besprechung.

Die Begriffe: ganze Zahl, Bruchzahl, Addition, Subtraction, Multiplication und Division ꝛc. haben oft Schulkinder so richtig, als der Lehrer, aber bei jenen sind sie dunkler, bei diesem klarer. Woher kommt das? Weil bei jenen diese Begriffe noch aus zu wenig gleichen Elementen erbaut sind, indem sie viel weniger einzelne, concrete Vorstellungen entsprechender Art erworben haben, als der Lehrer. Nur mit der Vermehrung der gleichen Elemente kann sich die Klarheit des Begriffs steigern; mangelhafte Vielfachheit des Gleichen läßt alles Vorstellen dunkel, wie wir es stets bei Kindern und solchen Erwachsenen finden, die in gewissen Fächern Laien geblieben sind. Während die Landleute in der Regel sehr klare Begriffe von dem haben, was auf ihre tägliche Beschäftigung sich bezieht, sind und bleiben ihre Begriffe von geistigen Dingen (vom Moralischen, Religiösen, Aesthetischen ꝛc.) mehr oder weniger dunkel. Eben so hat der Musiker, der bereits eine große Anzahl besonderer Vorstellungen von Akkorden, Tonleitern, Intervallen ꝛc. erwerben konnte, auch weit klarere Begriffe hiervon, als der Anfänger in der Musik, und nicht anders finden wir es in Bezug auf die physikalischen Begriffe, man vergleiche nur einen in der Physik Ergrauten mit einem Manne, der sich erst seit einiger Zeit in dieser Wissenschaft umgesehn hat.

Die Dunkelheit liegt also vor der Entstehung der Klarheit; sie ist keine Verderbniß, sondern ein bloß negativer Fehler, nämlich ein bloßes Unreifsein des Begriffs, das sich von selbst verliert, wenn die Bildung ungehemmt fortschreitet. Verschaffe dir mehr besondere Vorstellungen gleicher Art, und du wirst die betreffenden Begriffe zur Klarheit heranreifen sehn.

Ganz anders verhält es sich mit der Unklarheit oder Verworrenheit der Begriffe. Diese gleicht einer Verkrüppelung, welche darin besteht, daß sich in die zum Begriff gehörigen Elemente ungehörige, fremdartige eingemischt haben, wodurch jene mehr oder weniger verdeckt werden. Was ist „Freiheit“? Manche rechnen die völligste Ungebundenheit dazu. Was ist „Recht“? Niemals das, sagen Viele, was meinen Vortheil schmälert. Die Begriffe ferner: Religion,

Glaube, Tugend, Sünde, Seeligkeit, Verdammniß, Vergebung, Erlösung, Versöhnung ꝛc. — welche verkehrte Zusammensetzungen sind sie oftmals bei ungebildeten Menschen, wie wird die Nebensache für die Hauptsache genommen und nicht selten zu regelnden Mittelpunkten für das Handeln gemacht! Ja selbst Gelehrte hat es gegeben, die den Glauben an gewisse Lehrsätze für um so verdienstlicher hielten, je mehr ihre sonstigen Vorstellungen sich gegen deren Anerkennung sträubten.

Diese Verworrenheit liegt also nicht *vor*, sondern *neben* der Klarheit. Wie uns eine Harmonie sofort undeutlich wird, sobald sich ungehörige fremdartige Töne einmengen, oder wie ein Waizenfeld als solches unkenntlich erscheint, wenn andere Getreidesorten in Menge sich darin vorfinden, so geht es auch mit den Begriffen. Könnte man ihnen die eingedrungenen ungehörigen Elemente nehmen, so würden die übrigbleibenden zusammengehörigen vielleicht eine hinlängliche Klarheit des Vorstellens geben; so lange sie aber damit verbunden bleiben, dauert die Verworrenheit fort, und das Schlimmste ist, daß der Besitzer diesen Fehler in der Regel nicht merkt, sondern einem Manne gleicht, der auf sein falsches Geld wie auf richtiges pocht, weil er es aus Unerfahrenheit für echtes ansieht. Nur an dem Muster des klaren, richtigen Begriffes kann sich der verworrene als fehlerhaft erkennen, und dazu bietet sich leider tausend Menschen keine Gelegenheit. Da in den Anschauungen ebenfalls Verschiedenartiges liegt und liegen muß, so können sie nicht unterscheiden, wo das Verschiedenartige in den Begriffen das rechte Gemeinsame ist, wo nicht.

Wir geben gern zu, *daß wohl Niemand so klare Begriffe hat, daß den zusammengehörigen Elementen derselben gar nichts Fremdartiges beigemischt wäre*; aber es ist doch ein großer Unterschied, ob das Richtige in ihnen das Uebergewicht hat, oder nicht.

Nach den früher gegebenen Auseinandersetzungen kann übrigens der Grund zur Entstehung verworrener Begriffe im Allgemeinen ein doppelter sein: es fehlte a) bei der Erzeugung des Begriffes die erforderliche Sammlung und Ausdauer, um die beweglichen Elemente genugsam auf die gleichen Vorstellungsbestandtheile zu concentriren,

oder b) die ungleichen Bestandtheile (= die fremdartigen) der Vorstellungen waren zu mächtig, als daß ihnen die beweglichen Elemente durch die gleichen hätten hinlänglich entzogen werden können. Das Verschiedene in den (stets mehr oder weniger zusammengesetzten) Grund-Vorstellungen ist manchmal weit vielspuriger und dadurch eben mächtiger, als das Gleiche, was zur Folge hat, daß jenes des Bewußtseins nicht genug entleert und vom Zusammenwachsen mit dem Gleichen abgehalten werden kann.

Daß endlich die *Dunkelheit* und *Verworrenheit* der Begriffe unzählig viele Abstufungen zulassen, ist natürlich, und es gilt diese Bemerkung nicht bloß von Einzelnen, sondern auch in Bezug auf ganze Völker und Zeiten. Stehn wir auch in Hinsicht der Begriffe: Sittlichkeit, Religion, Recht, Wahrheit, Freiheit, Schönheit ꝛc., in welchen die höchsten Güter der Menschheit gedacht werden, gegenwärtig weit höher, als das Mittelalter und die ungebildeten Völker der Neuzeit, so ist doch nicht zu vergessen, daß es noch nie ein Volk, noch nie ein Zeitalter gegeben hat, das mit Unklarheit und Dunkelheit der Begriffe nicht mehr zu kämpfen gehabt hätte. Es wäre daher eine traurige Voreiligkeit, wenn *wir* uns am Ziele der wahren Erkenntniß träumen und von fernerer Prüfung und Läuterung unseres Vorstellens und Denkens abstehn wollten. Auch hier ruft uns vielmehr die Erfahrung aller Zeiten zu: schreite vorwärts, sonst drängt dich die Natur rückwärts!

§. 13.

Entstehung der Begriffe durch Determination. Sogenannte gemachte Begriffe.

Determiniren heißt *bestimmen, bestimmt angeben*. Giebt mir Jemand den Inhalt eines Begriffes, den er hat, bestimmt an, indem er mir die Merkmale oder Theilvorstellungen desselben aufzählt, so kann ich diesen Begriff sofort in mir nachbilden, ohne daß etwas Weiteres dazu erforderlich wäre, vorausgesetzt, daß ich die Theilvorstellungen wirklich besitze.

Mein Schüler hat z. B. den Begriff *Insel* noch nicht, aber er hat die Begriffe: klein, ringsum, Wasser, umfließen, Theil, zusammenhängen, fest, Erdoberfläche. Was thue ich nun? Ich fasse

diese Begriffe zu einem Ganzen zusammen, indem ich sage: „Insel ist ein kleinerer, ringsum von Wasser umflossener, zusammenhängender Theil der Erdoberfläche," und diese Zusammenfassung bildet sich in seiner Seele meinen Worten gemäß nach; der Begriff Insel ist nun auch in ihm vorhanden, falls das Zusammengefaßte in dauernder Verknüpfung bleibt.

Ist das nun eine eigentliche Entstehung des Begriffes zu nennen? Ja und Nein! Für den Schüler ist allerdings der genannte Begriff hierdurch zu Stande gekommen, aber man frage sich, ob auch der Erste, der diesen Begriff bildete, ihn auf dieselbe Weise, also ohne Anschauungen von Inseln erzeugen konnte. Kann man denn aus den Fingern saugen, was eine Insel sei? Oder kann das ursprünglich nur die Wahrnehmung lehren? Man nehme ferner die Begriffe: Wallroß, Zobel, Känguru, Pisang, Tuffstein, Onyr, Molybdän und dergl. Sie lassen sich ebenfalls durch Determination gewinnen; muß man aber dann nicht immer schon die in ihnen liegenden Theilvorstellungen (die Merkmalsbegriffe) besitzen und sie sich von Demjenigen bestimmt angeben lassen, der aus Erfahrung, aus Wahrnehmungen weiß, welche zu denselben gehören, welche nicht? Mithin liefert die Determination allerdings Begriffe, jedoch entweder nur solche, die sich nach der Angabe (Bestimmung) Anderer aus bereits fertig in uns liegendem Material durch bloße Nachbildung zusammensetzen lassen, oder solche, die ohne fremdes Zuthun aus unsern Begriffen sich ergeben, wenn diese in Folge neuer Erfahrungen, genauerer Ueberlegungen ꝛc. sich anders zu combiniren veranlaßt sind. Der Bewohner des Binnenlandes, und wenn er noch so großen Verstand hätte, wird nie aus sich selber auf den Begriff Ebbe und Fluth gerathen, wogegen der Dümmste an den Meeresküsten diesen Begriff mit Nothwendigkeit gewinnt, sobald Anschauungen vorausgehn. Woher sollte der Erstere wissen, daß Ebbe und Fluth „das abwechselnde, in 24 Stunden zweimal wiederkehrende Steigen und Fallen des Meerwassers sei?" Wie sollte der Nichtastronom bestimmen können, welche Merkmale in die Begriffe: Fixstern, Planet und Trabant (s. S. 18.) aufzunehmen seien? Nur der Astronom kann uns dictiren: „Planet ist ein solcher Stern, welcher sich in kreisähnlicher Bahn um die Sonne bewegt und von dieser sein Licht

empfängt," und wir werden diese Bestimmung nur dann zu der unsrigen machen können, wenn wir bereits die Begriffe besitzen: Stern, kreisähnlich, Bahn, bewegen, Licht, empfangen. In ganz kleinen Kindern fehlen diese Begriffe noch, und darum hilft ihnen diese Determination des Astronomen (oder derer, die sie von ihm gelernt haben) Nichts. Dagegen bestimmen wir auch oft durch eigenes Nachdenken den Inhalt eines Begriffes anders, indem wir dieses oder jenes Merkmal (Theilvorstellung) aus ihm ausscheiden, dafür andere aufnehmen und das Ganze so oder so zusammenordnen, je nachdem wir diese Umänderung aus diesen oder jenen Gründen für nöthig finden.

Woher nun aber diese Begriffe, durch welche wir die Merkmale eines durch Determination gebildeten Begriffes vorstellen? Augenscheinlich nur aus Abstraction. Sterne z. B. sieht ja Jeder, Kreisähnliches, Bahnen, Bewegungsthätigkeiten u. s. f. auch, und so können die Begriffe hiervon nicht ausbleiben. Was aber besonders wichtig ist: die Merkmalsbegriffe sind höhere, allgemeinere Begriffe, als der durch sie entstehende neue. Denn „Stern" paßt auf alle Himmelskörper, nicht bloß auf Planeten, und eben so umfassen die Begriffe: kreisähnlich, Bahn, bewegen ꝛc. Alles, was mit diesen Wörtern bezeichnet wird, nicht bloß das, was bei den Planeten davon vorkommt. Durch ihre Verbindung beschränken sie einander aber in Hinsicht ihres Umfangs, gerade so wie der Begriff Geld sich verengert, wenn ich die Begriffe Kupfer, Silber, Papier ꝛc. hinzunehme (Kupfergeld, Silbergeld, Papiergeld ꝛc.), und so hat es nichts Wunderbares, daß sie niedere Begriffe geben (s. §. 16.), wogegen es nach allen Seelengesetzen rein unmöglich ist, daß das Niedere aus dem Höhern seinen Ursprung nehme. Es ist also augenscheinlich eine Täuschung, wenn man die Entstehung der Begriffe durch Determination für die ursprüngliche angesehen hat; sie ist bloß eine abgeleitete, spätere, durch die ursprüngliche vermittelte, was ja schon daraus klar ist, daß die Begriffe nie entstehen, so lange die (stets niederen) Grundvorstellungen mangeln (§. 4.). Erst in der Zeit, wo schon viele fertige und in bedeutender Höhe der Abstraction liegende Begriffe in uns vorhanden sind, ist die Begriffbildung durch Determination möglich, niemals in frühester Zeit,

und jene Täuschung hat darum in einer Nichtbeachtung und Verwechselung der Zeiten ihren Grund. Auch das ist ein Irrthum, daß die Begriffe im Falle der Determination aus Urtheilen hervorgingen. Wie will man sich denn einem Andern, in dem man die zusammenzufassenden Begriffe reproduciren will und muß, anders auf die schnellste Weise verständlich machen, als durch Urtheile? Und ist denn „reproduciren" so viel, als erzeugen? Erzeuge ich denn in meinen Lesern erst die Begriffe, die ich mittelst des Urtheils in ihnen zum Bewußtsein zurückrufe: Platina ist ein Metall? Leute, welche die Begriffe: Platina und Metall — noch nicht erzeugt in sich tragen, werden diesen Satz gar nicht verstehen. Das Urtheilen ist in solchen Fällen bloß ein grammatisches Hilfsmittel für die Reproduction der Begriffe im Hörer oder Leser. Ja selbst dann, wenn ich in Folge meines Urtheilens selber neue Begriffe gewinne, entstehn sie mir nicht durch die Urtheile als aus ihrer primären Quelle, sondern nur auf Veranlassung meiner Urtheile combinire ich meine Begriffe zu neuen; ich vermittele selber, was mir in anderen Fällen durch Andere vermittelt wird.

Hieraus folgt:

Begriffe, die wir nicht unmittelbar aus Abstraction gewinnen können, lassen sich mittelbar durch Determination gewinnen, wenn a) die höheren Begriffe, die dazu erfordert werden, bereits durch Abstraction in uns entstanden sind, und b) irgend Jemand, der denselben Begriff aus Abstraction in sich hergestellt hat, uns die Theile oder Merkmale desselben bestimmt angiebt. Eben so gelangen wir c) zu neuen oder auch bloß umgebildeten Begriffen, wenn wir in Folge unserer fortschreitenden Urtheilsthätigkeit zu anderen Combinationen der schon erworbenen Begriffe veranlaßt werden.

Die Begriffe aus Determination sind also nur theils übertragene **Nachbildungen**, theils selbsteigene **Umbildungen**, in beiden Fällen überhaupt **Verwendungen** der Begriffe aus Abstraction, sei es auch, daß bereits durch Determination gebildete Begriffe benutzt würden, um abermals neue auf dem Wege der

Determination zu Stande zu bringen. Zuletzt müssen alle solche Begriffe aus denjenigen stammen, die durch Abstraction entstanden sind.

So haben z. B. die meisten Menschen nur den Begriff Pflanze aus Abstraction gewonnen; die Begriffe Seepflanze und Meerproduct haben sie lediglich durch Determination erworben. So verhält sichs überhaupt mit Allem, was wir auf historischem Wege uns aneignen. Die Werkzeuge, Gebäude, Sitten, Gebräuche, Schicksale und Thaten ꝛc. alter und neuer Völker, das meiste Geographische (z. B. Erdtheil, Eismeer ꝛc.), das Meiste aus der Naturbeschreibung u. s. f. stellen wir bloß in Determinationsbegriffen vor, so weit sich's nämlich hierbei um Begriffe und nicht um bloße reproducirte und neu combinirte Anschauungen (Einbildungsvorstellungen) handelt.

Ueber die Vollkommenheit so entstandener Begriffe vergl. man das S. 45. f. Gesagte. Bildet man die Determinationsbegriffe rein aus freier Hand, ohne Rücksicht auf das Muster der Abstractionsbegriffe, so wird es nur ein glücklicher Zufall sein, wenn sie etwas Besseres sind, als unbegründete, luftige Phantasien.

Was sind nun die sogenannten gemachten Begriffe?

Jemand erdenkt z. B. eine Flugmaschine, die von allen Maschinen der Art, die man bisher erfunden, gänzlich abweicht. Er bildet sich also einen Begriff von Etwas, was im Besonderen noch gar nicht existirt, und da alle Begriffbildung Besonderes (Concretes) voraussetzt, so scheint es, als müßte wenigstens ein solcher Begriff einen andern Ursprung haben, als die gewöhnlichen. Allein so ideal dieser Begriff auch gebildet sein mag, er ist nur durch Zusammensetzungen entstanden. Was nun nicht bereits entwickelt in der Seele liegt, läßt sich in keiner Art anwenden; auch der Künstler ist beschränkt auf die Zusammensetzung bereits erworbener Begriffe, und wenn er nicht ein übermenschliches Wesen ist, so hat er sie zuletzt durch Abstraction, mithin aus Anschauungen gewinnen müssen, wie jeder Mensch. Nur in der neuen Combination derselben kann sich seine Schöpferkraft (Erfindungskraft) offenbaren.

Alle Erfindungen bestätigen dies. Man nehme die Erfindung der Buchdruckerkunst, des Leinenpapiers, des Schießpulvers, der Dampfmaschinen, der Lithographie, der Lichtbilder ꝛc. Nirgends zeigen sich hier Begriffe im Spiele, die nicht Combinationen des Grundmaterials wären, welches der Mensch den Sinnen verdankt. Mit den Erfindungen im Bereiche des rein Geistigen verhält es sich

nicht anders. Das Gedicht, welches im lyrischen Schwunge des Gefühls die Wahrheit, die Tugend, die Gottheit ꝛc. besingt, es stammt aus Vermögen, die zunächst sinnlich entwickelt werden mußten, und nun erst durch immer vielfachere Verschmelzungen und Ausscheidungen (Abstractionen) sich zu Gebilden erheben konnten, die durch ihr Nebeneinandertreten die begeisterte Art des Bewußtseins geben, welches in solchen Gefühlen auftritt.

Also: *Auch die durch Determination entstandenen und die sogenannten gemachten Begriffe haben keinen anderen Ursprung, als die mittelst Abstraction gebildeten; sie alle stammen zuletzt aus sinnlichen Empfindungen und Wahrnehmungen.*

§. 14.

Ueber den Inhalt der Begriffe. Haben in Hinsicht desselben die Begriffe Vorzüge vor den besonderen Vorstellungen?

Ja, sagt man; die Begriffe finden sich bei *allen* Menschen, die besonderen Vorstellungen dagegen nicht; sie finden sich bei allen gleichförmig gebildet, die Wahrnehmungen ꝛc. hingegen bildet der Eine so, der Andere anders. Es kommen demnach den Begriffen hinsichtlich ihres Inhaltes zwei Vorzüge zu: *Allgemeinverbreitetheit* und *Allgemeingleichheit*.

Wenn die bisher aufgestellte Theorie richtig ist, so können diese Vorzüge bloß eingebildete sein.

Freilich haben nicht alle Menschen die besonderen Vorstellungen, die sich im **Cajus, Titus** und **Sempronius** finden, aber dafür haben sie andere, aus welchen derselbe Begriff, wie bei diesen, hervorgehn kann. Müssen es denn gerade die Bäume in Europa, wohl gar in Deutschland sein, wenn die Afrikaner aus Baumanschauungen den Begriff Baum erlangen sollen? Kann der Begriff Fisch beim Samojeden nicht aus ganz andern Wahrnehmungen von Fischen eben so gut entstehn, als solches bei uns der Fall gewesen? Muß ich denn gerade dieselben Maschinen, wie mein Nachbar, gesehen haben, um den Begriff Maschine zu besitzen? Kann das Kind den Begriff Buchstabe nicht schon gewinnen, bevor es noch von lateinischen,

griechischen ꝛc. Buchstaben irgend Etwas weiß? Dazu kommt, daß die Begriffe immer fehlen, wenn das Grundmaterial zu denselben — die Anschauungen — fehlt. Eine Menge Begriffe, die jetzt jedes Kind hat, sucht man bei dem gebildeten Alterthum vergebens (s. oben §. 4.), und selbst solche Begriffe, wozu das Grundmaterial vorhanden ist, entstehn nicht, wenn die Bildung nicht bis zur Einleitung des Abstractionsprocesses fortschreitet (§. 4.). Die Begriffe von den S. 34. angegebenen Seelengesetzen sind bei weitem noch nicht allgemein vorbereitet, und so verhält es sich mit noch gar vielen anderen Begriffen.

Dagegen scheinen einige Begriffe keinem Menschen zu fehlen, so allgemein trifft man sie an. Die Begriffe: lang, breit, gerade, krumm, leicht, schwer ꝛc., Vorstellung, Erinnerung, Urtheil, denken, wissen, vergessen, sich freuen, sich ärgern, sich schämen, bereuen, begehren, fühlen, recht, unrecht, gut, bös ꝛc. (sie beziehen sich fast alle auf unser Inneres!), wer hätte sie nicht? — Aber wer hätte auch das Grundmaterial dazu nicht? Wer vollzöge nicht *einzelne* Vorstellungs-, Erinnerungs-, Urtheils- ꝛc. Akte, und wer könnte die Vergleichung und Zusammenbewußtwerdung derselben vermeiden, also den Abstractionsproceß hindern? Es ist dies eben so unmöglich, als bei den Begriffen: wachen, schlafen, liegen, sitzen, stehen, gehen, anfassen, reden, sehen, hören, schmecken, riechen, empfinden ꝛc., die aus den Grundthätigkeiten sich bei allen Menschen mit Nothwendigkeit hervorbilden müssen. Und doch giebt es hier wie dort Ausnahmen. Die Begriffe: *sehen, hören, riechen* haben nicht alle Menschen; was lang, breit, dick, dünn ꝛc. ist, weiß kein Sechswochenkind, und schon größern Kindern fehlen die Begriffe namentlich vom Geistigen noch, weil die Grundentwickelung erst noch weiter vorschreiten muß, wozu noch die *Blödsinnigen* kommen, die aus Unfähigkeit zur Entwickelung die genannten Begriffe entbehren (vergl. S. 49.).

Man hat die auf das Geistige sich beziehenden Begriffe für *angeborne* erklärt, weil sich nicht verkennen läßt, daß sie ihren *Inhalt* in keiner Art von Außen empfangen haben können. Wir wissen indeß schon aus der Anmerkung auf S. 37., daß zwischen dem Entstehen von außen und dem Angeborensein noch eine dritte

Entstehungsart *) liegt: das Werden in Folge der Entwickelung, durch welche das bereits Gewordene immer neue Formen annimmt. So verhält es sich mit allen philosophischen Begriffen; sie sind Begriffe von psychischen Entwickelungsformen (s. S. 35.), welche, obschon nicht vorhanden in der Seele vor ihrer Entwickelung, vermöge derselben mit Nothwendigkeit bei allen Menschen sich einstellen, aber auch nur so weit sich einstellen, als eben die Entwickelung vorschreitet. Was das Angeborne bloß vorherbestimmt (prädeterminirt), nicht vorgebildet (präformirt) in sich trägt, das muß gleichwohl unausbleiblich eintreten, wenn die erforderliche Stufe der Bildung erreicht ist, gerade so, wie das Stehen, Gehen, der Zahn ꝛc. eintreten muß, wenn zum Angebornen die Kräfte hinzu erworben sind, welche die Vorbedingung dazu ausmachen, **)

Wir finden: die Allgemeinverbreitetheit der Begriffe kann keine absolute, sondern höchstens eine comparative, eine relative sein. Wir treffen vergleichsweise mehr die Begriffe, als diese oder jene bestimmten Wahrnehmungen in den Menschen an; aber wir müssen nicht vergessen, daß der Begriff nur überhaupt entsprechende Wahrnehmungen, nicht gerade die bestimmten voraussetzt, die wir bei Jemandem suchten.

Wie steht es nun mit der Allgemeingleichheit, die man den Begriffen zuschreibt? Trägt sie, wenn sie einmal entstanden sind, wirklich der Eine gerade so, wie der Andere, in sich?

---

*) Auch das Angeborne kann nicht unentstanden genannt werden, es heißt nur angeboren, inwiefern es vor der Geburt entstand. So die ersten Sinnenvermögen und die in ihnen liegenden Eigenschaften und Entwickelungsgesetze.

**) Ist es in der Außenwelt anders? Sind im Kirschkern schon die Wurzeln, der Stamm, die Aeste ꝛc., wohl gar die künftigen Kirschen des Baumes, der aus dem Kern wird, vorgebildet, so daß sie sich bloß auszudehnen brauchten? Oder muß zum Kirschkern erst das hinzukommen (Luft, Licht, Wärme, Feuchtigkeit ꝛc.), wovon seine Entwickelung abhängt, so daß das Künftige in ihm nur prädeterminirt ist? Geht nicht unser Leib aus einem Zeugungsstoffe hervor, der von den künftigen Formen desselben, den Gliedmaßen, nicht das Mindeste präformirt enthält?

Das müßte merkwürdig zugehn! Sind denn die Anschauungen, die Begehrungen und die Gefühle, überhaupt alle die Vorgebilde, woraus die Begriffe werden, bei allen Menschen so gleichmäßig hergestellt, daß, wenn die gemeinsamen Elemente derselben zusammenkommen, bei allen Menschen Gebilde entstehn müßten, die einander glichen, wie ein Ei dem andern? Die sinnlichen Vorstellungen des Einen sind kräftig und klar gebildet, weil seine Urvermögen kräftige sind, bei dem Andern findet sich das Gegentheil; ein Dritter besitzt lebendige Urvermögen und seine Vorstellungen nehmen daher denselben Charakter an; bei einem Vierten entsteht und bleibt Alles matt und träge, weil die angeborene Lebendigkeit fehlt; ein Fünfter verdankt seinen reizempfänglichen Sinnenvermögen fein und genau gebildete Auffassungen, ein Sechster muß zufrieden sein, wenn seine stumpfen Sinne ihn nur das Wesentliche der Dinge wahrnehmen lassen ꝛc. Wodurch soll verhindert werden, daß diese Verschiedenheiten in die Begriffe mit eingehn?

Ferner. **A** liebt und sucht, was zur Freude stimmt, **B** auch, und beide haben aus diesen Stimmungen den Begriff Freude abstrahirt. Aber **A** erfreut sich durch Geistiges, **B** durch bloß Sinnliches, durch gutes Essen, Trinken, schöne Kleider ꝛc. Was folgt daraus für ihre gleichen Begriffe?

C hört Musik, **D** auch, und beide verdanken diesen Wahrnehmungen den Begriff Musik. Aber **C** hat nie andere, als die Musik der fürstlichen Hofkapelle, **D** nie andere, als die Musik in seiner Dorfschenke gehört; und ihre Begriffe von Musik könnten gleich sein?

Weiter. Bei dem einen Menschen fließt eine größere, bei dem andern eine geringere Anzahl von Grundvorstellungen für den betreffenden Begriff zusammen, so daß er dort klarer, hier dunkler ausfällt; bei einem dritten erfolgt die Abstraction ungestört, bei einem vierten gestört durch Zerstreutheit, Sorgen, Leidenschaften ꝛc., und es erzeugen sich hierdurch verworrene Begriffe, wie dies in den §§. 11 und 12 bereits hinlänglich auseinandergesetzt worden.

Daraus folgt, daß die Begriffe nicht allgemein gleich bei den verschiedenen Menschen ausfallen können, vielmehr müssen sie sogar verschiedener werden, als die Grundvorstellungen, denn das schon

in diesen Verschiedene tritt in den Begriffen vervielfacht auf; nur das, was als vorübergehende Besonderheit an den Grundgebilden sich zeigt, kann sich für den Begriff abstreifen; die stätig gleich gegebenen Unterschiede derselben können sich der Zusammenbildung nicht entziehen.

Mithin: Die Allgemeingleichheit der Begriffe ist nur eine scheinbare und, bei Lichte besehn, nur eine Gleichheit der Wörter, mit welchen die Begriffe von allen Menschen bezeichnet werden. Hinter dieser Wortgleichheit verbirgt sich sogar eine größere Ungleichheit der Begriffe, und die Menschen stimmen mehr in den Wahrnehmungen zusammen.

Fritz und Karl, zwei Studenten, stritten mit einander über den Begriff Tugend. Endlich vereinigten sie sich, wie dies überhaupt Gelehrte zu thun pflegen, in einer Definition, und der Streit schien vollständig geschlichtet. Beide gaben zu, die Tugend sei, wie sie Kant definirt, „die Stärke, sich rein durch das allgemeine Vernunftgesetz, unabhängig von allen Neigungen, oder auch im Gegensatze gegen dieselben, bestimmen zu lassen.“ Da trat Heinrich hinzu und fragte: hat deine Mutter Zuneigung zu dir, Karl? Ei wohl, war die Antwort, sie liebt mich ja ungemein und beweist mir dies durch vielfache Thaten. Sie ist überhaupt eine Frau voll hoher Tugend, denn sie fühlt sich zu Allem, was Mensch heißt, hingezogen, und erweist selbst ihren Widersachern nur Gutes. Da ist ihre Tugend nicht weit her, fuhr Heinrich fort, denn nur wenn sie dir Gutes ohne Zuneigung oder vielmehr mit Widerwillen erweist, kannst du sie mit Kant für eine Frau von reiner Tugend erklären. — Nun hätte man den Zank hören sollen, der ausbrach, indem Fritz, um die Definition zu vertheidigen, alles Gewicht auf das „Vernunftgesetz“ legte, Karl dagegen sich einfach an die „Vernunft“ hielt, während Heinrich augenblicklich wieder an Beispielen zeigte, daß beide unter Vernunft etwas Verschiedenes dachten, und Klarheit hier wie dort fehlte. Ueber die einzelnen Liebeserweisungen der Mutter aber, die beispielshalber in der Verhandlung zur Sprache kamen (Geldsendungen, Empfehlungen bei Bekannten ꝛc.), war durchaus kein Streit.

Können solche Erscheinungen Wunder nehmen? — Jede Definition geschieht durch höhere Begriffe, die bei den meisten Menschen sehr dunkel und unklar sind (selbst bei Gelehrten). Weil sie das selber nicht merken oder auch einzugestehen sich schämen, so geben sie die Definition gewöhnlich zu. Sobald aber Folgerungen daraus gezogen und Anwendungen gemacht werden, zeigt sich die Meinungsverschiedenheit größer, als vorher, und die Einstimmigkeit der Begriffe geht auf diesem Wege vollends ganz, somit aber auch gerade das verloren, woran der Menschheit und insonderheit der Wissenschaft am meisten gelegen sein muß.

In dem so erklärten Beispiele haben wir, gleichsam **in nuce**, die Geschichte und den Grund aller Streitigkeiten unter den Philosophen, wogegen die Naturforscher, namentlich die Mathematiker (und jene wie diese haben es wahrlich zum Theil mit sehr hoch liegenden Begriffen zu thun), höchstens in unbedeutenden Nebendingen uneinig sind. Wie erklärt sich das?

Hierauf ist im Allgemeinen schon S. 47. geantwortet; wir wollen indeß hier noch Folgendes hinzufügen.

Die Philosophen bilden noch immer ihre Begriffe bloß durch Determination, d. h. durch Zusammensetzung höherer Begriffe zu niederen (§. 13). Je höher nun ein hierzu verbrauchter Begriff ist, eine desto größere Anzahl von Abstractionsprocessen auf verschiedenen Stufen war durchzumachen, um ihn zunächst nur herzustellen, und um so wahrscheinlicher ist es daher auch, daß ihn **A** anders bildet, als **B**, und dieser anders, als **C** und so fort, zumal wenn, wie gewöhnlich, dieses mühsame Geschäft ziemlich flüchtig und nachlässig betrieben wird. Kann durch so verschiedene Begriffe ein neuer mittelst Determination entstehn, der bei **A**, **B** und **C** sich gleich wäre, oder wird ihm nicht wieder bloß die Gleichheit des Wortes diesen Schein aufdrücken?

Ganz anders die Naturforscher und die Mathematiker. Was **A** vom Concreten aus, das er erst sorgfältig sammelte, abstrahirt, das abstrahirt **B** von demselben Concreten aus; **C** thut desgleichen, und so gewinnen sie ihre Begriffe in gemeinsamer Abstraction, folglich Einer wie der Andere, folglich zusammenstimmend oder allgemein-gleich. Denn kommt auch der Eine auf ein etwas an-

deres Resultat, so kann man doch sofort auf das gemeinsame Concrete zurückgehn, den Auffassungsfehler entdecken, und somit den Begriff berichtigen. Sind ferner die Urvermögen auch, wie vorhin gezeigt, in ihren Eigenschaften bei Jedem verschieden, für die abstractesten Begriffe ist dies ohne Bedeutung, wie man namentlich aus dem Beispiele der Mathematiker sieht (vergl. S. 52. f.), und so erhellet, warum von jeher alle großen Denkkünstler, z. B. Sokrates, Aristoteles ꝛc., sich des Grundes mehr oder weniger klar bewußt, ihre Begriffe lieber auf diesem Wege gebildet, und seine Länge und Beschwerlichkeit nicht gescheut haben. Die noch immer umstrittenen Begriffe in der Psychologie, Religion, Moral, Rechtskunde, Logik ꝛc., die wir doch Alle zur Einstimmigkeit gebracht wünschen müssen, sie können auf keinem andern Wege zu diesem Ziele gelangen, als durch eine neue Bildung und Bearbeitung mittelst gemeinsamer Abstraction vom Concreten, Besonderen aus.

Also: Obgleich die verschiedenen Menschen mit den gleichen Wörtern nicht durchaus gleiche Begriffe verbinden können, so hat dies seinen Grund doch nicht in einer allgemeinen Naturnothwendigkeit, sondern nur in zufälligen Umständen und Verhältnissen, die sich wenigstens für die Bebauer der Wissenschaft hinwegräumen lassen, so daß die höchst wünschenswerthe Einstimmigkeit der Begriffe auf **wissenschaftlichem** Gebiete herbeigeführt werden kann.

Zur Erreichung dieses Zieles giebt es aber nur Ein Mittel: **gemeinsame Abstraction vom Besonderen aus,** und es ist darum die bisherige Sitte, die philosophischen Begriffe durch Determination zu bilden, gänzlich zu verlassen. Denn diese Sitte hauptsächlich ist es, was die bisherigen Gegensätze und Streitigkeiten der philosophischen Systeme verschuldet hat.

Was folgt hieraus für die Tradition (Ueberlieferung) der Begriffe mittelst des allgemeinen Sprachschatzes?

Eine Menge Begriffe, in der Wissenschaft wie im Leben, empfangen wir fertig von Andern her, indem sie sich mit der Sprache ungesucht auf uns übertragen. „Die Sonne steht still", „die Erde bewegt sich", „Morgenstunde hat Gold im Munde", „zu manchen Zeiten regnet es Blut", „Cometen bedeuten Unglück" ꝛc. Indem wir diese Sätze von Jugend auf sprechen lernen, vererben sich auf uns die darin liegenden Begriffe: stillstehende Sonne, Bewegung der Erde, Segen des Frühaufstehens, Blutregen, schreckliche Cometen ꝛc., und es ist wieder, wie Jedermann sieht, die Determination, der wir diese Begriffe verdanken, indem uns die Sprache die einzelnen Merkmale bestimmt angiebt und in der Urtheilsform nicht bloß auseinanderhält, sondern auch zusammenbindet. Wem springt aber nicht in die Augen, wie mißlich es mit dem Werthe so entstandener Begriffe steht! Abgesehn davon, daß sie größtentheils ein dunkler, halbklarer und vielfach unfruchtbarer Erwerb bleiben, sind sie auch nicht selten geradezu falsch, wie die beiden letzten unter den vorigen Beispielen zeigen, und wie im Leben, so pflanzen sich leider auch in der Wissenschaft eine Menge irriger Begriffe auf diese Weise fort. Freilich wird die Begriffbildung durch die Sprache außerordentlich unterstützt und beschleunigt, wie man namentlich an den Taubstummen sieht, und es kann die Sprache in dieser Beziehung durch Nichts ersetzt werden; sollte man aber ihren Combinationen so sorglos vertrauen, wie es leider nur zu häufig geschieht?

§. 15.

Mängel der Begriffe hinsichtlich ihres Inhaltes.

Sind die Begriffe ihrer Form nach richtig, d. h. sind sie von aller Dunkelheit und Verworrenheit frei (§. 12.), so sind sie in der Regel auch dem Inhalte nach untadelhaft, denn die Ausdrücke: „Begriff" und „Inhalt des Begriffes" besagen ja ganz Dasselbe. Es verhält sich damit nicht, wie etwa mit „Flasche" und „Inhalt der Flasche", die immer Zweierlei sind, und der Inhalt des Begriffes steckt nicht im Begriff und dessen Form, wie in einer Hülle, die ihn einschlösse, sondern der Inhalt des Begriffes ist der Begriff selbst. Habe ich also den Begriff nicht, so fehlt mir nothwendig sein Inhalt, besitze ich aber seinen Inhalt, so ist mir auch der Begriff gegeben, und es kann nur noch die Frage sein, wie dieser

Inhalt beschaffen, ob er ein dunkles oder starkes, ein klares oder verworrenes Vorstellen sei, kurz: wie es mit seiner Form stehe. Der Begriff wird darum zunächst nur fehlerhaft, wenn seine Form unvollkommen ausfällt. Daß und warum so viele verworrene Begriffe doch für fehlerfrei angesehn werden, ist bereits in §. 12. gezeigt.

Diese ganze Bemerkung gilt jedoch nur, so lange sich's um Begriffe handelt, die allein stehn, die man als für sich bestehende betrachtet. Bei der Verwendung der Begriffe zum Denken (§. 2.) stehen sie aber nie allein, sondern immer zusammen mit den Gebilden, worauf sie bezogen werden, aus dem einfachen Grunde, weil es kein Denken geben kann über Nichts, sondern nur über Etwas, sei dieses Etwas nun ein wirklicher oder ein bloß vorgestellter (in Einbildungsvorstellungen uns vorschwebender) Gegenstand (ein bloß gedachter), und sei der wirkliche ein Gegenstand der Außen- oder Innenwelt (ein Seelengebilde). *)

Hätten die Begriffe den Zweck, allein zu stehen, so würde nicht bloß auf ihre Beschaffenheit sehr wenig ankommen, sondern wir handelten dann eigentlich viel klüger, uns gar nicht um sie zu bemühen, weil ein Licht, das Niemandem zu Gute kommt, völlig nutzlos brennt. Haben sie aber die Bestimmung, die Gegenstände so zu erleuchten, daß uns diese klar erkennbar werden, dann wird sich's fragen, wie sie zu ihnen zu stellen sind, damit nicht nur der einzelne Gegenstand, sondern namentlich die, welche zu Gruppen zusammengehören, die volle Beleuchtung empfangen, welche wünschenswerth und möglich ist.

Wissen wir nun, daß der klarste (der Form nach vollkommenste) Begriff Verworrenheit bewirkt, wenn sein Inhalt dem Gegenstande, worauf er bezogen wird, fremd ist, weil nach einem durchgreifenden Seelengesetze die Klarheit nur durch die Gleichheit der zusammenfließenden Elemente wächst (§. 12. S. 61.), **) so kann das Denken, wie

*) Ein Denken über Nichts wäre wie ein Reden über Nichts: aber es giebt ein Spielen mit Begriffen, das nur ein lustiges, hehles Phantasiren ist, dem man indeß gleichwohl nicht selten die Ehre anthut, es ein Denken zu nennen.

**) Man denke zusammen: Gerste und Feldfrucht, Gerste und Nahrungsmittel, Gerste und Samen, Gerste und Getreide ꝛc. Der zweite Begriff kann hier den

es soll, nur unter der Bedingung zum Erkennen führen, daß der Inhalt der Begriffe der rechte, den Gegenständen zweckmäßig und fruchtbar entsprechende ist. Und dieser Gesichtspunkt ist es, aus welchem der Inhalt der Begriffe theils mangelhaft, theils vollkommen erscheint, je nachdem sie so oder so in Anwendung kommen.

Gesetzt, es wollte Jemand die Pflanzen in weißblühende, blaublühende, rothblühende ꝛc., die Vögel in weiße, graue, schwarze, bunte ꝛc. eintheilen, wie es bekanntlich die Kinder zu thun pflegen, so würde den hierzu gebrauchten Begriffen von Seiten ihrer Form Nichts vorzuwerfen sein, denn von Dunkelheit und Verworrenheit sind wohl die Farbenbegriffe so ziemlich bei Jedermann frei. Allein was gewinnen wir durch solche Begriffe für die Erkenntniß des wahren Wesens dieser Dinge? Es giebt Begriffe, wodurch die Natur der Pflanzen, der Vögel ꝛc., die charakteristischen Unterschiede derselben von andern Geschöpfen, die Bedeutung, die ihnen in der Stufenreihe der Dinge zukommt ꝛc., in ein viel höheres, volleres Licht gesetzt wird, und darum können jene Farbenbegriffe nicht den rechten Inhalt für sie haben. Warum haben die Naturforscher das Linnéische Pflanzensystem aufgegeben und an seine Stelle das sogenannte natürliche gesetzt? Waren Linné's Begriffe, die er auf die Pflanzen anwendete, dunkel oder verworren? Nein! Was kam heraus, als Kant (und mit ihm vorhin Fritz und Karl) den formell ganz richtigen Begriff „Unabhängigkeit von allen Neigungen" mit der Tugend in Verbindung setzte? Ward das Wesen der Tugend durch ihn nicht in viel zu enge Grenzen eingeschlossen und somit verkannt, statt erkannt?

Daraus folgt: Begriffe, die das Erkennen nicht fördern, sondern wohl gar beeinträchtigen, sind dem Inhalte nach unrichtige Begriffe, denn es sind Begriffe, die ihrer Bestimmung zuwiderlaufen.

Weiter!

„Jupiter ist der oberste der Götter, Juno ist seine Gemahlin und bewohnt mit ihm und den übrigen Gottheiten das Gebirge

ersten immer in einer Beziehung aufklären (warum?). Nun aber denke man zusammen: Gerste und Obstbaum, Gerste und Flötenton, Gerste und Wallfisch ꝛc. Hier giebt der zweite kein Licht für den ersten (warum wohl?).

Olymp. Neptun ist der Beherrscher des Meeres, Apollo der Gott der Musen, Diana die Göttin der Jagd" ꝛc. So lehrte die alte Mythologie bei den Griechen und Römern.

Sind wohl die Prädikatbegriffe in diesen Sätzen der Form nach jederzeit falsch gewesen? Gewiß nicht, und auch der Inhalt derselben schien zu passen; darum konnte man Jahrtausende lang richtige Erkenntnisse in diesen Sätzen zu haben vermeinen. Wie man von vielen Menschen mit Recht sagen kann, sie sind die obersten ihres Gleichen, sie wohnen auf einem Gebirge, sie beherrschen das oder jenes Gebiet ꝛc., so mußte sich auch das Nämliche von jenen Gottheiten denken lassen. Aber die Subjecte jener Sätze sind falsch, es sind erträumte leere Einbildungsvorstellungen, und als man diesen letztern Begriff („Einbildung") ihnen gebührender Weise, von der allgemeinern Aufklärung gedrängt, nicht mehr absprechen konnte, sank die vermeintliche Erkenntniß zur Fabel herab.

Ganz ähnlich ging es mit dem Begriffe der „jährlich wechselnden Regierung", den man ehemals den Planeten beilegte, indem man sagte: in diesem Jahre regiert unter den Planeten der Mars, im nächsten der Jupiter, dann der Saturn ꝛc. Falsche Subjecte hatte man in diesen Sätzen nicht, und auch der Prädikatbegriff: „Wechsel der Regierung" konnte formell ein ganz richtiger sein. Aber sein Inhalt paßt nicht auf die Planeten, wie etwa auf die Bürgermeister einer Stadt, die in der Regierung wechseln; er ist für die Planeten ein durchaus unangemessener, da diese im eigentlichen Sinne niemals regieren, dagegen, was sie thun, immer thun, weil sie immer da sind und vom zeitweisen Aufhören ihrer Wirksamkeit keine Rede sein kann. Aber es hat Jahrtausende gewährt, ehe man auf Götter und Planeten die richtigen Prädikatbegriffe beziehen lernte, wie man erst in neuerer Zeit die rechten Eintheilungsbegriffe ꝛc. für die Thiere, Pflanzen und Mineralien auszumitteln fähig geworden und damit noch immer nicht vollkommen im Reinen ist. Kann das Wunder nehmen? Ganz und gar nicht. Während die niederen Begriffe aus sehr einfachen Grundlagen, aus den äußern oder inneren Wahrnehmungen, hervorgehen, setzen jene hohen Begriffe ein sehr mannigfaches Material voraus, das erst durch eine Menge Erklärungen, untergeordnete Eintheilungen, vielverzweigte Schlußreihen die Bearbeitung empfangen kann, die es zur Unterlage für die rechte Herstellung solcher Begriffe geschickt macht,*) und da diese Bearbeitung wieder langjährige Beobachtung des Wirklichen, wiederholte Prüfung und Sichtung desselben voraussetzt, so wäre es vielmehr ein Wunder, wenn die Bildung der wissenschaftlichen Hochbegriffe gleichen Schritt hielte mit der Herstellung der mehr elementarischen. Es ist vielmehr ganz natürlich, daß oft nach Vollendung eines ganzen wissenschaftlichen Systems erst mit Sicherheit bestimmt werden kann, welches der Inhalt der Begriffe sein müsse, durch die wir Alles in einem solchen Systeme in seinem wahren Wesen zu begreifen und zu erkennen in den Stand gesetzt werden.

Demnach ergiebt sich:

Der richtige Inhalt eines Begriffes kann nicht durch sein Alleinstehen bestimmt werden, sondern erst durch seine Verbindung mit dem, worauf er bezogen wird, in vielen Fällen also erst durch das ganze Anschauungsgebiet, innerhalb dessen er zur Anwendung kommt.

Volle Richtigkeit haben die Systembegriffe nur dann, wenn sie ein Wissensgebiet so aufklären, daß uns das Einzelne darin in seinen wesentlichen Verhältnissen zu einander und zum Ganzen erkennbar wird, wobei es aber auch auf die Zwecke ankommt, die wir uns für die Erkenntniß zu setzen veranlaßt sind.

Daraus folgt weiter:

Es kann, wenn über die Richtigkeit eines Begriffes Streit entsteht, derselbe nur geschlichtet werden durch

*) Nur einzig für solche Fälle ist die noch immer von so Vielen festgehaltene Behauptung wahr, daß die Urtheile die ursprünglichen Denkakte seien und die Begriffe erst aus diesen hervorgingen. Auch hier aber bringen die Urtheile eigentlich nur das Material zusammen, und ein Werden dieser Begriffe ohne alle Abstraction findet durchaus nicht Statt. Zwar entstehn sie zunächst durch Determination, indem die Urtheile ihre Prädikatbegriffe zu neuen combiniren. Wir wissen aber schon, daß die Determination nur möglich ist, wenn bereits die Abstraction die umzubildenden Begriffe geliefert hat, und daß wir nur auf Veranlassung unsrer Urtheile (oder der Urtheile Anderer) Veränderungen mit unsern Begriffen vornehmen. S. §. 13. Zuletzt sind es doch die Anschauungen, die für diese Bearbeitung der Begriffe den Ausschlag zu geben haben.

gemeinsames Zurückgehn auf die Thatsachen der Erfahrung, die von Jedermann bei hinlänglicher Vorbildung und Prüfung zuletzt zweifellos ermittelt werden können, sonst sind wir nie sicher, daß wir unsere Begriffe auf bloße Einbildungen anwenden und bei aller vollkommenen Form derselben in Irrthum gerathen.

Jetzt noch über eine zweite Unrichtigkeit der Begriffe hinsichtlich ihres Inhaltes.

Ein Knabe hatte sich aus mehreren Anschauungen den Begriff Maschine abstrahirt, und zwar, wie ich mich überzeugte, dem Inhalte wie der Form nach ganz richtig. Auf einmal nannte er eine Plumpe, die er sah, eine Wassermaschine, eine Mühle Mehlmaschine, ein Tellurium Erdmaschine.

Frau Denkhold lachte weidlich, als sie die Behauptung vernahm, der Zucker gehöre zu den Säuren und der Taback zu den Giften. Mir hat der Zucker immer süß geschmeckt, meinte sie, und der Taback muß sehr unschuldig sein, denn ich sehe die Raucher und Schnupfer alt dabei werden.

Den Ausdruck: electrisch — trug Herr X., ein mehrfach gebildeter Mann, auf die Irrlichter über, denn er nannte sie electrische Erscheinungen, und als er von electrischen Funken hörte, nannte er so die Funken, die er öfter beim Reiben der Augen verspürt hatte.

Welche Fehler wurden nun in allen diesen Fällen begangen?

Es waren nur grammatisch falsche Anwendungen sonst richtiger Begriffe, nämlich falsche Verknüpfungen derselben mit Ausdrücken der Sprache. In dem ersten der genannten Fälle wurde der Begriff Maschine mit Wörtern verbunden, die nach dem üblichen Sprachgebrauche solches nicht zulassen, denn Plumpen, Mühlen und Tellurien pflegt man nicht Maschinen zu nennen; er ward also zu weit gefaßt im Verhältniß zum Sprachgebrauche. Dagegen war es eine zu enge Fassung rücksichtlich des Sprachgebrauches, aber nur des wissenschaftlichen, die jene Frau den Begriffen Säure und Gift gab, denn die Wissenschaft erweitert diese Begriffe weit über den gemeinüblichen Sprachgebrauch hinaus, und was den dritten Fall betrifft, so paßten Begriff und Wort gar nicht zu einander, ihre Verbindung war eine geradezu falsche, wobei die Begriffe

selbst fehlerlos sein konnten. Statt „electrisch" hätte es heißen müssen: phosphorescirend.

Also: Dem Inhalte wie der Form nach richtige Begriffe pflegt man unrichtige zu nennen, wenn ihre Verbindung mit Ausdrücken der Sprache eine unrichtige ist. Da diese Art der Unrichtigkeit mehr einen Fehler des Sprechens als des Denkens ausmacht, so fällt sie mehr in das Gebiet der Grammatik, als in das der Logik. Zur Vollkommenheit des Denkens gehört aber, streng genommen, auch die Vermeidung dieses Fehlers, der leicht wirkliche Denkfehler nach sich ziehen kann.

Man verwechsele daher nicht die Redensarten: Du hast einen falschen Begriff mit dieser Vorstellung verbunden, und: du hast einen falschen Begriff mit diesem Worte verbunden. Der erste Satz weist auf ein falches Denken hin, auf einen Begriff, der wenigstens zu dem Zwecke der Erkenntniß nicht paßt, wenn er auch für sich genommen nicht falsch wäre; der letztere bezeichnet nur ein Mißverhältniß zwischen Begriff und Sprache. Dort findet sich ein Mißverhältniß zwischen Innerem und Innerem, hier ein Mißverhältniß zwischen Innerem und Aeußerem.

§. 16.

Ideale Betrachtung des menschlichen Begriffssystemes. Umfang der Begriffe.

Vom Umfange der Begriffe ist im Vorigen bloß nebenbei die Rede gewesen, hier ist er genauer ins Auge zu fassen.

Man versteht darunter stets eine Summe von Vorstellungen, auf welche der Begriff paßt, weil er das Gemeinsame derselben ist.

So paßt der Begriff Mensch auf alle Menschen, auch die ich noch nie gesehen habe und nie sehen werde. Real genommen kann er bloß aus den wirklich gesehenen Menschen (aus den Abbildern von diesen) in mir entstanden sein, und nur diese können darum seinen Umfang ausmachen; ideal betrachtet reicht sein Umfang viel weiter. Eben so paßt der Begriff Stern auf alle Sterne, auch auf die, welche wir Bewohner der nördlichen Erdhälfte niemals sehn, weil sie uns durch die südliche Erdhälfte verdeckt sind, so wie ferner auf die wegen ihrer zu großen Entfernung unsichtboren. Er hat

also, ideal genommen, einen sehr großen Umfang (Umkreis oder Sphäre), erstreckt sich über ein sehr weites Gebiet besonderer Vorstellungen, während er in Wirklichkeit, oder real betrachtet, nur diejenigen Sterne zum Umfangsgebiet hat, aus deren in meiner Seele fortlebenden Abbildern er geworden ist. Der ideale Umfang eines Begriffes ist also etwas Unbeschränktes, Unendliches, wogegen der reale Umfang etwas sehr bestimmt Begrenztes ist.

Sonach ergiebt sich: Die Anschauung ist nur Eine, der Begriff ebenfalls nur Eine Vorstellung, aber der Umfang des Begriffes ist die ganze Menge derjenigen Vorstellungen (oder sonstigen Seelengebilde), auf welche der Begriff paßt.

Ganz ähnlich wie mit dem Umfange verhält es sich auch mit dem Inhalte der Begriffe.

Unter dem Inhalt eines Begriffes versteht man die Vorstellungen der Theile, aus welchen er besteht,*) die also in ihm enthalten sind, und es heißen diese Theilvorstellungen seine Merkmale, weil durch sie erkannt oder bemerkt wird, wie die Begriffe (ihrem Inhalte nach) sich von einander unterscheiden. Vergl. §. 15. am Anfange. Daß einfache Begriffe nur Ein Merkmal, also, wenn man so sagen könnte, nur Einen Theil enthalten, ist aus §. 7. bekannt.

Real genommen ist nun in meinem Begriffe Mensch bloß das enthalten, was aus den Anschauungen von Menschen, die ich wirklich gesehn, sich Gemeinsames vereiniget hat, und das allen übrigen Menschen Gemeinsame liegt nicht darin. Ideal betrachtet muß ich dagegen das Letztere bejahen, weil es keine Menschen giebt, die etwas Anders gemeinsam hätten, als was sich in den wahrgenommenen vorfand, denn alle (geistig gesunde) Menschen können

*) Ob diese Bestandtheile selber Begriffe, oder bloße Anschauungselemente sind, hängt davon ab, wie weit die Seelenentwickelung in Jemandem vorgeschritten ist. Als wir Alle den Begriff Baum zu bilden anfingen, waren die Theilvorstellungen desselben: Wurzel, Stamm, Aeste, Zweige, noch keine Begriffe in uns; je länger wir lebten und verschiedene Wurzeln ꝛc. sahen, desto mehr floß das Gleiche derselben zusammen, und so erlangten wir auch Begriffe von den Bestandtheilen des Baums.

sich zur Vernunft, zur Sprachfertigkeit entwickeln, haben denselben Bau der Hände und dieselbe aufrechte Stellung, und ich könnte daher den Begriff Mensch aus ganz anderen Anschauungen, als es der Fall gewesen, abstrahirt haben, er würde dieselben genannten Merkmale in sich begreifen. Eben so auch bei dem Begriffe Stern, dessen Inhalt sich, real und ideal genommen, gleich bleibt: im Weltenraum schwebender kugelförmiger Körper, sich bewegend und mit eigenem oder geborgtem Lichte leuchtend. Auch der Inhalt der Begriffe ist also, ideal genommen, etwas Unbegrenztes.

Vergleichen wir Inhalt und Umfang der Begriffe, so zeigt sich, daß beide, da sie sich wie Eins und Viel zu einander verhalten, sich niemals decken, daß vielmehr der Umfang immer über den Inhalt hinaussteht. Bei den Wahrnehmungen ist es anders. Was die Wahrnehmung z. B. eines bestimmten Baumes enthält, das allein macht auch ihren Umfang aus, Beides verhält sich wie Eins zu Eins, und wollten wir den Umfang verengern, so müßten wir auch den Inhalt verkleinern, was aber, ohne die Anschauung zu zerstören, gar nicht ausführbar ist.*)

Dagegen läßt sich der Umfang der Begriffe verengern und erweitern, wenn wir zugleich das Entgegengesetzte mit dem Inhalte derselben thun. Man betrachte z. B. die Begriffe: Amsel, Singvogel, Vogel, Landthier, Thier, organisches Wesen, Wesen. Ich gewinne den Begriff Singvogel, wenn ich aus dem Begriff Amsel das dieser Gattung Eigenthümliche ausfallen lasse; es entsteht mir der Begriff Vogel, wenn ich das Merkmal des Singens aus dem vorigen ausscheide; werfe ich das dem Vogelgeschlecht Eigenthümliche abermals ab, so erweitert sich der Begriff Vogel zu dem Begriff Landthier, und so komme ich zuletzt auf den Begriff Wesen,

*) Mit dem oben Gesagten verwechsele man nicht die ähnliche Thatsache, daß auch der Inhalt einer Anschauung und der Inhalt des ihr entsprechenden Begriffes sich niemals decken. Die Anschauung eines vor mir stehenden Baumes, Hauses, Berges, Menschen ꝛc. hat stets einen reichern Inhalt, als der Begriff Baum, Haus, Berg, Mensch ꝛc. (das Verhältniß ist hier wie plus zu minus) — eine Bemerkung, die in der Lehre von den Urtheilen ihre Wichtigkeit geltend machen wird. Man s. unten §. 21. gegen das Ende des größeren Schriftdruckes.

wenn ich den Inhalt fortgehend kürze, also auf den weitesten in dieser Begriffsreihe. Umgekehrt werden durch Vermehrung des Inhaltes die weiteren Begriffe immer enger (s. S. 65.). In der genannten Reihe hat daher der Begriff Amsel den reichsten Inhalt, aber den beschränktesten Umfang, der Begriff Wesen den ärmsten Inhalt, aber den größten Umfang.

Also: Je reicher der Inhalt eines Begriffes, desto kleiner sein Umfang, und je größer sein Umfang, desto ärmer sein Inhalt. Inhalt und Umfang der Begriffe nehmen in entgegengesetzter Richtung zu und ab.

Dies führt auf eine neue ideale Betrachtung.

Man kann sich nämlich vorstellen, daß Alles, was von Menschen aufgefaßt werden kann, auch wirklich zu Begriffen verarbeitet worden sei, und daß sich alle diese Begriffe in irgend einem Menschenkopfe beisammenfänden. Der Natur der Sache nach müssen sie sich dann einander über- und unterordnen, weil immer einer aus dem andern hervorgeht, und die höchsten müssen die inhaltsärmsten sein, da dies das Wesen der Abstraction so mit sich bringt. So entsteht eine Abstufung der Begriffe nach Tiefe und Höhe, die zugleich eine Abstufung nach Reichthum und Armuth des Inhaltes, so wie nach Enge und Weite des Umfanges ist, und man kann daher den vorigen Satz auch so ausdrücken:

Je höher ein Begriff ist, desto größer ist sein Umfang, aber desto kleiner sein Inhalt; je tiefer er liegt, desto mehr Inhalt hat er, aber einen desto beschränkteren Umfang. — Oder:

Je höher ein Begriff steht, eine desto kleinere Anzahl anderer begreift (schließt) er **in** sich, aber eine desto größere faßt er **unter** sich, und je tiefer er steht, desto mehr ist Beides umgekehrt der Fall. Die tiefsten Begriffe können bloß noch Anschauungen ꝛc., überhaupt Concretes unter sich haben.

Diese systematische Abstufung der Begriffe gleicht also einer Leiter oder Pyramide, in welcher immer der weitere Begriff höher liegt, als der engere, und die engsten natürlich ganz unten über den bloßen Anschauungen. Da aber kein Begriff aus seinen Grundgebilden herausgerissen wird, sondern jeder sich nur an dem Platze bilden kann, wo seine Bestandtheile liegen, so ist der höhere immer in den niederen enthalten oder diese haben ihn zu ihrem Inhalte, während sie ihm als Umfang oder Sphäre untergeordnet sind, und man erkennt den höheren Begriff eben daran, daß er in mehr niederen enthalten ist, als der weniger hohe, und daß sich jenem mehr Grundgebilde unterordnen, als diesem, sein Umfang also größer zu nennen ist. Die Abstufung der Begriffe nach Art einer Leiter ist darum nur ein Bild, das uns die Verhältnisse der Begriffe zu einander, namentlich ihre Inhaltsgrößen veranschaulichen soll. Vollständig verwirklicht findet sich dieses Begriffssystem in Niemandem.

Aus dieser Darstellung ergiebt sich, daß es ganz gleich ist, ob ich sage: eine Vorstellung hat einen Begriff zu ihrem Inhalte, oder: sie liegt im Umfange desselben, so wie ferner einleuchtet, daß der Inhalt der Begriffe im Begriffssysteme nach oben hin, der Umfang nach unten zu liegt. Daher kann ich einem niedern Begriffe den Namen des höheren geben, ohne befürchten zu müssen, daß ich damit dem Inhalte etwas Falsches aufbürde. Oder darf man nicht den geborenen Sachsen als Deutschen, als Europäer, als Erdenbürger und Weltbürger bezeichnen? Ist aber umgekehrt jeder Weltbürger ein Sachse? Eben so kann ich den Thaler silberne Münze, Münze, Geld, künstlichen Körper, Körper nennen, aber umgekehrt nicht jeden Körper einen Thaler. Der niedere Begriff enthält also, was der höhere enthält, aber nicht umgekehrt.*)

Auf die Abstufung der Begriffe gründet sich die Eintheilung derselben, die natürlich sehr einfach sein wird.

---

*) Um die Abstufung der Begriffe zu bezeichnen, haben wir die Ausdrücke: Klassen-, Ordnungs-, Gattungs-, Art- ꝛc. Begriffe. Diesen Titeln liegen jedoch keine Abstufungsverhältnisse zum Grunde, die als unveränderlich aus der Natur des menschlichen Geistes entlehnt wären, sondern sie sind nur überhaupt Wörter für Abstufungen und werden daher mannigfach willkürlich gebraucht. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Ausdrücken: Reich, Land, Provinz, Kreis, Bezirk — Diöcese, Sprengel, Parochie ꝛc.

Dem Umfange nach können sie nur in drei Klassen sich sondern, weil nur Dreierlei beim Umfange möglich ist. Es fällt nämlich der eine Begriff entweder ganz auf den anderen, oder in den Umfang des anderen hinein oder außerhalb dieses Umfanges. Fallen sie ganz auf einander (decken sich ihre Sphären), so heißen sie gleichgeltende oder Wechselbegriffe, z. B.: „gleichseitiges Dreieck“ und „gleichwinkliches Dreieck“, „Mensch“ und „sinnlich vernünftiges Wesen“, „Städter“ und „Bürger“, „Bauer“ und „Landmann“ ꝛc. (da die meisten Wörter bald im engern, bald im weitern Sinne (Begriffe) genommen werden können, so lassen sich Wechselbegriffe natürlich nur in sofern durch sie bezeichnen, als man ihre Bedeutung wirklich auf den gleichen Umfang einschränkt). Liegt der eine im Umfange des andern, wie „Vogel“ in „Thier“, „Bürger“ in „Mensch“, „Schwalbe“ in „Vogel“, „Deutscher“ in „Europäer“ ꝛc., so ist dieser der höhere (übergeordnete, weitere), jener der niedere (untergeordnete, engere) Begriff. Fallen endlich ihre Sphären außer einander, so heißen sie geschiedene (disjuncte), wie blau und roth, Stein und Essig, Fisch und Pflaumen ꝛc. In diesem letzteren Falle können sie, was besonders zu beachten ist, innerhalb desselben höheren Begriffs auf gleicher Eintheilungsstufe sich finden, und dann heißen sie nebengeordnete (coordinirte), z. B.: Hecht, Forelle, Karpfen, Aal ꝛc. als Arten der Fische; Smaragd, Topas, Chrysoberyll, Granat, Turmalin ꝛc. als Arten der Erdmineralien.

Eben so einfach sind die Eintheilungen, welche sich auf den Inhalt der Begriffe beziehn. Lassen sich Begriffe mit einander verbinden, ohne daß ihr Inhalt dadurch gestört oder verletzt wird, passen sie also ihrem Inhalte nach zusammen, so heißen sie einstimmige, wo nicht, entgegengesetzte. Von jener Art sind die Begriffe: schiefwinklig und Viereck, sterblich und Mensch, hart und Eisen, gerecht und Handlung, schadenfroh und Verleumdung ꝛc.; von dieser dagegen: weiß und schwarz, grün und Ton, stumpf und Erwartung, flüchtig und Raum ꝛc. Der Gegensatz kann aber wieder ein doppelter sein, ein directer und ein indirecter; jener heißt gewöhnlich der contradictorische (die Begriffe sind widersprechende — absprechende, aufhebende, z. B. geistig und nicht-

geistig, gesund und nichtgesund, klein und nichtklein ꝛc. — der eine ist also schlechtweg die Verneinung des andern —; dieser wird der conträre Gegensatz genannt (die Begriffe sind widerstreitende), z. B. geistig und leiblich, roth und blau, Milch und Brod ꝛc. Hier haben also die Begriffe stets einen positiven Inhalt, und verhalten sich nicht, wie die vorigen, als Ja und Nein zu einander. Gegensätze, wie zwischen hölzern und Eisen, viereckig und Kreis, voll und leer, oben und unten, lang und kurz ꝛc. sind wohl zu den directen zu rechnen, weil die Verneinung oder Aufhebung des ersten durch das zweite Glied schwerlich verkannt werden kann.

Giebt es dem Inhalte nach gleiche oder identische Begriffe? Nein! denn Begriffe dieser Art wären, da das Gleiche sich stets in der Seele vereinigt, einer und derselbe Begriff. Was man dafür anführt, z. B. Moral und Sittenlehre, Kreis und Zirkel, Mond und Trabant, Mensch und Sterblicher ꝛc. — sind nur verschiedene Wörter für den gleichen Begriff, oder es sind gleichgeltende (Wechselbegriffe), wie Gott und Schöpfer, König und Landesvater, Mittel und Werkzeug ꝛc.

Ueber die Streitfrage, welcher Begriff der höchste und inhaltärmste sei, so wie über einiges Andere der Art, s. m. Beneke's „System der Logik“ S. 89. und ff., so wie dessen „Lehrbuch der Logik“ §. 46 — 54.

* * *

Wenn wir nun am Schlusse dieses Kapitels den Satz aufstellen:

Der Verstand des Menschen ist nicht ein besonderes ihm fertig angeborenes Vermögen, sondern die Gesammtheit der in seiner Seele gebildeten und fortdauernden Begriffe,

so wird die Wahrheit desselben wohl zur Genüge einleuchten, und es mag daher nur noch bemerkt werden, daß hiermit nur der Verstand im engern Sinne dieses Wortes gemeint sei, da im weitern auch die Urtheile und Schlüsse zu ihm gehören, wovon später.

Wie weit reicht nun der Verstand eines Menschen, und wie weit hat er keinen Verstand?

Zweites Kapitel.

Von den Urtheilen.

§. 17.

Von den einfachen (analytischen) Urtheilen.
Was sind diese Urtheile und wie entstehen sie?

Alles Denken wird in Urtheilen ausgesprochen.

Aber Niemand kann denken und sagen: der Himmel ist grün, das Gold ist blau, der Schnee ist roth, das Feuer kühlt, der Stein hungert, die Milch plaudert ꝛc. Warum nicht? Weil das zweite Glied dieser Sätze im ersten niemals enthalten ist.

Dagegen denkt und spricht Jedermann: der Himmel ist blau, hoch, rund ꝛc., das Gold ist gelb, schwer, klingend ꝛc., der Schnee ist weiß, kalt, schmelzbar ꝛc., das Feuer brennt, leuchtet, wärmt ꝛc., der Stein ist hart, groß oder klein zusammengesetzt ꝛc., die Milch ist weiß, flüßig, trinkbar u. s. f.; denn diese Prädikate sind stets in den genannten Subjekten enthalten.

Hieraus erkennen wir:

Ein **einfaches bejahendes** Urtheil entsteht, wenn zwei Vorstellungen im Bewußtsein zusammen kommen (zusammen bewußt werden), von welchen die eine (das Prädikat) ein **Begriff** und **in der andern** (dem Subjekte) **enthalten** ist. — Zugleich ist hieraus ersichtlich, daß und warum das Urtheilen nicht vor der Begriffbildung eintreten kann, sondern die nächstfolgende höhere Denkentwickelung nach dieser sein muß.

In jedem Urtheile ist das Prädikat ein allgemeines Vorstellen, das stets auf Mehreres noch, als auf das gerade vorliegende Subjekt paßt, d. h. es ist ein Begriff. Oder passen die Prädikate: blau, hoch, rund, bloß auf den Himmel? Anders verhält es sich dagegen mit dem Subjekte. Dies kann eben so gut eine allgemeine Vorstellung (Begriff), als eine besondere, einzelne sein, obschon dieser letztere Fall der häufigere ist. Dabei macht es keinen Unterschied, ob das Subjekt ein wirklicher oder bloß gedachter (eingebildeter) Gegenstand ist, und ich kann von meinen Träumen, von meinen Phantasien ꝛc. eben so gut aussagen, was in ihnen liegt, wie ich solches von der Rose, die vor mir steht, oder von der innern Wahrnehmung, die ich habe, thun kann. Daher sage ich mit gleichem Rechte z. B.: dieser Traum täuscht (wie alle), der Traum (allgemein genommen) täuscht, dieses Gedicht ist ein Phantasiegebilde, das Gedicht (überhaupt) ist ein Phantasiegebilde, — wie ich richtig behaupte: diese Rose (Anschauung) ist verwelkt, die Rose (Begriff) ist verwelkt, dieser Zorn (Wahrnehmung) ist ein Unluſtaffect, Zorn (Begriff) ist ein Unluſtaffect. — Von selbst drängt sich hiebei wohl die Bemerkung auf, daß, wenn das Subjekt ein Begriff ist, das Prädikat allemal ein höherer, allgemeinerer Begriff sei. Hingegen ist das Urtheil unmöglich, wenn das Prädikat eine Anschauung sein sollte, z. B.: das Werkzeug ist dieses Messer, das Getränk ist dieses Bier, die Stadt ist dieses Dresden, der Jüngling ist dieser Heinrich ꝛc.

Auch in den sogenannten „identischen" Urtheilen: Napoleon ist Napoleon, Tadel ist Tadel, Silbergeld ist Silbergeld ꝛc. bezeichnet das zweite Glied einen Begriff, obschon beide Glieder mit demselben Worte benannt sind. Denn der Sinn ist: Napoleon bleibt überall seinem allgemeinen Charakter gleich; auch der wohlgemeinteste Tadel thut weh, wie jeder Tadel (Tadel allgemein) thut; trotz mancher Unbequemlichkeit behält das Silbergeld im Allgemeinen doch seine Vorzüge (vor dem Papiergeld ꝛc.).

Aus §. 3. wird erinnerlich sein, daß jedes Wort der Sprache nur einen Begriff bezeichnet, und daß daher jedes Wort Zusätze erhalten muß, wenn es eine Einzelvorstellung (Anschauung oder Einbildungsvorstellung) ausdrücken soll. Nur die Wörter, bei welchen Jedermann an ein bestimmtes einzelnes Ding zu denken gewohnt ist, bedürfen solcher Zusätze nicht, wie: der „Himmel" ist blau, die „Sonne" scheint, der „Abendstern" glänzt, „Alexander" war ein Er-

oberer ꝛc. Dagegen dürfte ich nicht sagen: das Veilchen blüht, der Stern glänzt ꝛc., wenn mit diesen Subjekten bestimmte Einzeldinge gemeint sein sollten, sondern es müßte dann heißen: dieses Veilchen blüht, der Stern, welcher dort am Himmel steht, glänzt ꝛc.; und wer, wie der Astronom, mehrere Sonnen und Monde kennt, müßte sagen: diese Sonne scheint, dieser Mond wechselt, wenn er den einen oder den andern dieser Gegenstände bestimmt bezeichnen will, denn die bloßen Ausdrücke: Sonne, Mond, (mit oder ohne Artikel) würden unter Astronomen nur Begriffe andeuten, falls nicht der Zusammenhang der Rede sie auf unsre Sonne, unsern Mond beziehen heißt. Daß namentlich der unbestimmte Artikel „ein" auch nur Unbestimmtes, Allgemeines, mithin Begriffe begleitet, bedarf wohl kaum der Erinnerung.

* * *

Nur das bejahende Urtheil ist ein wirklich einfaches, wie wir uns weiter unten überzeugen werden. In ihm kommen nämlich immer nur zwei Glieder (Vorstellungen) vor: eines, worüber, und eines, wodurch geurtheilt wird, jenes Subjekt, dieses Prädikat genannt. Ist das überall wahr?

Es scheint nicht so. Denn in den meisten Urtheilen dieser Art zeigt sich noch ein drittes verbindendes Glied, welches Copula heißt, z. B.: das Glas „ist" durchsichtig, das Wasser „ist" flüssig ꝛc. Allein schon der Umstand, daß dieses Glied fast eben so oft fehlt, kann beweisen, daß es keine logische, sondern nur grammatische Bedeutung hat. Man nehme die Beispiele: der Schüler lernt, die Lerche singt, die Blume blüht. Hier ist bloß durch die Biegung des Prädikats angedeutet, daß selbiges im Subjekte enthalten sei, oder, wie die Grammatiker zu sagen pflegen, daß es auf das Subjekt bezogen werde, und es giebt Fälle, wo auch diese Andeutung unterbleibt, z. B.: Ehre verloren, Alles verloren, Ende gut, Alles gut, wie gewonnen, so zerronnen, wie der Hirt, so die Herde ꝛc. In manchen Sprachen, wie im Hebräischen, fehlt daher die Copula gänzlich, und man ersieht daraus, daß auch der Hörende, zu dessen alleinigen Gunsten dieses grammatische Glied eigentlich da ist, dasselbe entbehren kann, wenn er sich gewöhnt, Subjekt und Prädikat ohne Weiteres zusammen zu denken, wie der Urtheilende solches ja jederzeit thut. Oder entdecke ich etwa erst durch das Wörtchen „ist", daß der Begriff „fließen" in der Vorstellung Wasser enthalten sei, wenn ich vor einem Strome oder einer Wasserquelle stehe? Giebt sich

nicht Jedermann das Enthaltensein des Prädikates im Subjekte ohne Weiteres kund, wenn beide zusammenbewußt sind? Es ist darum eine ganz falsche Erklärung, wenn man sagt, die Sätze: der Knabe lärmt, das Mädchen schwatzt ꝛc., bedeuteten so viel als: der Knabe ist lärmend, das Mädchen ist schwatzend; denn in beiden Fällen besagt das zweite dieser Urtheile im Prädikate etwas Anderes, nämlich eine Eigenschaft des Subjectes, während das erste Prädikat nur ein vorübergehendes Thun desselben anzeigt.

Freilich würde in den meisten Fällen eine große Ungewißheit entstehn, wenn man in unseren neueren Sprachen die Wörter schlechthin nebeneinander stellen wollte, ohne durch irgend Etwas für den Hörenden anzudeuten, was in der Seele des Urtheilenden (Sprechenden) aufeinander bezogen = zusammengedacht sei, was nicht. Wir verstehn deshalb auch kleine Kinder oft schwer, wenn sie sagen: Brod geben, sehen das, gut sein ꝛc., denn in der Seele des Hörenden müssen neben den Hauptbegriffen, die das Urtheil des Sprechenden in ihm nachbilden sollen, auch die Nebenbegriffe (Beziehungsbegriffe) geweckt werden, welche ihm sagen, welche Vorstellungen zusammengehören, welche nicht, und die Sprache bedient sich hierzu bekanntlich der Biegungsendungen an den Wörtern (jede solche Endung bezeichnet einen Beziehungsbegriff) oder, wo dieselben nicht ausreichen, der Nebenwörter, welche Becker „Formwörter" genannt hat, weil sie den Hauptwörtern (den Ding-, Zeit- und Eigenschaftswörtern) die Verbindung zu verständlichen Satzgliedern und Sätzen zu ertheilen bestimmt sind und meistentheils durch sie erst die Wörter zu Gedankenbezeichnungen geformt werden. Nur mitunter wird das Ineinanderliegen und das sonstige Zusammengehören der Begriffe durch die bloße Nebeneinanderstellung der Wörter bezeichnet, wie z. B.: er hat mich Sohn geheißen, reichlich beschenkt, groß gezogen, selten gestraft ꝛc. Karl, der Große ꝛc. Der Redner, ein bejahrter Mann, ließ sich so vernehmen, u. dergl.

Also nur zwei Bestandtheile kommen im einfachen bejahenden Urtheile vor; das dritte Glied (die Copula) hat nur sprachliche Bedeutung, bezweckt bloß die richtige Auffassung von Seiten des Hörers, und selbst das zweite Glied scheint kaum ein zweites, sondern nur

die Wiederholung des ersten zu sein. Denn wer z. B. urtheilt: diese Kirsche ist braun, stellt nur einen Theil des Subjektes noch einmal vor; es kommt durch diesen Prädikatbegriff durchaus kein neuer Inhalt des Vorstellens zum Subjekte hinzu, und nur, weil dem so ist, konnten wir vorhin behaupten, das Prädikat müsse im Subjekte enthalten sein. Natürlich läßt sich vom Subjekte aussagen, was in ihm liegt; aber wozu denn das? Haben wir im Subjekte schon, was wir im Prädikate noch einmal vorstellen, so haben wir das Subjekt bloß zerlegt, analysirt, und diese Mühe, scheint es, können wir uns ersparen, denn wir gewinnen dadurch Nichts. Wie es nur eine unnütze Wortmacherei wäre, wenn man jenes Urtheil ohne besonderen Grund so ausdrückte: ich sehe, daß diese Kirsche braun ist (denn es versteht sich doch wohl von selbst, daß Ich es sein muß, wenn das Sehen und Urtheilen nicht in einem Andern vorgeht, und daß das „braun sein" nicht eine Sache des Hörens ist), so scheint das Prädikat in allen Urtheilen eine überflüssige Analysirung des Subjektes, eine zweck- und nutzlose Zerlegung desselben zu sein.

Allein wir wollen Gott danken, daß wir solcher Zerlegung fähig sind, denn wir sehn an den Thieren, wie viel in Folge der Unfähigkeit hierzu verloren geht. Für sie ist die Kirsche gewiß nicht weiß, gelb ꝛc., sondern auch braun; die Anschauung, die sie sich davon machen, enthält also ganz Dasselbe, was die menschliche Anschauung enthält, aber der Mensch stellt das „braun sein" vielleicht mit 1000 und mehr solchen Kraft-Elementen vor, wie das Thier höchstens mit etlichen und noch dazu unvollkommenern; denn jener hat einen vielspurigen, klaren Begriff davon, dieses keinen, und so liegt das Merkmal „braun" wohl qualitativ eben so in der Vorstellung des Thiers, wie in der des Menschen, aber nicht quantitativ. Vergleiche oben §. 10. Das gilt beim Menschen von Allem, was die Anschauung Kirsche (wie bezüglich jede Anschauung) enthält; die Begriffe: rund, saftig, reif ꝛc. fallen ganz mit dem zusammen, was die Anschauung ist, aber sie sind nur qualitativ derselben gleich, quantitativ ragen sie gleichsam darüber hinaus, und je mehr dies der Fall, je spurenreicher der Begriff ist, ein desto volleres Licht verbreitet er über die Anschauung, wie früher sattsam gezeigt worden.

Somit erhellet, daß das Urtheilen gerade dadurch, daß es nur ein zerlegender Akt ist, für das Vorstellen so gewinnreich wird.

Dieser Gewinn ist aber ein doppelter. Nicht bloß aufgeklärt wird das Subjekt durch den Prädikatbegriff in Betreff des Theiles, auf welchen dieser sich erstreckt, sondern auch der Begriff erfährt durch sein Zusammensein mit dem Subjekte eine Vervollkommnung. Verglichen nämlich mit den Anschauungen sind die Begriffe, weil sie die Reizfrische dieser in Folge der Abstraction eingebüßt haben, trotz aller Klarheit ein lebloseres, inhaltärmeres Vorstellen, und Gleiches gilt von den höheren Begriffen im Verhältniß zu den niederen. Kommt nun im Urtheile eine mehr besondere Vorstellung zum Begriffe hinzu, so wird dieser hierdurch aufgefrischt, wieder mit dem Leben in Verbindung gesetzt und für dasselbe fruchtbar gemacht. Gesetzt, es hätte Jemand ein neues, mächtig ergreifendes Oratorium gehört, so wird er den überschwenglichen Eindruck, den es auf ihn machte, sich Anfangs nicht zu erklären wissen. Ist er aber ruhiger geworden, und es treten nun zu der Erinnerung an das Einzelne die entsprechenden Begriffe hinzu, so wird sein Vorstellen und Fühlen hierdurch klarer, heller, und was vorher in einander gewirrt und dunkel in ihm da war, das tritt durch diese klare Ausprägung bestimmter auseinander, wird übersichtlicher und dadurch verständlich. Eben so fühlen wir uns, wenn wir uns lange mit abstractem Denken beschäftigt haben, neu belebt und aufgefrischt, sobald wir in die Natur und in den mannichfaltigen Lebensverkehr treten. Neues empfangen wir hierbei zu unseren Begriffen vielleicht gar nicht hinzu, aber die reizvolleren Anschauungen, die wir gewinnen, theilen denselben ihre Frische mit, und was so im Großen (bei ganzen Massen von Seelenthätigkeiten) geschieht, das geschieht auch im Kleinen, im Einzelnen, und wir sehn in solchen Erfahrungen gleichsam wie durch ein Vergrößerungsglas die Wahrheit bestätiget: im einfachen bejahenden Urtheile wird das Subjekt durch das Prädikat, so weit dieses reicht, aufgeklärt, zu einem klareren Bewußtsein erhoben, so wie der Prädikatbegriff durch das Subjekt an Frische und neuer Belebung gewinnt.

Schon bei der Begriffbildung fanden wir eine Zerlegung (Analysis) der Grundvorstellungen. Indem das Gleiche derselben sich inni-

ger verband (zusammensetzte, combinirte), ward das Ungleiche von der Bewußtwerdung abgetrennt, ausgeschieden; allein dies Letztere war nur ein Nebenvorgang; die Hauptsache war die Synthesis (Zusammensetzung), und durch diese entstand eigentlich der Begriff. Beim Urtheile zeigt sich dieselbe Erscheinung. Vom Subjekte zum Prädikate hin betrachtet besteht es in einer Zerlegung: das Subjekt wird zerlegt durch das Prädikat. Auch dies aber ist nur ein Nebenvorgang. Das eigentlich Bedeutende für das Urtheil ist die Synthesis, welche der Begriff enthält. Nur diese giebt dem Subjekte den Gewinn an Klarheit und Stärke des Bewußtseins, wodurch das Urtheilen von anderen Seelenakten sich unterscheidet. Und eben so kann das Prädikat nur dadurch an Frische bereichert werden, daß das Subjekt eine Zusammensetzung von Qualitäten ist und mit dem Prädikate zusammenbewußt wird.

Was setzt also die Entstehung der einfachen bejahenden Urtheile voraus? —

Auf der untersten Stufe: Wahrnehmungen, Begehrungen, Gefühle und entsprechende (in den Wahrnehmungen ꝛc. liegende) Begriffe, auf den höheren Stufen: niedere Begriffe und entsprechende höhere Begriffe.

Diese Gebilde werden zusammenbewußt, weil das Gleichartige einander anzieht. Dieses allgemeine Seelengesetz (s. §. 5.) ist der alleinige Grund, wie zur Entstehung der Begriffe, so auch zur Entstehung der Urtheile, und eine besondere angeborene Urtheilskraft, die man zeither als die Erzeugerin der Urtheile angenommen, giebt es nicht.

Beim Zusammenbewußtwerden des Subjektes und des Prädikates wirken die erregenden Elemente zugleich als verknüpfende Elemente, und so entstehen fertige, bleibende Urtheile, die als Spuren fortdauern, wenn das Bewußtsein (die Erregung) sich von ihnen wegzieht und auf andere Seelengebilde übergeht (s. **N.** §. 38.). Zur Erneuerung dieser Urtheile ist nichts weiter erforderlich, als daß abermals erregende Elemente zu ihnen hinzufließen.

* * *

Noch beherzige man Folgendes:

Das Urtheilen erstreckt sich in unsrer Seele viel weiter, als man gewöhnlich annimmt. Wenn ich sage: „dieser in einem Teiche

gefangene Fisch", so habe ich nach der gewöhnlichen Ansicht noch nicht geurtheilt, denn ich habe Nichts ausgesagt, Nichts behauptet. Aber jedes dieser sechs Wörter bezeichnet etwas Allgemeines, also einen Begriff, und so habe ich eigentlich, da die Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere immer ein Urtheilen ist, schon sechs Urtheile vollzogen, als ich jene sechs Wörter gebrauchte. Da ferner der Erwachsene innerlich zu sprechen pflegt bei Allem, was in ihm vorgeht, da er solchergestalt Allgemeines zum Besonderen in Beziehung setzt, was thut er da? — Wenn man nicht selten gemeint hat, Fühlen und Denken seien Gegensätze, die einander beschränken und ausschließen, so beruht diese Ansicht nur auf einer ungenauen Beobachtung. Denn kaum wird doch ein lebhafteres Gefühl in uns sein, ohne daß wir dabei innerlich dächten und sprächen: „ich fühle", oder ich fühle dies als angenehm, als peinlich" ꝛc. Mithin vollziehn wir neben dem Fühlen so viele Urtheile, als wir Begriffe und Wörter dabei in Anwendung bringen. — Sobald aus dem Besonderen sich Allgemeines herausgearbeitet hat, drängt es sich auch, wenn kein besonderes Hinderniß vorhanden ist, zu demselben mit zwingender Nothwendigkeit hinzu, und so kommen wir bei allen unseren Seelenentwickelungen aus dem Urtheilen gar nicht heraus. Geben wir allerdings nur den kleinsten Theil dieser Urtheile äußerlich kund, so gehört die Urtheilsform doch als eine wesentlich nothwendige Form zu unserer gesammten Geistesentwickelung, und es ist unmöglich, daß sie auch nur in einem einzigen Augenblicke fehle. Die große Schnelligkeit, mit der sich das Urtheilen in der Regel vollzieht, macht freilich, daß es uns nicht immer zum klaren Bewußtsein kommt. Schon jedes einfache analytische Urtheil enthält aber, genau genommen, ein zweifaches Urtheilen: das eigentliche und das begleitende sprachliche.

Zugleich ersieht man hieraus, daß und wie die sogenannten „bloßen Sätze", wie Fragen, Bitten, Befehle, Versprechungen, Ausrufungen ꝛc. mit den eigentlichen Urtheilen zusammengrenzen. Wenn ich sage: „Heil dir, Edler!" oder: „warum hast du mir keine Antwort gebracht?" so habe ich noch kein eigentliches Urtheil, denn es fehlt die Aussage, die bestimmt aus dem Subjekte hervorträte. Indem ich aber die Begriffe, welche den gebrauchten Wörtern ent-

sprechen, anwandte, habe ich bezeichnet, was in mir vorging, und das gab im ersten Falle ein dreifaches, im zweiten ein siebenfaches Urtheilen, wenn auch nur ein sprachlich begleitendes.

Daß aller Sprachausdruck Urtheile voraussetzt, ist übrigens schon daraus klar, daß es nicht selten große Schwierigkeiten macht, sich richtig auszudrücken, und daß nur derjenige diesen Schwierigkeiten gewachsen ist, der sich die Elemente zu diesen Urtheilen erworben und sie mit Sicherheit anwenden gelernt hat. Die praktischen Vorschriften, die wir weiter unten für die Erzeugung der Urtheile aufzustellen haben werden, müssen darum, wie auf die Urtheile selbst, so auch auf den Sprachausdruck in allen seinen Formen und Verhältnissen Anwendbarkeit haben.

§. 18.

Verneinende Urtheile.

Dieser Apfel ist nicht reif, dieser Mann ist nicht gelehrt, dieser Seelenvorgang ist kein Gefühl, dieser Entschluß ist nicht weise. — Der Baum blüht nicht immer, der Sperling ist kein Singvogel, der Frühling bleibt niemals aus, Mäßigkeit schadet Niemandem ꝛc.

In diesen Urtheilen sind eben so, wie in den bisher betrachteten, zwei Vorstellungen zusammenbewußt, nur mit dem Unterschiede, daß der Prädikatbegriff in der Subjektvorstellung nicht enthalten ist, weshalb er dieser abgesprochen wird.

Sind das nun auch einfache Urtheile? Oder sind sie gar noch einfacher, als die vorigen? So scheint es fast. Denn während dort die Vorstellungen dasjenige, was im Prädikatbegriff gedacht wurde, gemeinsam hatten, fehlt hier alles Gemeinsame, und nur, weil es fehlt, kann und muß das Prädikat verneinend ausgedrückt werden. Vielleicht verschwindet indeß dieser Schein der größeren Einfachheit von selbst, wenn wir vorher untersuchen, worin die Verneinung ihren Grund hat.

Da beruft sich denn die bisherige Logik auf die sogenannten obersten Denkgesetze, deren sie gewöhnlich vier aufstellt, und in welchen der Grund liegen soll, daß die Urtheile entweder so oder so ausfallen. Die ersten zwei lauten folgendermaßen:

1) „Jedes Ding ist, was es ist", oder: „Was im Subjekte des Urtheils gegeben ist, das kann ich im Prädikate von demselben aussagen". — Satz der Identität (Einerleiheit).

2) „Kein Ding ist, was es nicht ist", oder: „Ein Begriff, welcher der Subjektvorstellung widerstreitet, darf ihr im Prädikate nicht beigelegt werden". — Satz des Widerspruchs.

Man sieht: der erste dieser Sätze bezieht sich auf die bejahenden, der zweite auf die verneinenden Urtheile. Aber wie leer und unfruchtbar sind diese Sätze trotz aller Wahrheit, die sie haben! Woran erkennt man denn, was ein Ding ist und was es nicht ist? Und wie haben wir es anzufangen, daß sich zu gegebenen Vorstellungen Prädikate oder zu gegebenen Begriffen Vorstellungen hinzufinden, damit Urtheile entstehen und zwar zur rechten Zeit und in richtiger Beschaffenheit entstehen? Auf die Erledigung solcher Fragen würde es doch wohl hauptsächlich ankommen, wenn das Denken vor Irrthümern und Fehlern durch Gesetze geschützt werden soll. Hierüber geben uns aber jene Gesetze keinen Aufschluß, und was nützen sie daher? Sie haben gerade so viel Werth, als wenn man dem Laien in der Musik sagte: dieser Akkord ist, was er ist; sage also nur das von ihm aus, was in ihm liegt. Wird ihn das in den Stand setzen, zu bestimmen, ob er einen **Dur-** oder einen **Moll-Akkord** ꝛc. vor sich habe? Wie nun, wenn er sagte: dieser Akkord ist nicht blau? Gegen den Satz des Widerspruchs verstieße dieses Urtheil nicht; wäre es aber damit gerechtfertiget? *)

Die verneinenden Urtheile werden also wohl noch in etwas Anderem ihren Grund haben müssen, als in dem bloßen Umstande, daß das Prädikat dem Subjekte widerspricht, weil es in demselben nicht liegt. Denn wie oft liegt Etwas in der Vorstellung von einem Dinge nicht, ohne daß wir deshalb schon ein verneinendes Urtheil bildeten, wie wir denn auch in der That aus solchen Urtheilen gar nicht heraus kommen würden, wenn dieses Nichtenthaltensein, dieser Gegensatz der eigentliche und alleinige Grund zum Verneinen wäre. Hier stehn z. B. zwei Personen, ein Jüngling und eine Jungfrau, neben einem Baume. Wer urtheilt nun ohne Weiteres: der Jüngling ist nicht die Jungfrau, und die Jungfrau

*) So nutzlos erweisen sich auch die beiden anderen Denkgesetze: der Satz der **Bestimmbarkeit** und der Satz der doppelten Verneinung. S. Beneke's „System der Logik als Kunstlehre des Denkens" S. 104 u. ff.

ist nicht der Baum? ꝛc. Wenn Vorstellungen Nichts mit einander gemein haben, so kann uns dies eben so unbewußt bleiben, als das, was sie Zusammenstimmendes besitzen, und dann sind wir weder zu verneinenden noch zu bejahenden Urtheilen veranlaßt. Somit liegt am Tage:

Ein verneinendes Urtheil kann nur entstehn, wenn ein anderes vorliegt, das sich auf den nämlichen Punkt bezieht und diesen im Gegensatz mit unserer Erkenntniß oder Ueberzeugung bejaht.

Diese Bejahung wird bald versteckt, bald offen uns entgegenkommen. Ich weiß z. B., daß mein Bruder verreist ist. Nun werde ich gefragt: ist dein Bruder zu Hause? (versteckte mögliche Bejahung) — oder es wird geradezu behauptet, er sei daheim, oder ich selbst bin durch Umstände in diesen Irrthum gerathen ꝛc. Im ersten und zweiten Fall werde ich bestimmt behaupten: mein Bruder ist nicht zu Hause, im dritten wird die Verneinung von jedem Andern ausgesprochen werden können, der meinen Irrthum erkannt hat, und wie hier, so verhält es sich in allen Fällen dieser Art. Wie wir bejahen müssen, was uns als fälschlich verneint entgegentritt, so können wir nur verneinen, was wir mit Unrecht der Bejahung ausgesetzt finden; erst im Gegensatze mit einer solchen Bejahung vereinigen sich für unser Bewußtsein die Bestandtheile, welche das negative Urtheil ausmachen. Sonach finden wir:

Das verneinende Urtheil ist nicht einfacher, sondern zusammengesetzter, als das bejahende; beide stehn, **streng genetisch** betrachtet, nicht auf gleicher, paralleler Bildungsstufe, vielmehr ist der verneinende Denkakt, weil er sich immer auf ein bejahendes Urtheil bezieht, ein umfassenderer und darum höheren Ranges, als der bejahende.*)

*) Solche Beziehungen auf Anderes finden sich indeß nicht bloß bei den verneinenden Urtheilen. Bei jedem Comparativ und Superlativ wird auch an den Positiv gedacht: länger, am längsten, schöner, am schönsten ꝛc., und eben so bei: draußen, oben, nahe, rückwärts ꝛc., wo die Gegensätze immer mehr oder weniger mitklingen.

Was folgt hieraus für die gewöhnliche Eintheilung der Urtheile hinsichtlich ihrer Qualität*) in bejahende (affirmative), verneinende (negative) und beschränkende (limitative)? — Sie ist nur zulässig, wenn man die Nebensache, das Aeußere, zum Eintheilungsgrunde macht; achtet man auf die Hauptsache, auf das Innere oder den logischen Gehalt der Urtheile, so erscheint sie als verwerflich. Denn abgesehn davon, daß die ersten beiden Arten der Urtheile auf verschiedenen Denkstufen stehn, also einander nicht gleichgestellt werden dürfen, so fällt auch die dritte mit der ersten völlig zusammen. Man nehme z. B. das limitative Urtheil: „Dieser Knabe ist unverdorben" (d. h. er ist gut). Enthält hier das Prädikat nicht bloß eine grammatische Verneinung, logisch genommen aber eine Bejahung? Der einzige Unterschied zwischen den bejahenden und beschränkenden Urtheilen besteht darin, daß das Prädikat in den letztern unbestimmter, weil negativ ausgedrückt ist, und sie sind daher bejahende Urtheile mit einem unbestimmten, negativ ausgedrückten Prädikatbegriff zu nennen. Denn unverkennbar ist das Urtheil: die menschliche Seele lebt ewig — viel bestimmter, als das Urtheil: sie ist unsterblich. Unsterblich könnte ich auch den Stein nennen; aber dieser hat nie gelebt, und da in dem Worte „unsterblich" dieser Umstand nicht mit ausgedrückt ist, so zeigt es sich eben als ein Wort, das einen unbestimmten Begriff bezeichnet. Noch deutlicher ergiebt sich die Unhaltbarkeit der obigen Eintheilung, wenn man bedenkt, daß ja das limitative Urtheil oft auch mit dem verneinenden auf gleicher Linie zu stehen scheint, so daß also die Eintheilung eine vierglied-rige sein müßte. Auch in diesem Falle aber ist die logische Bejahung im Gewande der grammatischen Verneinung nicht zu verkennen; z. B.: das Eisen ist nicht unzerstörbar, d. h. es ist zerstörbar. Kurz: das Prädikat ist hier im Subjekte enthalten, das Urtheil also ein bejahendes.

Ueberhaupt bedarf das Prädikat überall einer sorgfältigen Beachtung, wenn sein Ausdruck nicht irre führen soll. Ohne daß immer Ironie statt findet, sagt es doch häufig das Gegentheil von dem, was die Worte sonst bezeichnen. „Er ist nicht arm", heißt manchmal geradezu: er ist reich. „Du bist eben nicht fleißig" = faul. „Das ist ungesund" = schädlich. Das ist ein „Unglück" = Verderben. Das ist „Unkraut" = ungehöriges, verwerfliches Kraut (also etwas ganz Anderes, als: Nichtglück, Nichtkraut) ꝛc. In diesen letzteren Fällen ist indeß der Sprachgebrauch so allgemein gleich, daß von einer Unbestimmtheit schwerlich die Rede sein kann.

Von einem verneinten Subjekte läßt sich gar Nichts aussagen; daher gehört die Verneinung immer zum Prädikate, obschon sie manchmal im Subjekte steht; z. B. Niemand war da = Leute waren nicht da; kein Mensch ist irrthumsfrei = die Menschen sind sämmtlich nicht frei von Irrthum ꝛc. Vergl. jedoch §. 37.

*) Unter der Qualität des Urtheiles versteht man die Beschaffenheit des Prädikates.

§. 19.

Vergleichungs- und Unterscheidungsurtheile.

Im einfachen bejahenden Urtheile waren die beiden Vorstellungen, woraus es bestand, in einander enthalten, im verneinenden fand das Gegentheil Statt. Es bilden sich aber auch Urtheile aus in Bezug auf zwei Vorstellungen, die zum Theil in einander enthalten sind, zum Theil nicht, und das führt zu (verbundenen) Urtheilen, durch welche wir vergleichen und unterscheiden.

Schon bei der Betrachtung der Begriffbildung fanden wir etwas Aehnliches. Die Vorstellungen z. B. von zwei oder mehreren Thieren haben immer Etwas mit einander gemein oder sind zum Theil in einander enthalten, so verschieden sie auch sonst sein mögen, und nur weil dem so ist, kann der Begriff Thier entstehen, denn dieser ist nur das Gemeinsame jener besonderen Vorstellungen. Eben so entstehen die Begriffe Begehrung, Gefühl, Schätzung, Urtheil ꝛc. nur aus dem Gemeinsamen, was die sonst verschiedenen Begehrungen, Gefühle ꝛc. besitzen, aber es ist einleuchtend, daß nur ein Ansatz zum Begriffe Statt finden könne, wenn und wo nur zwei Vorstellungen (Grundgebilde) zusammenbewußt würden, und es könnte ein solcher embryonischer Begriff unmöglich schon für einen wirklichen Begriff gelten, da das Ungleichartige seiner Grundgebilde ein viel zu großes Uebergewicht der Stärke über ihn haben müßte, als daß er sich neben diesem kräftig und schwunghaft geltend zu machen vermöchte. So lange daher nicht noch mehr Vorstellungen ihr Gleichartiges zu ihm hinzusteuerten, bliebe der Begriff ein bloß angefangener, der nicht leuchten und erleuchten könnte, wie ein vollendeter, auch wenn er in Urtheilen zur Anwendung käme, was aber in Folge seiner zu geringen Lebenskräftigkeit gewiß unterbleiben wird (vergl. §. 11. zu Anfange).

Zwei Vorstellungen, die zum Theil in einander liegen, zum Theil nicht, können und werden indeß ihr Gemeinsames wie ihr Ungleichartiges zu reifen Begriffen ausbilden, wenn nur die Seelenentwickelung überhaupt in günstiger Richtung hiefür von Statten geht. Die beiden Vorstellungen z. B. Buche und Fichte liegen

nur zum Theil in einander; aber wir haben von dem Nichtgemeinsamen (Blätter, Nadeln ꝛc.) eben so gut Begriffe erlangt, wie von dem Gemeinsamen (Wurzeln, Stamm, Aeste, Zweige), weil es an reichlichen besonderen Wahrnehmungen hiefür nicht gefehlt hat, und da diese Begriffe insgesammt so viel Stärke und Triebkraft haben, daß sie sich herzudrängen, wenn wir von Neuem eine Buche und eine Fichte neben einander sehn, so entsteht eine Gruppe von Urtheilen, durch welche wir beide Bäume vergleichen und unterscheiden. Wer nur das Gleiche, das Ineinanderliegende der Bäume zu Begriffen entwickelt hat, wird die Bäume als Bäume erkennen, aber weder vergleichen noch unterscheiden, obschon das Verschiedene derselben ihm nicht gänzlich entgehen wird; denn Ansätze zu Begriffen vom Verschiedenen werden ihm kaum fehlen; diese drängen aber nicht zu Urtheilen, und so bleibt sein Denken über die Bäume mangelhaft und unklar. Können alle Leute Tanne, Fichte und Kiefer unterscheiden? — Mohair und Seide, Cattun und Jaconet, Lenden- und Wildpretbraten, ähnliche Kaffeesorten, Weinsorten, Vögel, Blumen ꝛc., wie oft sind sie der Verwechselung ausgesetzt!

Hieraus erklärt sich z. B. auch, warum so viele Menschen über ihre Muttersprache nicht denken können. Höchstens unterscheiden sie, was Wörter und Sätze sind, aber das Verschiedene der Wörter und Sätze haben sie nie zu Begriffen verarbeitet, weil es ihnen, da sie beim Sprechen schnell von Wort zu Wort, von Satz zu Satz forteilen, nie genugsam zusammenbewußt wurde; somit fühlen sie keinen Trieb zu vergleichen und zu unterscheiden, und von Declination, Conjugation, Wortformen, Satzgliedern ꝛc. haben sie daher häufig nicht einmal eine Ahnung; es bedarf des besonderen grammatischen Unterrichts, der die Wörter und Sätze (so zu sagen) zum Stehen bringt, wenn die zum Denken über die Sprache erforderlichen Begriffe erworben werden sollen. Warum ferner denken so Viele über ihr Inneres, über ihre Begehrungen, Gefühle, Neigungen, Grundsätze ꝛc. nicht? Weil sie ebenfalls das Gleiche und namentlich das je Verschiedene der einzelnen Seelengebilde niemals zu Begriffen vereiniget haben, und zwar deshalb, weil es ihnen Niemand für das Zusammenbewußtwerden fixirte. Höchstens erwerben sie schwache Ansätze für die Begriffe vom Psychischen, und diese können sich

dem entsprechenden Concreten nicht so anschließen, daß Urtheilsakte wahrhaft aufklärender Art entstünden*)

Ist nun zum Denken die Fertigkeit des Vergleichens und Unterscheidens offenbar unerläßlich, so erhellet, von welcher Wichtigkeit die Vergleichungs- und Unterscheidungsurtheile sein müssen. In ihnen besitzen wir einen sichern Maßstab, wie weit Jemand in Bezug auf ein gewisses Vorstellungsgebiet ein Denker geworden ist, wie weit nicht. Ein reiches Vorstellen besitzt gar Mancher in seinem Fache, und das Angeschaute hat er wenigstens angefangen zu Begriffen zu verarbeiten; hören wir ihn daher darüber urtheilen, so klingt es, als hätte er alles Einzelne vollkommen ergründet, gleichsam bei allen vier Zipfeln erfaßt. Beobachten wir ihn aber bei der Anwendung seiner Einsicht, dann zeigt er nicht selten die wunderlichsten Verwechselungen und Fehlgriffe, zum deutlichen Beweise, daß ihm bald in dem, bald in jenem Falle die Gruppe von Urtheilen fehlt, welche das in zwei Vorstellungen (Dingen, Erfolgen ꝛc.) Gleiche und Ungleiche bestimmt gegen einander abzugrenzen vermag und keine Verwirrung aufkommen läßt. Ein solcher Fall wird uns im folgenden §. aus der bisherigen Logik entgegentreten; der jetzige §. hat uns gelehrt:

Neben den einfachen bejahenden und den verneinenden Urtheilen verdienen diejenigen Urtheile ein be-

*) Fragt man, woher denn die Ersten, welche über die Sprache und die menschliche Seele dachten, die dazu erforderlichen Begriffe gewonnen haben, so lautet die Antwort: aus der höheren geistigen Kraft, die ihnen eigen war, so wie aus den günstigern Lebensverhältnissen, welche diese Kraft nachhaltiger anregten, als solches bei Andern zu geschehen vermochte. Was gewöhnliche Geister nie leisten können, das wird den höher begabten oft spielend möglich, obschon diese wie jene nur mit leeren Vermögen zur Welt kommen. Man denke z. B. an Mozart. Wie aber Mozart, wenn er 2000 Jahre früher geboren worden wäre, der große geniale Meister nie hätte werden können, weil damals zu geringe Vorarbeiten für die Musik vorhanden waren, so konnte auch erst in unseren Tagen ein Becker für die Grammatik leisten, was er leistete, und die Seelenlehre würde durch Beneke nicht die hohe Ausbildung haben erlangen können, wenn derselbe nur 300 Jahre früher gelebt hätte. Auch der geistreichste Entdecker und Schöpfer kann nicht aus dem Nichts schaffen; jeder Genius sieht nur weiter, als seine Vorgänger, weil er auf die Schultern derselben treten kann.

sonderes Augenmerk, welche sich nicht auf Eine, sondern auf zwei Vorstellungen ꝛc. so beziehn, daß sie das Gleiche und Ungleiche derselben bestimmen, also das, was von den beiden Vorstellungen ꝛc. in einander enthalten ist, was nicht. Sie grenzen mit den bejahenden und verneinenden Urtheilen aufs engste zusammen, indem sie gewissermaßen das Gleiche und Ungleiche an zwei Gegenständen wie Ja und Nein unterscheiden und deshalb immer eine größere oder kleinere zusammengehörige Gruppe ausmachen. Wir nennen sie **Vergleichungs- und Unterscheidungsurtheile.**

§. 20.

Unvollkommene Urtheile oder witzige und dichterische Vorstellungsverbindungen.

(Witzige Combinationen und Gleichnißcombinationen.)

Die bisher betrachteten Urtheile hatten solche Begriffe zu Prädikaten, die entweder vollkommen zu den Subjekten paßten und ihnen daher zugesprochen wurden (bejahende Urtheile), oder die gar nicht paßten und deshalb mit einer Verneinung neben sie traten (verneinende Urtheile). Zur erstern Klasse gehören auch die Vergleichungs- und Unterscheidungsurtheile, denn das Nichtzusammenpassende liegt bei ihnen in den Subjekten, womit sie es zu thun haben, indem sich ihre Prädikate auf zwei Vorstellungen beziehn, die nur zum Theil in einander enthalten sind, zum Theil nicht.

Es fragt sich, ob hiermit das Verhältniß der Vorstellungen zu einander erschöpft sei, oder ob es auch Fälle gebe, wo ein Prädikatbegriff in der Subjektvorstellung enthalten ist, ohne daß er vollkommen zu derselben paßt. Gesetzt, er hätte mit ihr Gemeinsames, das aber mit Verschiedenem versetzt wäre, so würde Passen und Nichtpassen zugleich Statt finden, und es könnte vielleicht des Verschiedenen bald mehr, bald weniger zu dem Gemeinsamen hinzugeflossen, folglich die Angemessenheit des Prädikates zum Subjekte bald geringer, bald größer sein. — Und solche Fälle giebt es sehr viele.

Man vergleiche folgende Sätze:

Der Mond scheint, der Mond lächelt; der Tag beginnt, der Tag erwacht; der Gesang der Vögel hört auf, der Gesang der Vögel erstirbt; die Jugend ist freudenreich, die Jugend ist der Frühling des Lebens; der Trost besänftigt, der Trost ist ein lindernder Balsam; der Tadel thut weh, der Tadel schlägt Wunden; das Lob erfreut, das Lob berauscht; die Quelle plätschert, die Quelle plaudert; der Witz stellt oft das Unähnlichste zusammen, der Witz ist ein falscher Priester, der jedes Paar leichtsinnig copulirt; Zufriedenheit macht glücklich, Zufriedenheit ist die Würze des Lebens ꝛc. ꝛc.

Kann der Mond wirklich lächeln, die Jugend wirklich ein Frühling, der Trost wirklich ein lindernder Balsam, der Witz wirklich ein falscher Priester ꝛc. sein? Und auf der anderen Seite: hat das Lächeln gar Nichts gemeinsam mit dem Monde? der Frühling gar Nichts gemeinsam mit der Jugend? Ist der lindernde Balsam das directe Gegentheil des Trostes? das leichtsinnige Copuliren eines falschen Priesters den Combinationen des Witzes völlig entgegengesetzt? — Die Freundlichkeit, die im Lächeln liegt, kommt dem Monde wirklich zu, nur nicht die Mienenveränderung, die das Lächeln begleitet. Das fröhliche Leben, Schaffen und Wachsen, das man im Frühlinge findet, zeigt sich auch an der Jugend, nur nicht die dreimonatliche auf den Winter folgende Jahreszeit, die den Frühling ausmacht. Die Linderung des Schmerzes, welche der Balsam gewährt, ist auch dem Troste eigen, nur nicht die Wirkung auf den Leib und nicht der materielle Stoff, woraus der Balsam besteht. Das Verbinden ungleichartiger Glieder, wie es etwa ein leichtsinniger Priester sich erlauben würde, gestattet sich auch der leichtfertige Witz, nur daß dieser es mit Vorstellungen, jener mit Personen zu thun hat. U. s. w.

Wir haben also hier Prädikate, die zu den Subjekten nur unvollkommen passen, indem immer nur ein Theil ihrer Vorstellungselemente in den Subjekten liegt, ein anderer Theil nicht. Aesthetisch betrachtet sind solche Zusammenstellungen (Combinationen) meist werthvoller, als die strengen Urtheile, weil sie das Bewußtsein umfänglicher beschäftigen und hierdurch nicht selten zu hoher Lust stimmen. Logisch genommen stehn sie dagegen an Brauchbarkeit zurück, weil die Logik nicht auf Lusterregungen, sondern auf die Ermittelung der Wahrheit ausgeht, und da gilt der Grundsatz: Nur das, was vollkommen zusammenstimmt, ist vollkommen wahr. „Scheinen" und „Mond" stimmen vollkommen zusammen, lächeln und Mond dagegen nicht; aufhören und Vogelgesang haben nichts Unangemessenes, ersterben und Vogelgesang hingegen viel; lindern und Trost sind völlig einander entsprechend, Balsam und Trost nur von einer gewissen Seite; Verbindung des Ungleichartigen und Witz kommen vollständig überein, falscher Priester und Witz nur von fern her ꝛc.

Combinationen, in denen Gleichartiges und Ungleichartiges gemischt vorkommt, sind keine vollkommenen Urtheile, denn das vollkommene Urtheil verlangt völlige Uebereinstimmung des Prädikates mit dem Subjekte oder gänzliche Ausschließung beider.

Es zerfallen diese Combinationen in zwei Hauptklassen, a) in solche, wo das Gleichartige vom Ungleichartigen überwogen wird, b) in solche, wo Gleiches und Verschiedenes sich ungefähr die Waage halten. Die ersteren heißen **Witzcombinationen** *), die letzteren **Gleichnißcombinationen.**

Die Sprache drückt sie in der Regel geradezu wie Urtheile aus, z. B.: Ein neuer Freund „ist" ein neuer Wein (Sirach 9, 15.), indem sie nur, um das neben dem Gleichen Verschiedene bemerkbarer hervorzuheben, gern irgend ein Wörtchen beifügt, z. B.: das Lachen des Narren ist „wie" das Krachen der Dornen unter den Töpfen (Pred. Sal. 7, 7.); die Worte des Verleumders sind „wie" Schläge, und sie gehen durchs Herz (Spr. Sal. 26, 22.).

Nur das, was vollkommen zusammenstimmt, ist vollkommen wahr. Aus diesem Grundsatze ergiebt sich für die eigentlichen

*) Man merke wohl: die Witzcombinationen umfassen mehr, als was man im gemeinen Leben Witz, Laune, **bon mot** nennt, und am allerwenigsten sind zunächst Lachen erregende Zusammenstellungen damit gemeint, obschon diese nicht ausgeschlossen sind. Sie sind eben, wie oben bezeichnet, Verbindungen des überwiegend Ungleichartigen, die mitunter einen sehr ernsten Charakter haben können. Hat doch das Wort Witz ursprünglich nicht die Bedeutung des Scherzes gehabt, wie man aus dem Ausdruck: Mutterwitz = natürlicher Verstand — sieht, und wenn es Spr. Sal. 8, 5. heißt: „Merket, ihr Albernen, den Witz, und ihr Thoren, nehmet es zu Herzen," so ist klar, daß damit Klugheit, verständige Einsicht gemeint ist. Daher noch jetzt die Redensarten: er ist gewitzigt worden, er hat sich Witz gekauft ꝛc.

Urtheile folgendes Gesetz: ihre Prädikate müssen dem gleichen Vorstellungsstamme angehören, wie die Subjektvorstellungen, so daß also zum sinnlichen Subjekte ein sinnliches Prädikat, zum geistigen Subjekte ein geistiges Prädikat tritt, nicht umgekehrt.

Demnach paßt Lächeln nicht zum Monde, weil es eine geistige, aus der Seele stammende Thätigkeit ist, wie der Balsam nicht mit dem Troste harmonirt, da der Balsam etwas Materielles, der Trost etwas Geistiges ist. Eben so paßt im Bereiche des Sinnlichen nur das Sichtbare zum Sichtbaren, das Hörbare zum Hörbaren, das Schmeckbare zum Schmeckbaren ꝛc., und was das Gebiet des Geistigen anbelangt, so muß das Vorgestellte durch ein Prädikat des Vorstellens, das Begehrte durch ein Prädikat des Begehrens, das Gefühlte durch ein Prädikat des Fühlens ꝛc. aufgeklärt werden, wenn wahres Erkennen, eigentliche Wissenschaft erzielt werden soll.

Dieses Gesetz ist übertreten in folgenden Sätzen: dieses Roth ist schreiend, dieser Ton ist hart (silbern ꝛc.), dieser Geschmack ist beißend, dieser Geruch ist scharf, die Nessel brennt ꝛc.; — diese Vorstellung ist geschmacklos, dieses Begehren ist hitzig, dieses Gefühl ist kalt, dieser Gedanke ist wässerig ꝛc.

In vielen Fällen ist es allerdings gar nicht möglich, das Prädikat aus demselben Vorstellungsstamme, welchem das Subjekt angehört, zu entnehmen, weil es, wenn nicht an Begriffen, doch wenigstens an Ausdrücken der Sprache fehlt, was namentlich von den Gebieten des Schmeck-, Tast-, Riech- und Fühlbaren gilt. Besonders läßt sich das Geistige oft nicht anders, als durch vom Sinnlichen hergenommene Bezeichnungen ausdrücken, weil jede Sprache ihre Wörter zunächst für das Sinnliche bildet und viele derselben später auf das Geistige überträgt, wodurch das Bedürfniß angemessenerer Ausdrücke für dieses nur zu bald aus den Augen verloren wird. Dennoch bleibt es für die Wissenschaft Pflicht, das Eigentliche, Ungeborgte, Unbildliche wenigstens so weit zu erstreben, als es nur immer möglich ist. Bildliche Prädikate, bei welchen das Eigentliche von Jedermann mitgedacht wird, sind ganz unverwerflich, ja sie erhöhen den Reiz der Darstellung; was nützen aber ungefähre Prädikate?

Solche ungefähre Prädikate bloß gewönnen wir, wenn wir in der Wissenschaft uns mit Bildern, Gleichnissen, Aehnlichkeiten begnügen wollten. Anfangen mußte freilich die Menschheit, wie noch jetzt jedes einzelne Kind, mit dem Ungefähren; denn so lange die Entwickelung noch nicht genugsam vorgeschritten ist, um das ganz Treffende zu entdecken, muß das Gleichnißartige aushelfen, und so heißt in solcher Zeit z. B. die Biene ein Vögelein (Sir. 11, 3.), weil der Begriff Insect noch nicht erworben ist. Es ist wieder das Seelengesetz der Anziehung des Gleichartigen, welches hierbei waltet, indem zusammenstrebt, was verwandt ist: Anfangs das bloß Aehnliche (theilweis Gleiche), späterhin das vollkommen Gleiche (vergl. **N.** §. 9.). Daher die oft neckischen Einfälle der Kinder in der Zeit, wo sie zu sprechen und zu urtheilen anfangen. Jeder Vogel, Schmetterling, Insekt ꝛc. ist ihnen ein Mätzchen (vergl. oben S. 29.), und ähnlich hat die Menschheit ihr Wissen ursprünglich in bildlichen Einfällen gewonnen (man denke z. B. an die Sprüche des Salomo, an die Sentenzen des Jesus Sirach ꝛc.), weshalb auch bei jedem Volke die Dichter eher aufgetreten sind, als die eigentlichen Philosophen. Ja selbst die Philosophie ist aus den uneigentlichen Urtheilen, aus den Witz- und Gleichnißcombinationen noch wenig heraus, denn sie redet häufig in bloßen Bildern, wo sie streng entsprechende Begriffe haben sollte und könnte. *) Wir wissen schon, warum die Begriffe vom Geistigen (und damit hat es die Philosophie

*) Wenn man von den Vorstellungen sagt: „sie schlummern, sie erwachen, sie associiren sich ꝛc.", so sind das Gleichnisse, Bilder und Nichts weiter. Wenn Kant meint, beim Erkennen werde die „Materie des Vorstellens" in die „Formen" der reinen Anschauung und des Verstandes aufgenommen, oder wenn Fichte das Ich mit unendlicher Thatkraft über sich hinausstreben, sich selber eine Schranke oder ein Nicht-Ich setzen läßt, wenn ferner Hegel vom Begriff sagt, er gehe über in sein Andersein und kehre zurück in sein An- und fürsich-sein ꝛc. — wer kann hierin die bloße Poesie verkennen? — Wir haben bereits angegeben, was ein Begriff und ein Urtheil sei. Wie nun, wenn wir sagten: der Begriff ist die Leuchte der besonderen Vorstellungen; das Urtheil ist die Vermählung des mehr besonderen Vorstellens mit dem abstrakten Denken — wären diese Bilder verwerflich? gewiß nicht; hätten wir aber in ihnen schon die wirkliche Sache? noch weniger.

hauptsächlich zu thun) so schwer entstehn (vergl. S. 48 und 101), aber so sehr dem Dichter, dem Humoristen, dem Satyriker ꝛc. das Bildliche geziemt, so wenig schickt es sich für den strengen Denker, der vielmehr seine Forschungen in den eigentlichsten Bezeichnungen darstellen muß, deren er nur immer mächtig werden kann. Dies führt auf den höchst wichtigen Satz:

Nur als Vorbildungen, als Durchgangspunkte dürfen die Witz- und Gleichnißcombinationen **in der Wissenschaft** Platz greifen, nicht als Aufgabe und Ziel, welches vielmehr verfehlt wird, wenn die Prädikate nicht völlige Angemessenheit zu den Subjekten haben.

Da aber jene Combinationen nothwendige, in den Gesetzen der Seele begründete Durchgangspunkte zum Ziele des eigentlichen Denkens und Erkennens sind, so können sie hierdurch für dasselbe als Vorschule nützlich und heilsam werden, indem sie oft schätzbare Andeutungen für neue, tiefere Untersuchungen enthalten, und nicht selten zu diesen hindrängen.

So entwickelte sich z. B. die Erkenntniß des Luftdruckes aus der (jetzt als bloßes Gleichniß erkannten) Annahme, daß die Natur einen Abscheu habe vor dem leeren Raume; so drängte ferner das als ein Herumirren gedachte Vor- und Rückwärtsschreiten der Planeten zur Entdeckung des wahren Laufes derselben, u. dergl.

„Es giebt überhaupt keine große wissenschaftliche Entdeckung, der nicht ein früheres, obwohl unklares Gewahrwerden aus der Ferne, d. h. ein Auffassen mit der Phantasie, vorangegangen wäre, gleichsam wie man auf dem Meere beim Annahen an das Land die umnebelten Berge zuerst in zweifelhaften Umrissen erblickt.“ Döbereiner: Zur pneumatischen Chemie, IV. S. 48.

Wollte die Logik den witzigen und dichterischen Combinationen einen höhern, als den eben zugestandenen, Werth beilegen, so würde sie nur den Beweis liefern, daß sie (wie es bisher oft genug der Fall war) im Vergleichen und Unterscheiden noch wenig leiste (s. den vorig. §.). Klare, strenge Urtheile zu bilden ist zuletzt immer schwerer und erfordert mehr Geist, als die phantasiereichste Poesie, und die Wahrheit kann nur durch Beobachten und Denken erforscht werden, nicht durch schillernde Witz- und Gleichnißcombinationen.

§. 21.

Synthetische Urtheile.

Das einfache bejahende Urtheil ist, vom Subjekte zum Prädikate hin oder umgekehrt betrachtet, stets ein analytischer Akt; **es kommt durch den Prädikatbegriff durchaus kein neuer Inhalt des Vorstellens zum Subjekte hinzu,** vielmehr läßt sich vom zerlegten Subjekte nur aussagen, was in ihm liegt; dies aber kann, wenn man das Subjekt vollständig kennt, mit voller Sicherheit geschehen, mag dasselbe eine Wahrnehmung, oder ein Begriff, oder eine bloße Einbildungsvorstellung sein. Nicht darauf kommt es an, ob das Subjekt Wirklichkeit habe oder nicht, sondern bloß darauf, ob das Prädikat wirklich in ihm liegt; denn das Urtheil, als solches, ist nur ein **ideeller** Akt, welcher logisch wahr bleibt, ob auch das Subjekt nur ein erdichtetes wäre (z. B.: der Pegasus ist ein geflügeltes Pferd). Das Alles wissen wir aus §. 17.

Es fragt sich nun, ob es auch synthetische, d. h. solche Urtheile gebe, deren Prädikate etwas Neues zum Subjekte hinzuthun.

Ich fand meinen Bruder heute früh völlig gesund; zu Mittage kommt Jemand und bringt mir das Urtheil entgegen: dein Bruder ist krank. Offenbar setzte hier der Prädikatbegriff Etwas zu der Vorstellung: mein Bruder — hinzu, das bisher für mich darin nicht lag, und somit ist dieses Urtheil augenscheinlich für mich ein synthetisches.

Aber nur für mich, der ich das Urtheil bloß höre, höchstens bloß nachbilde und nachspreche, nicht für den, der es eigentlich vollzog. Dieser vollzog es analytisch; er sagte bloß aus, was er in der Wahrnehmung von meinem Bruder enthalten fand, und hätte ich selbst meinen Bruder mit Krankheit behaftet gesehn, so brauchte auch ich bloß auszusagen, was die Wahrnehmung mir darstellte; das jetzt synthetische Urtheil wäre in der That ein analytisches für mich gewesen, hätte kein anderes sein können.*)

*) Wie aber dann, wenn sich meinem Bruder die Krankheit nicht ansehn ließ, wenn er selbst nur wissen und sagen konnte: ich bin krank? Auch in diesem Falle

Gilt das von allen synthetischen Urtheilen? Sind sie alle bloß Nachbildungen analytischer Urtheile? Alle! Das liegt in der Natur der Sache. So lange die Seele nicht allwissend ist, wie Gott; so lange sie ferner nicht Etwas aus dem Nichts schaffen, gleichsam aus der Luft greifen kann, so lange kann sie auch nicht synthetisch, sondern nur analytisch urtheilen.

Daraus ergiebt sich die wichtige Wahrheit: Die synthetischen Urtheile können gar nicht **als eine besondere Gattung** neben die analytischen gestellt werden. Wenn man dies gleichwohl gethan hat, so hat man sich durch Zweierlei täuschen lassen. 1) Bekanntlich spricht man zu Andern in Urtheilen, um ihnen das bekannt zu machen, das mitzutheilen, was sie noch nicht wissen, noch nicht haben. Die Urtheile haben häufig diesen Zweck, namentlich im Unterrichte, und es ist klar, daß hierdurch Synthesen in der Seele dessen entstehn, der die Urtheile aufnimmt; er setzt das Neue, was er auf diesem Wege kennen lernt, mit dem Uebrigen, was er schon hat, zusammen, schließt es an das entsprechende Bekannte an. 2) Die Subjekte der Urtheile sind immer zusammengesetzt, wie könnten sie sonst durch das Prädikat zerlegt, analysirt werden? Geben nun meine Urtheile Andern Zusammensetzungen, so scheint es, als könnten sie auch mir dergleichen geben, und so liegt der Schluß nahe, daß wohl die Zusammengesetztheit meiner Vorstellungen lediglich aus den Urtheilen abzuleiten sein möchte, die ich selber vollziehe. Ist aber hiermit nicht die Annahme synthetischer Urtheile gerechtfertiget?

Hierzu ist Folgendes zu bemerken. Das unter 1) Gesagte erlediget sich wohl von selbst; denn den Inhalt fremder Urtheile in sich aufnehmen, ist etwas ganz Anderes, als selbst Urtheile bilden; es ist eben nur ein Auffassen, ein Wahrnehmen, wodurch freilich immer Zusammensetzungen im Innern des Aufnehmenden entstehn; wie aber der Mittheilende sich der Urtheilsform bedient, weil diese in den

stellt sich die Sache nicht anders; der Bruder konnte wahrheitgemäß nur von sich aussagen, was er in sich fand; sein Urtheil über sich selbst ist ein analytisches, denn nicht durch's Urtheilen kam das Neue, die Krankheit, zu ihm hinzu, sondern durch schädliche Einflüsse auf seinen Körper.

meisten Fällen die bequemste, die verständlichste ist, so kann er auch andere Mittel, z. B. Abbildungen, mit gleichem Erfolg anwenden, und das Urtheilen charakterisirt sich also hier als etwas Zufälliges.

Was das unter 2) Aufgestellte betrifft, so wissen wir schon, daß die Zusammensetzungen, die rein innerlich entstehn (also subjektive sind), theils durch die Anziehung des Gleichartigen, theils durch die Verknüpfungen zu Stande kommen, welche die ungleichen Elemente erfahren, wenn sie zusammenbewußt werden (s. **N.** §. 9. 15. 18. 20. 28. 38.). Sie haben also keinen logischen, sondern einen in den Naturgesetzen der Seele liegenden, mithin natürlichen Grund, ja das zerlegende Urtheilen selbst ist durch die Anziehung des Gleichartigen bedingt (s. Seite 93 und 94). Die Synthesen dagegen, deren Entstehung man aus synthetischen Urtheilen ableiten wollte, sind objektive, beziehn sich auf bestimmte Objekte oder Gegenstände, während offenbar der Urtheilscharakter an sich ein rein subjektiver, rein ideeller ist, der es lediglich mit dem Verhältniß zwischen bloßen Vorstellungen zu thun hat. Bei dem Urtheil z. B.: dieser Birnbaum blüht — handelt sich's zunächst bloß darum, ob das Prädikat „blüht" in dem Subjekte liegt, und ist das der Fall, so bleibt der Urtheilsakt richtig, möchte mir auch das Subjekt bloß geträumt haben, folglich Alles unwirklich, Alles bloße Vorstellung sein. Kein Urtheil will und soll aber bloße Vorstellungen beurtheilen, sondern durch diese hindurch Dinge, Erfolge, kurz: Objekte; es hat jedes eine objektive Beziehung, auch wenn das beurtheilte Subjekt gar nicht existirt. Man nehme z. B. das Urtheil: Oberon ist der König der Elfen. Hätte dasselbe jemals für ein objektiv-wahres Urtheil gehalten werden können, wenn ihm nicht das Merkmal der Wirklichkeit, der Objektivität anhaftete? Ebenso machen die mathematischen Urtheile insgesammt Anspruch auf objektive Geltung (z. B. die Winkel in jedem Dreieck sind zusammengenommen zwei rechten gleich ꝛc.), obgleich sie bekanntlich meist nur ideell, d. h. im Denken, also ohne stets unmittelbare Anschauung, gebildet sind. Es ist also hier Subjektives mit Objektivem zusammengesetzt, und woher diese Synthesis, da das Urtheilsverhältniß als solches doch nur ein analytisches ist? Noch mehr. Auch sonstige Verbindungen kommen im Urtheile vor, die ebenfalls dem zerlegenden

Urtheilsakte nicht zu verdanken sein können. Wenn ich sage: dieser Birnbaum blüht — so sind mit diesem Merkmal („blüht") auch die übrigen Merkmale des Baumes verbunden, wodurch er eben ein Birnbaum und gerade dieser Birnbaum ist. Ganz so verhält es sich in den Urtheilen: a) dein Sohn ist traurig; b) diese Pflanze trägt giftige Beeren; c) wenn das Eisen Feuchtigkeit anzieht, so wird es rostig (feucht gewordenes Eisen rostet); d) mein Freund ist gestern zu Mittage angekommen und reist morgen früh weiter ꝛc. ꝛc. Ueberall finden wir außer der Zulegung des Prädikates zum Subjekte (dem eigentlichen Urtheilverhältniß) noch andere Verbindungen im Urtheile, seien es nun Verbindungen zwischen einem Dinge und einer Eigenschaft (wie bei a und b), oder einer Ursache und einer Wirkung (wie bei c), oder einem Vorangehenden und einem Nachfolgenden (wie bei d) ꝛc.

Wir nennen diese Synthesen, da sie dem Urtheile zum Grunde liegen, und ohne sie eine Zerlegung des Subjektes gar nicht möglich sein würde, die synthetischen Grundlagen oder die synthetischen Grundverhältnisse des Urtheils. Sie sind so mannichfaltig und dabei so wichtig, daß ihnen im Folgenden ein besonderes Kapitel gewidmet werden muß.

Vor der Hand nur noch Folgendes darüber.

Wäre die frühere Logik klar und consequent zu Werke gegangen, so hätte sie niemals auf den Gedanken gerathen können, daß die synthetischen Grundlagen des Urtheils aus dem Urtheilen selbst entsprängen, daß es mithin synthetische Urtheile gäbe. Denn diesen Gedanken verbietet ja das zweite der Seite 97 erwähnten Denkgesetze (der Satz des Widerspruchs), indem es ganz richtig vorschreibt: „Ein Begriff, welcher der Subjektvorstellung widerstreitet, darf ihr im Prädikate nicht beigelegt werden." Alles im Subjekte nicht Liegende widerstreitet demselben, folglich kann und darf das „Beilegen" nichts Anderes sein, als ein Aussagen dessen, was schon da ist, und so erhellet, daß synthetische Urtheile unmöglich sind, weil sie nur irrige Urtheile sein könnten. Aber woher nun doch jene Synthesen? Wir antworten: Sind sie nicht durch das Urtheilen selbst entstanden, so müssen sie vor oder neben ihm begründet sein, so daß sie der aussagende Urtheilsakt

bereits vorfindet, und da fragt sich wieder, wie geht es mit dieser Entstehung zu?

Nun, sehr einfach. Was man beurtheilen will, sei es Aeußeres oder Inneres, muß man erst auffassen; dem Denken oder Urtheilen geht überall das Auffassen voran. Ist nun das Einzelne, was wir durch die Sinne auffassen oder wahrnehmen, bereits zusammengesetzt, trägt es also Verbindungen an sich, warum sollten diese Verbindungen zerrissen in die Seele kommen, warum sollten wohl gar die rein innern Wahrnehmungen, die schon Theile der Seele sind, ihre Zusammengesetztheit verlieren, so daß erst das Urtheilen sie wieder herstellen müßte? Man betrachte die Subjektvorstellungen der vorgenannten Urtheile: „dieser Birnbaum", „dein Sohn", „diese Pflanze", und man wird über den eigentlichen Ursprung der in ihnen liegenden Synthesen schwerlich zweifelhaft sein (vergl. §. 6.). Dagegen scheint das bloße Auffassen nicht zu genügen, wo über das Eisen geurtheilt wird: „wenn es Feuchtigkeit anzieht, so wird es rostig", oder wo es heißt: „mein Freund ist vierzig Jahr alt und hält sich zehn Meilen von hier auf" ꝛc. In solchen Fällen scheint von den Subjekten weit mehr Zusammengesetztes ausgesagt zu sein, als die bloße Auffassung in die Seele hineingeben kann, und es fragt sich, ob nicht wenigstens hier Urtheile zu den Synthesen, die in dergleichen Subjekten liegen, beigesteuert haben. Nun wer leugnet denn, daß der jetzigen Aussage ein Urtheil habe vorausgehen können, wodurch das Subjekt in dem oder jenem Punkte aufgeklärt, und in Folge hiervon genauer auffaßbar gemacht wurde? „Das Eisen rostet" — kann augenscheinlich um so leichter geurtheilt werden, wenn vorher das Urtheil klar vor der Seele stand: es zieht Feuchtigkeit an; aber erstlich ist dieses letztere Urtheil kein synthetisches, und sodann kann schon die bloße Anschauung lehren: feucht gewordenes Eisen rostet, so daß also das vorausgehende Urtheilen nur als zufällig für die jetzige Urtheilbildung erscheint. Eben so läßt sich rein aus der Wahrnehmung erkennen: mein vierzig Jahr alter Freund hält sich zehn Meilen von hier auf. Geht das nicht auf einmal, so geht es successiv (hintereinander), und so lange ich mit der vollständigen Auffassung des Subjektes noch nicht fertig bin, so lange bin ich auch noch gar nicht berechtiget zu urtheilen, weil ich sonst nur zu leicht Falsches behaupten werde.

Am wenigsten scheinen diejenigen Synthesen aus Anschauung herzurühren, welche sich in bloßen Einbildungsvorstellungen vorfinden, z. B.: der Pegasus ist ein geflügeltes Pferd. Aber kann denn das Merkmal der Wirklichkeit am bloß eingebildeten Pegasus fehlen, da „Pferd" und „Flügel" aus der Wirklichkeit entlehnt sind? Müssen nicht die abstrakten Sätze der Mathematik Anspruch auf objektive Geltung machen, da sie, wenn auch nicht unmittelbar, aus lauter Wirklichkeitserscheinungen abgezogen worden? Von der Objektivität oder Wirklichkeit ist eben nicht abstrahirt worden bei solchen innerlich verarbeiteten Wahrnehmungen, wie Vieles auch sonst an ihnen weggedacht sein mag, und so kann sie natürlich von denselben ausgesagt werden. Nicht anders verhält es sich mit dem Merkmale der Kausalität, das vielen unserer Urtheile auch über bloß gedachte Erfolge anklebt, wovon indeß, so wie über manches sonst noch hieher Gehörige, erst weiter unten genauer gesprochen werden kann.

In jedem Falle ist also das Prädikat im Subjekte schon vor dem Urtheilen enthalten, und kein Subjekt ist das wirkliche, eigentliche Subjekt, bei dem sich's anders verhielte. Ein Beispiel hierzu ist folgendes. In den Lehrbüchern der Moral heißt es häufig: „diese Handlung ist sittlich, jene ist unsittlich," ꝛc. Hier sind Prädikate zu Subjekten gesetzt, in denen sie eigentlich gar nicht liegen, denn die Handlungen sind etwas Aeußeres, in die Sinne Fallendes, das eben so wenig Sittlichkeit ꝛc. an sich tragen kann, als etwa die Thätigkeit einer Uhr, oder das Fallen eines Baumes, das Daherbrausen des Wassers u. s. f. Nicht die Handlungen, sondern die ihnen zum Grunde liegenden Gesinnungen (die Werthgefühle) sind entweder sittlich oder unsittlich; sonst müßte die Tödtung eines Menschen durch den Scharfrichter oder durch ein Thier ebenfalls unsittlich genannt werden, da dies eben so gut eine That oder Handlung ist, als wenn sie von einem Räuber verübt würde. — Der Grund zu solchen Irrungen liegt hauptsächlich darin, daß man das Subjekt, über welches man urtheilt, nicht allseitig erforscht, nicht bis ins Einzelnste hin aufzufassen strebt, sondern genug zu haben glaubt, wenn man nur das am offensten an ihm zu Tage Liegende, sich der Aufmerksamkeit am meisten Aufdrängende erfaßt hat. Namentlich begeht man gern den Fehler, daß man bei dem Begriff, unter welchen

ein Subjekt gehört, also beim Allgemeinen stehn bleibt. In den Begriffen liegen aber gerade die besonderen Vorstellungsbestandtheile nicht, auf die es in den meisten Fällen ankommt, und urtheile ich daher, ehe dieses Besondere von mir durch Wahrnehmung erworben ist, so sehe ich mich zu einer Synthesis gezwungen, die nur zufällig das Richtige treffen wird, wenn ich nicht gar den einen Begriff mit dem andern (wie hier Handlung mit Gesinnung) verwechsele. Ich muß also das ganze Subjekt in seiner vollen Besonderheit, nicht bloß den allgemeinen Begriff desselben, in meine Gewalt bringen, ehe ich urtheilen darf. Oder kenne ich etwa z. B. einen Birnbaum, wenn ich bloß weiß, er ist ein Birnbaum? Darf ich von dieser allgemeinen Vorstellung z. B. das Blühen aussagen? Daß der Birnbaum, wie jeder Baum, Wurzeln, einen Stamm, Aeste und Zweige hat; daß er ein Gewächs, ein sichtbares Ding, ein Körper ꝛc. ist, das liegt allerdings in dem Begriff Birnbaum; aber die Merkmale: Blätter, Blüthen, Früchte ꝛc. sind etwas Specielles, das ein Baum haben und nicht haben kann, und wohin muß also mein Urtheilen führen, wenn ich nicht über die wirkliche Beschaffenheit des Subjektes vorher mit mir ins Klare gekommen bin? Ein solches Urtheilen ist kein Urtheilen, sondern ein Phantasiren.

Was wir bisher gefunden, ist nun Dieses:

Die Urtheile sind in jedem Falle analytische; was in den Subjekten der Urtheile Zusammengesetztes gegeben ist, war **vor** dem Urtheilen auf anderem Wege entstanden, wird von dem Urtheilen (Denken) nur **vorgefunden** und **aufgefaßt;** synthetisch sind die Urtheile bloß für den, der sie von Andern empfängt und **nachbildet,** wie z. B. der Schüler, der Fragende ꝛc.; wo Jemand synthetische Urtheile selbst bildet, sind sie bloße Phantasieakte, und es müssen Fehler und Irrthümer entstehn, wenn sie die Rolle der analytischen Urtheile übernehmen sollen, weil dann häufig bloß Eingebildetes statt des Wirklichen combinirt werden wird. *)

*) Die menschliche Seele hat die Fähigkeit, ihre Vorstellungen zu verbinden und zu trennen, wie es ihr beliebt, und wenn sie dabei keinen Widerspruch bemerkt, so pflegt sie dieses Geschäft gern für ein berechtigtes, der Wahrheit genäßes zu

Hiernach läßt sich ermessen, wie es mit der gewöhnlichen Eintheilung der Urtheile hinsichtlich ihrer Modalität*) bestellt ist. Ist es wahr, daß das Prädikat sich zum Subjekte theils als ein mögliches, theils als ein wirkliches, theils als ein nothwendiges verhalte, so daß wir die Urtheile theils als mögliche (problematische), theils als wirkliche (assertorische), theils als nothwendige (apodiktische) bezeichnen müßten? — Man sollte meinen, jedes Urtheil sei ein wirkliches, so bald man es wirklich vollzieht, mag sich das Prädikat zum Subjekte so oder so verhalten. Was aber vorzüglich zu beachten ist: steht mir's denn frei, ob ich z. B urtheilen oder nicht urtheilen will: „diese Wachtel schlägt jetzt", wenn ich ihren Schlag höre? Drängt sich mir das Prädikat nicht als ein nothwendiges auf? Muß ich ihr das Schlagen nicht eben so nothwendig absprechen in dem Augenblick, wo sie schweigt? So ist es bei allen Urtheilen; das Enthaltensein oder Nicht-Enthaltensein des Prädikates im Subjekte giebt sich mir in jedem Falle mit Nothwendigkeit oder apodiktisch kund, und nur wenn ich das Subjekt noch nicht vollständig aufgefaßt habe, fällt diese Nothwendigkeit hinweg. Dann vermag ich aber eigentlich gar nicht zu urtheilen, sondern ich kann das Urtheil von einem Andern bloß aufnehmen, vermag seine Aussage (Assertion) lediglich nachzubilden, und dieses für mich assertorische Urtheil ist für Jenen ein apodiktisches gewesen, wenn es das Subjekt vollständig kannte; ich selbst habe das Urtheil gar nicht gebildet.

Man sieht, diese ganze Eintheilung ist nur zulässig, wenn man den Begriff des Subjektes als das ansieht, worüber immer geurtheilt werde, während es doch häufig eine bestimmte einzelne Anschauung

halten. Augenscheinlich ist das nur ein Phantasiren, kein Denken, so oft man es auch als ein solches darzustellen bemüht sein mag. Das Denken kann diese Phantasieakte wohl begleiten, d. h. sie können durch Begriffe aufgeklärt werden; dadurch empfangen sie aber keineswegs den Charakter der Objektivität (der Wirklichkeit des Erphantasirten), vielmehr ist die Bürgschaft für die objektive Wahrheit aller Geistesoperationen erst da vorhanden, wo sich dieselben in das Erkennen verwandeln lassen. Dazu gehört aber, daß das, worauf das aufklärende Denken sich richtet, als Etwas wahrgenommen werde, was in der Außen- oder Innenwelt Existenz hat.

*) Man unterscheidet die Urtheile nach der Quantität (Größe, Umfang) des Subjektes, nach der Qualität (Beschaffenheit) des Prädikates, nach der Relation oder Wechselbeziehung zwischen Subjekt und Prädikat, und nach der Modalität oder Art und Weise, wie das ganze Urtheil von der urtheilenden Person gedacht wird — eine Unterscheidung und Eintheilung, in welcher noch immer viel Unklares, Unfruchtbares und Unhaltbares sich findet, so viel auch von neuern Forschern zur Abhilfe dieser Mängel bereits geschehn ist. So ist es z. B. gleich nicht richtig, daß es die Modalität mit dem ganzen Urtheile zu thun habe, statt mit dem Verhältniß des Prädikates zum Subjekte ꝛc. S. oben und das bereits S. 99 über die Qualität Gesagte.

ist. Vom Begriffe (vom Allgemeinen) läßt sich freilich so Manches scheinbar assertorisch aussagen, was man vorher nur synthetisch hinzugefügt hat und was daher gar nicht darin liegt, z. B.: Bäume werden manchmal gestohlen. Wer nach der Beschaffenheit des Subjektes nicht weiter fragt, kann sich leicht einbilden, ein solches Prädikat liege eben so gut in dem Begriffe Baum, wie die Prädikate: der Baum ist ein Gewächs, ein Körper, ein Naturproduct. Ist denn aber das Gestohlenwerden ein inneres Merkmal der Bäume, oder nicht vielmehr Etwas, was bloß zuweilen einem einzelnen Baume, also einer Anschauung, zukommt? Wo dagegen der Begriff wirklich das Subjekt des Urtheiles ist, fällt bei ihm eben so alle Willkür hinsichtlich der in ihm liegenden Prädikate weg, wie solches bei den Anschauungen der Fall ist. Ich muß z. B. sagen: die Wachtel ist ein Vogel, ein Thier, ein Geschöpf, ein lebendes Wesen ꝛc, und es steht mir gar nicht frei, ihr dies abzusprechen. Sage ich: die Wachtel kann gefangen werden, so klingt es freilich, als falle hier die Nothwendigkeit weg; allein die Nothwendigkeit ist überall vorhanden, wo das Gegentheil unmöglich ist, und es ist offenbar unmöglich, die Wachtel (allgemein genommen) als unfangbar zu denken, da die Fangbarkeit entschieden in ihrer Natur liegt; mithin ist jenes Urtheil eben so gut ein apodiktisches, als wenn das Wort „kann" in demselben nicht vorkäme. Oder ist es (um ein anderes Beispiel zu gebrauchen) möglich, dem Obste, allgemein genommen, die Genießbarkeit abzusprechen? Durchaus nicht; das Obst ist und bleibt genießbar; und wenn ich dafür sage: das Obst kann genossen werden, so habe ich trotz dieses „kann" ein entschieden apodiktisches Urtheil, denn das Obst muß als genießbar gedacht werden, sonst denke ich es falsch. Etwas ganz Anderes ist es freilich, wenn ich sage: diese Wachtel kann gefangen werden, oder sie kann von mir oder heute noch gefangen werden ꝛc.; denn hier ist das Gegentheil sehr wohl möglich; mein Urtheil ist in dieser Gestalt ein problematisches, d. h. gar kein eigentliches Urtheil, sondern nur ein Problem, eine Aufgabe zur künftigen Lösung durch Urtheilen. Die bezeichnete Möglichkeit liegt nicht unbedingt in diesem Subjekte, ich kann sie nur synthetisch hinzudenken, aber nicht analytisch aus ihm hervorheben, folglich fehlt jenem Satze der wahre Charakter des Urtheils Sage ich ferner: der Mensch muß Nahrung zu sich nehmen, so ist das entschieden ein apodiktisches Urtheil, aber nicht deswegen, weil das Wort „muß" in ihm vorkommt, sondern weil das Gegentheil im Begriffe des Menschen unmöglich ist, und ich hätte dieselbe Nothwendigkeit, wenn es hieße: der Mensch bedarf Nahrung. Behaupte ich dagegen, dieser Mensch muß heute noch Nahrung zu sich nehmen, so ist das jedenfalls problematisch, denn das Gegentheil bleibt möglich; die Nothwendigkeit ist zum Subjekte nur hinzugedacht, nicht aus ihm herausgedacht oder herauserkannt, und somit habe ich wieder kein eigentliches Urtheil, sondern nur eine Aufgabe, ein Problem für's künftige Urtheilen.

Auf die Wörter „müssen" und „können" kommt es also gar nicht an, wenn die Frage entschieden werden soll, wie sich in einem Urtheil das Prädikat zum Subjekte verhalte; vielmehr ist jedes Urtheil ein apodiktisches, das man selbst und analytisch vollzieht, mag es ausgedrückt sein, wie es will. Wenn ich schlechtweg sage: die Blüthe ist abgefallen, der Kranke wacht, die Uhr steht ꝛc., und dabei aus der eigenen Kenntniß dieser Subjekte herausurtheile, will ich etwa damit mein Belieben zu erkennen geben? Bilde ich diese Urtheile Andern bloß nach, so liegt für mich allerdings keine Nothwendigkeit zu diesen Behauptungen vor, und ich könnte mir eben so gut die Blüthe feststehend, den Kranken schlafend, die Uhr gehend denken; aber das von Andern überkommene Urtheil ist eben so wenig mein Urtheil, als die von Andern gefertigte Arbeit meine Arbeit ist; es ist bloß eine Auffassung für mich, wodurch ich mir erst die Subjektvorstellung zu der Vollständigkeit ausbilde, um die sich's hier handelt, wogegen der Andere über die wahrgenommene Blüthe ꝛc. apodiktisch geurtheilt hat, denn das Gegentheil des in der Wahrnehmung Gefundenen war für ihn unmöglich. Bloße Probleme oder sogenannte problematische Urtheile endlich treten am deutlichsten in den Fragesätzen zu Tage, z. B.: ist dieser Mann ein Handwerker? kann das Quecksilber in Dampfform dargestellt werden? giebt es angeborene Begriffe? ꝛc. — Auf den Ausdruck „können" darf man schon deshalb kein Gewicht legen, weil er zweideutig ist, indem er bald eine bloße Möglichkeit, bald eine Fähigkeit oder Kraft, also etwas Macht Ausübendes bezeichnet. „Ich kann sprechen" — heißt offenbar: ich vermag (bin im Stande) zu sprechen; dagegen: „ich kann fallen" — bedeutet: es ist möglich, daß ich falle. Man vergleiche noch: Er kann Klavier spielen, er kann ertrinken, er kann Rathsherr werden. Das letzte Urtheil wird nach dem Zusammenhange bald eine Möglichkeit, bald eine Befähigung des Subjektes anzeigen und doch in beiden Fällen ein apodiktisches sein können.

Was über die Relation und die Quantität der Urtheile zu sagen ist, sehe man unten §. 29 und 33.

§. 22.

Praktische Vorschriften für die Bildung der Urtheile.

Was ist die Urtheilskraft?

Soll die Bildung der Urtheile glücklich von Statten gehn, so kommt es augenscheinlich auf drei Punkte vornehmlich an: a) auf die Erwerbung der beiden Bestandtheile des Urtheils, b) auf ihre Erweckung zu einander und c) auf ihr ungestörtes Zusammenbewußtsein. Das Letztere führt zur Vergleichung derselben, wodurch allein das Urtheil erst zu Stande kommt.

A. Die beiden Bestandtheile des Urtheils.

Wenden wir uns zuvörderst zur Erwerbung des Prädikates, so wird hierüber nur wenig zu sagen sein. Denn das Prädikat ist immer ein Begriff, und über die Erzeugung der Begriffe haben wir uns bereits hinlänglich in §. 11. ausgesprochen. Nur Eine Bemerkung bleibt hier noch nachzutragen.

Wie schon in §. 15. erinnert, läßt sich von einem Begriffe, welcher allein steht, nie mit Sicherheit bestimmen, ob er ein vollkommener Begriff sei, oder nicht; erst bei seiner Anwendung im Urtheilen stellt sich dies deutlich heraus. Durch den Begriff soll das Einzelne, wozu wir ihn hinzubringen, seine Würdigung empfangen: es soll dasselbe z. B. erklärt werden für neu, für alt, für schön, für häßlich, für theuer, für wohlfeil, für schwer, für leicht ꝛc., jenachdem wir die Begriffe: neu, alt, schön, häßlich, theuer, wohlfeil u. s. f. darauf beziehen. Gerathen wir nun dabei mit uns, mit Andern, mit den Erfolgen ꝛc. nicht in Widerspruch, so können wir sicher sein, daß unsre Begriffe die rechten, daß sie nicht unvollkommen gebildet sind. Aber wie oft machen wir die entgegengesetzte Erfahrung! Bald erweisen sie sich als zu eng, bald als zu weit gefaßt, bald sind sie zu wenig bestimmt, bald zu bestimmt ausgeprägt, indem sie fremdartiges, also mehr aufgenommen haben, als in sie gehörte. Wenn ich z. B. meinen Begriff von der Wahrheit nur aus sinnlichen Erscheinungen abstrahirt hatte, so werde ich ihn als zu eng erkennen, sobald ich ihn auf das Intellectuelle oder auf das Moralische anwende, weil hier manche der Merkmale zur Bestimmung des Wahren nicht erfordert werden, wie dort; und wer die Begriffe des Sittlich-Erlaubten und des Sittlich-Gebotenen, der Frömmigkeit ꝛc. zu äußerlich gefaßt, von bloßem Nebenwerk entlehnt hat, wird sich zu Zweifeln und Bedenklichkeiten veranlaßt sehn, wo sich's um die Beurtheilung von Gesinnungen handelt ꝛc. — Aber man lasse sich solche Erfahrungen lieb sein. Indem sie uns zur Einsicht von den Unvollkommenheiten unserer Begriffe bringen und uns so die Nothwendigkeit ihrer Umbildung aufdrängen,

bieten sie uns zugleich die angemessenen Materialien für deren Verbesserung. Die Begriffe entstehn ja nur aus den vor ihnen liegenden besonderen Vorstellungen; aus diesen müssen wir sie also formen, müssen das Falsche, was in sie eingedrungen war, ausscheiden, müssen das Fehlende ihnen hinzufügen ꝛc.; und was könnte uns darum erwünschter sein, als die Gruppe von Vorstellungen kennen zu lernen, aus welcher allein ein Begriff richtig zu gewinnen ist? Zu dieser Kenntniß führt aber der Widerspruch, in welchen wir uns durch die jetzige Beschaffenheit des Begriffes verwickelt sehn, indem wir ihn urtheilend anwenden, und so werden wir Zweierlei, nicht bloß richtige Urtheile, sondern auch zunächst richtige, klare Begriffe erzielen, wenn wir die Vorschrift sorgsam beachten, die sich hieraus ergiebt. Wie heißt diese Vorschrift?

Man wende die erworbenen Begriffe so mannichfaltig und so lebendig als möglich für die Beurtheilung an und thue dies nicht bloß mit Sorgfalt, sondern mit einer Art von mißtrauischer Aufmerksamkeit und Spannung, um die in ihnen noch vorhandenen Fehler zu entdecken und deren Verbesserung bewirken zu können.

Was nun die Subjektvorstellungen anlangt, so können bei ihrer Erwerbung vornehmlich zwei Fehler vorkommen: sie können unvollständig, indem Manches in ihnen ausgelassen ist, oder positiv-falsch ausfallen, indem sie aufgenommen haben, was nicht in sie gehört. In diesem letzteren Falle kann das Falsche erst bei der Reproduction derselben, also nach der ursprünglichen Bildung, oder es kann sogleich von Anfang bei der Entstehung in sie hineingedrungen sein. So erhalten wir drei Hauptquellen des Irrthums, der bei den Subjektvorstellungen nicht selten sich einfindet.

Aus der ersten Quelle ist es abzuleiten, wenn z. B. über die Talente oder die sittlichen Eigenschaften eines Menschen verschiedene Urtheile gefällt werden, und zwar nur deshalb, weil ihn der Eine in diesen, der Andere in jenen Verhältnissen kennen gelernt, folglich der Eine diese, der Andere jene Stimmung, Handlungsweise ꝛc. an ihm beobachtet hat. Die Vorstellungen, die man sich auf diese Weise von jenem Menschen gebildet, können an und für sich selbst richtig sein, aber

sie sind nur Bruchstücke. Würden sie als solche behandelt, so würden sie zu richtigen Urtheilen führen; daß statt dessen falsche entstehn, hat seinen Grund lediglich darin, daß Jeder sein Bruchstück als das Ganze ansieht. Aus der zweiten Quelle fließt der Irrthum bei Denen, die Nichts treu wiedererzählen können. Hatten sie auch ursprünglich eine Sache ganz richtig aufgefaßt, so vergaßen sie doch Dies oder Jenes bald wieder davon; dies setzt sie aber wenig in Verlegenheit; ihre stets geschäf ige Phantasie ergänzt die entstandenen Lücken leicht und schnell, indem sie Anderes einschiebt, und die falschen Subjektvorstellungen sind fertig. Zur dritten weiter zurück liegenden Irrthumsquelle wird für die Urtheilssubjekte die große Menge von Vorurtheilen und vorgefaßten Ansichten, wie sie im geselligen Verkehr und selbst in den Wissenschaften sich so leicht bilden und dann in die neuen Auffassungen hineingelegt werden. Wir haben z. B. einen Fremden, den wir zum ersten Mal sehn, bereits so oder so schildern hören; könnten wir das Bild, das uns dadurch von ihm entstanden ist, vergessen, so würden wir ihn vorurtheilsfrei beobachten und auffassen; aber jene Einbildungsvorstellungen drängen sich augenblicklich hinzu, und so sehen wir Mängel oder Vorzüge an ihm, die er gar nicht oder wenigstens in dem Grade nicht hat, wie es uns jetzt vorkommt. Bei der Selbstbeobachtung muß diese Täuschung natürlich noch viel leichter eintreten können, da hier Wahrnehmung und Einbildung noch näher aneinander grenzen, als solches bei den Vorstellungen von der Außenwelt der Fall ist. Eben so gestaltet sich uns der Werth eines Buches oder eines neuen wissenschaftlichen Systems ganz anders, als es ist, wenn und weil wir unsre Vormeinungen von demselben ihm unterlegen und nun gleichsam mit einer gefärbten Brille zu seiner Betrachtung hinzutreten.

In allen diesen drei Fällen kann übrigens das Urtheilen, als solches, vollkommen richtig sein; wir sagen nur aus, was wir in den Subjektvorstellungen fanden, allein wir konnten nicht das Richtige in ihnen finden, weil die Subjekte fehlerhaft für uns entstanden waren. Während die Prädikate als Prädikate tadelfrei sind, sind die Urtheile in ihrer Ganzheit falsch.

Dies führt natürlich auf folgende Vorschrift:

Man bilde die Vorstellungen, die man seinen Urtheilen zu Grunde legen will, mit besonderer Sorgfalt und Aufmerksamkeit, wozu vor Allem gehört, daß man sich dem Aufzufassenden rein und frei hingebe und jede vorgefaßte Meinung davon fern halte.

Allein ist das immer ausführbar? Können wir denn alle Subjektvorstellungen jederzeit selbst bilden, müssen wir uns nicht bei den historischen Kenntnissen, bei vielen Naturkenntnissen, bei der positiven Sprachkenntniß ꝛc. auf Andere verlassen, die uns die zu beurtheilenden Gegenstände überliefern, so daß wir dieselben oft erst aus der 2ten, 3ten, 4ten ꝛc. Hand empfangen? Wie Viele mußten nicht oft zusammenarbeiten, um die Sachen auszumitteln, die als Urtheilssubjekte zu uns gelangen! und wie sollen wir es nun anfangen, uns vor Irrthümern zu bewahren, wenn, was doch sehr möglich bleibt, das uns Ueberlieferte Falsches enthält? Ja, wo wir selber auffassen, was wir beurtheilen wollen, wirkt manches Ungünstige mit. Schon S. 44 haben wir uns überzeugt, daß unsre sämmtlichen Auffassungen nur dadurch zu rechter Klarheit, Bestimmtheit, Ausführlichkeit und Genauigkeit gelangen können, daß wir früher erworbene Vorstellungen und besonders früher erworbene Begriffe fertig in die neuen Auffassungen hineinlegen. Wer hat nun so von allem Irrthum freie Begriffe, daß er sicher ist, sie werden nicht als Vorurtheile wirken und ihm die neuen Wahrnehmungen verfälschen?

Man sieht, die erste dieser Gefahren entsteht vorzüglich für die mehr passiven Köpfe, so wie für die mehr sich hingebenden, zaghaften Denker, namentlich auch für diejenigen, die es mit den historischen Wissenschaften zu thun haben. Gewohnt, sich an Andere anzulehnen, werden sie dies häufig auch bei denjenigen Kenntnissen nicht unterlassen, welche ihrer Natur nach ein selbstständiges Urtheil fordern, wohin namentlich die philosophischen gehören. Die zweite Gefahr dagegen tritt mehr für Solche ein, die selbstständig forschen und überwiegend auf rationalen Erkenntnißgebieten arbeiten. Wie leicht kann das Selbstvertrauen, das sie bedürfen, zu stark, ja übermüthig werden und sie verleiten, auch da, wo die Auffassung eine rein sich hingebende sein oder historischen Zeugnissen

vertraut werden sollte, den Hypothesen den Vorzug zu geben, die sie sich selber gebildet haben.

Wie läßt sich nun diesen Gefahren am sichersten vorbeugen?

Man bewahre sich 1) eine möglichst vollständige und klare Erinnerung von der Art, wie man in den Besitz seiner Erkenntnisse gekommen ist: was man von Andern aufgenommen, was man selbst beobachtet hat, unter welchen Umständen, mit welchem Gelingen dies geschehen, welche Lücken geblieben sind, ꝛc., damit man wisse, welchen Grad der Gewißheit man jedem Erkenntnißelemente zusprechen dürfe. Im Vertrauen auf das als gewiß Erkannte arbeite man rüstig weiter fort, denn des Vertrauens auf uns und Andere können wir nicht entbehren, wenn wir weiter kommen wollen; Niemand kann alles Einzelne, was er gelernt, bis zu seinen tiefsten Grundlagen immer und immer durchforschen, und wir würden nicht von der Stelle kommen, wenn das Zurückrechnen kein Ende nähme. Von Zeit zu Zeit aber mache man 2) Halt in seinem Fortstreben, um eine Revision anzustellen, wobei man das Selbsterworbene an dem von Andern Dargebotenen und dieses wieder an jenem prüft. Nur so wird es gelingen, sich einestheils in der rechten Mitte zwischen Leichtgläubigkeit und Leichtsinn zu halten, so wie anderntheils sich vor übertriebener Zweifelsucht und eigensinniger Rechthaberei zu bewahren, welcher letztere Fehler leicht dahin führt, daß man unempfänglich wird für Alles, was von unseren Ansichten abweicht. — Bei der großen Ausdehnung, zu welcher die meisten Wissenschaften in unserer Zeit gelangt sind, ist es freilich nicht möglich, eine solche Revision für alle Theile eines Erkenntnißgebietes ausführlich und gründlich bis ins Einzelnste hin zu bewirken, aber 3) wenigstens einige Materien von geringerem Umfange arbeite man von Zeit zu Zeit ganz speciell durch, was namentlich Anfängern in einer Wissenschaft anzurathen ist, indem hierdurch nicht nur über diese Materien eine vollständige Sicherheit, sondern auch für andere wissenschaftliche Untersuchungen ein gewisser Takt erworben wird, der uns erkennen läßt, worauf es für die Unterscheidung des Wahren und Falschen hauptsächlich ankomme, welche Zuverlässigkeit das von Andern Geleistete habe, wie weit

wir selber in der Klarheit und Gründlichkeit unsers Wissens vorgerückt seien, u. s. f. — In vielen Fällen werden uns für die vollständige Begründung des Urtheils diese oder jene Elemente fehlen. Wir haben die Subjektvorstellungen nicht vollständig und genau bilden können, weil uns die Gelegenheiten dazu mangelten; wir mußten manche Prädikatbegriffe in Bezug auf Klarheit und Weite des Umfanges unvollendet lassen, weil uns die Grundbestandtheile dazu nicht vielfach genug gegeben waren. Für solche Fälle ist es 4) Pflicht: die Beurtheilung aufzuschieben, indem man sich selbst und erforderlichen Falles auch Andern die vorhandene Lücke eingesteht. Die Scham, die uns davon abhalten möchte, ist jedenfalls eine falsche, und man sollte sich weit mehr schämen, durch dreist ausgesprochene Behauptungen Andern imponiren zu wollen. Mancher ist dadurch schon dahin gekommen, daß er zuletzt selber glaubte, was er sich und Andern vorlog, und indem er Diese in schon gewonnenen richtigern Ansichten irre machte, fügte er sich selbst den namhaften Schaden zu, daß er den Trieb, sich um bessere Einsichten zu bemühen, immer weniger empfand und zuletzt gänzlich verlor.

B. Erweckung der beiden Bestandtheile des Urtheils zu einander.

Alle Gebilde in unsrer Seele existiren einzeln und dauern einzeln, auch im unbewußten Zustande, fort (§. 1. 2.). Damit sie zusammenbewußt seien, müssen sie zusammen erregt werden, was theils von außen, theils von innen her geschehen kann. Der erstere Fall findet Statt z. B. bei jeder Unterredung, jedem zusammenhängenden Vortrage ꝛc., wo uns Subjekte und Prädikate jederzeit zusammen, und zwar durch äußerliche Anregung, zum Bewußtsein erhoben werden. In andern Fällen, und das sind die häufigsten, geschieht das Gegentheil, indem bloß das Subjekt oder bloß das Prädikat von außen her zum Bewußtsein angeregt wird, und bringen wir den andern Bestandtheil nicht durch innere Selbstthätigkeit hinzu, so bleibt das Urtheilen aus, so günstig und fruchtbar auch die Gelegenheit dazu gewesen wäre. Auf einer Reise z. B. erhalten wir Anschauungen von Gegenständen, im Verkehr

mit andern Menschen Wahrnehmungen und Beobachtungen von diesen, bei einer Erzählung Bilder von Charakteren und Lebensverhältnissen — ohne Prädikate, dagegen bei jeder Entwickelung von Begriffen Prädikate ohne Subjektvorstellungen. Wer dort die erforderlichen Begriffe, hier die besonderen Vorstellungen aus seinem Innern dazu weckt, gewinnt an Reichthum und Gewandtheit des Urtheilens; wer dies unterläßt, hat nur Bilder an sich vorüberziehn lassen oder (im besten Falle) Reihen von Begriffen auswendig gelernt.

Ob bei Jemandem das Eine oder das Andere geschehn werde, ist vorzüglich von Dreierlei abhängig: von der Stärke, in welcher die betreffenden Vorstellungen und Begriffe in seiner Seele bereits vorhanden, für den künftigen Gebrauch angelegt sind (§. 1.); von dem Grade der Lebendigkeit und Erregtheit, mit welchem die Vorstellungserweckung, theils überhaupt, theils in besonderen Zuständen innerlich vor sich geht, und von der Art und Weise, wie die Urtheilbildung durch die Associationsverhältnisse begünstigt oder erschwert wird.

Was das erste betrifft, so ist bekannt, daß derselbe Mensch, dasselbe Buch, dieselbe Begebenheit ꝛc. oft die verschiedensten Urtheile erfahren, je nachdem Dieser oder Jener sich zum Beurtheiler aufwirft. Woher das? Warum wählt der Eine Dieses, der Andere Jenes an demselben Gegenstande zur Beurtheilung aus, warum lauten die Prädikate verschieden, selbst wo das Ausgewählte dasselbe ist? Aus keinem andern Grunde, als weil in der Seele des Einen diese, in der des Andern jene Prädikate stärker angelegt sind. Die am stärksten bereits vorhandenen Begriffe sind am leichtesten erregbar, und drängen sich, einmal erregt, in den Vordergrund des Bewußtseins hervor. Erlangt haben sie diese Stärke nach dem allgemeinen Seelengesetze, daß von Allem, was mit nur einigem Nachdruck in der Seele geschieht, eine Spur zurückbleibt, und daß diese Spuren nach ihrer Gleichartigkeit zusammenfließen. Je häufiger nun bei Jemandem gewisse Anschauungen und Begriffe erzeugt und reproducirt worden sind, desto vielspuriger und darum stärker dauern diese Gebilde im Unbewußtsein fort, sind gleichsam angelegt (also Angelegtheiten) für den nächstfolgenden Gebrauch, und springen daher bei der leisesten Erregung (durch die beweglichen Ele-

mente) zum Bewußtsein hervor, d. h. das in ihnen schlummernde, gleichsam gebundene Bewußtsein wird frei oder von Neuem wirksam (s. hierüber **N. §. 13. 30. 31. 71** bis 73.). Hieraus erklärt sich, warum in der Regel Jeder die Gegenstände seines Berufes oder seiner Lieblingsbeschäftigungen am häufigsten, leichtesten und sichersten beurtheilt. Indeß kommt für die Urtheilbildung auch viel darauf an, wie neu der Eindruck ist. Die Spur hat dann noch eine gewisse Schwungkraft, die ihr später verloren geht, indem die vielfache Verbindung, worein sie mit den jetzt bewußten Vorstellungen trat, und von welchen her sie häufig erregt wird, sich allmälig wieder auflöst. Neuigkeiten, neue Ansichten ꝛc. haben darum eine oft unwiderstehliche Strebungskraft, mit welcher sie sich in die Erinnerung und somit zur Beurtheilung hervordrängen, sich in den sonstigen Gedankenlauf einschieben. Endlich wirken eben so unterstützend für die Urtheilbildung die in uns begründeten Interessen (Werthgefühle). Wo der eigene Vortheil ins Spiel kommt, urtheilen auch solche Menschen nicht selten klar und treffend, die sonst durch ihren Scharfsinn keineswegs berühmt sind, und wie gespannt das Urtheilen sich zeigt, wo Aussicht auf Beifall, wo Leidenschaften und Affekte aller Art im Bewußtsein stehn, weiß Jeder aus der täglichen Erfahrung. Daraus ergiebt sich einfach die Regel: will man in einem Erkenntnißgebiet zu klaren und sichern Urtheilen gelangen, so verstärke man so viel als möglich die dahin gehörigen besondern Vorstellungen und Begriffe durch fleißige Erwerbung neuer Spuren, Wiederholung und Auffrischung der alten, und durch Erhöhung der mit ihnen in Verbindung stehenden Interessen, ohne daß man jedoch die letzteren zu Leidenschaften ausarten läßt.

In Betreff des Zweiten: der lebendigen Erregtheit der Vorstellungen, haben wir schon früher S. 52 u. ff. gezeigt, wie weit dieselbe für die Begriffbildung nothwendig und förderlich ist. Aber für die Urtheilbildung ist sie unstreitig von noch größerer Bedeutung. Wie jeder Begriff auf unendlich viele Subjektvorstellungen bezogen werden kann, so auch die verschiedensten Begriffe nicht selten auf eine und dieselbe Subjektvorstellung. Die Subjekte bieten ja verschiedene Seiten zur Betrachtung dar, und die Begriffe (man denke an: lang,

groß, klein, neu, schön ꝛc.) liegen in unzähligen Gegenständen. Hier wird es also nicht möglich sein, Jemandem Alles, was zur Beurtheilung gehört, so vorzubuchstabiren, wie solches mit den Elementen der Begriffe geschehen kann (S. 52). Es muß die eigene geistige Lebendigkeit das Erforderliche herbeischaffen, und hätten wir auch dem geistig Trägen vollständig dargestellt, worauf es für gewisse Urtheile ankommt, so fragt es sich immer noch, ob es ihm nicht erst dann einfällt, wenn die Gelegenheit, es zu benutzen, für immer vorüber ist. Und so begreift sich denn, daß und warum der Dumme (wohl zu unterscheiden vom Unwissenden, vergl. S. 53), dem es eben von Natur an lebendiger Erregtheit fehlt, in Hinsicht der Urtheilbildung weit mehr, als in Hinsicht der Begriffbildung hinter Andern zurückbleibt.

Es kann indeß eine solche Verlangsamung der Vorstellungserweckung auch bei Solchen eintreten, die sonst von Natur sehr lebendig sind. Bei manchen körperlichen Krankheiten, bei geistiger Abgespanntheit, beim Brüten über schwierigen Denkaufgaben, bei hartnäckig quälenden Erinnerungen, bei lastenden Sorgen und Befürchtungen aller Art werden die erregenden Elemente so sehr in Beschlag genommen und von dem, was zur Bildung von sich nöthig machenden Urtheilen gehört, so abgelenkt, daß die besten Angelegtheiten oft unerregt bleiben und oft der Gescheidteste wie ein Dummer dasteht. Die genannten Zustände sind es jedoch nicht allein, die so Etwas verschulden; oft reicht ein ganz einzelnes Mißfallen oder Mißbehagen hin, die Reproduction unserer Vorstellungen zu lähmen. Kommt uns z. B. Jemand zur unrechten Zeit oder wissen wir vorher, er werde Alles, was wir sagen, mißbilligen, daraus Gift saugen ꝛc., so fällt uns nicht ein, was uns doch zu anderer Zeit vollkommen zu Gebote steht, und das Urtheilen fällt dürftig und marklos aus.

Was ist nun hier als Gegenmittel gegen dergleichen Unzuträglichkeiten zu empfehlen? Im Allgemeinen Dasselbe, was wir früher bei der Begriffbildung kennen gelernt haben. Die angeborne Mangelhaftigkeit läßt sich freilich nicht heben, aber wir können sie neutralisiren und in Hinsicht ihrer Wirkungen unschädlich machen durch anderweitige Erregtheit, die wir vermitteln, was noch mehr von den zufällig eingetretenen Verlangsamungen gilt. Man sehe

das Seite 54 u. ff. hierüber Gesagte. Oft bedarf es nur eines kräftigen Entschlusses, um den lähmenden Zauber, den zufällige Störungen ausüben, zu brechen; und was die vorgenannten dauerhafteren störenden Einflüsse betrifft, so mache man sich mit Ernst und Consequenz dadurch von ihnen frei, daß man seiner Geistesthätigkeit überhaupt mehr innere Selbstständigkeit verschafft, was durch fortgesetzte Uebung und durch Befolgung der Vorschriften der Moral gelingen wird. Die meiste Störung des Denkens geht ja von unsittlichen Neigungen und Begierden aus. Vergl. S. 59 u. ff.

Was endlich das Dritte, die Begünstigung oder Erschwerung der Urtheilbildung durch die Associationsverhältnisse anlangt, so müssen wir das Genauere, worauf es hierbei ankommt, aus der Schrift von **Raue** (s. dort die §§. 38. 39. 73. 74.) als bekannt voraussetzen. Hier können wir nur summarisch Folgendes sagen. — Was wir auffassen, sei es Aeußeres oder Inneres, wird entweder gleichzeitig (die eine Vorstellung zugleich mit der andern) oder hinter einander erworben, und in dieser Ordnung dauern die Vorstellungen, wenn sie unbewußt werden, fort, in dieser Ordnung reproduciren sie sich wieder. Warum? Weil ein Theil der erregenden (beweglichen) Elemente sich zwischen ihnen absetzt und ihnen so eine bleibende Verknüpfung (Association) ertheilt. So entstehn Gruppen und Reihen, deren Glieder, wenn wiederum erregende Elemente auf sie treffen, nach Maßgabe ihrer Verbindung zugleich oder hintereinander von Neuem bewußt werden („in die Erinnerung treten"), wie sie nach Maßgabe derselben Verbindung ihre Gleichzeitigkeit oder Aufeinanderfolge im unbewußten Zustande bewahrt („sich im Gedächtniß erhalten") hatten. Wäre dieses Gesetz der Association das einzige in unserer Seele, so würden wir (bei den Thieren, selbst bei den edleren, ist es nicht viel besser) bloß Gedächtniß und Erinnerung haben, d. h. unsere Wahrnehmungen würden ins Unbewußtsein sinken und sich aus demselben bloß so reproduciren, wie sie hineingekommen waren. Aber neben diesem Gesetz besteht ein zweites in uns: die Anziehung oder das Zusammenfließen des Gleichartigen. Wie dieses schon bei der Entstehung der Wahrnehmungen waltet, indem es die gleichen Auffassungen zu einander führt, sie durch Zusammenhäufung verstärkt (jede einzelne

Auffassung giebt bloß eine Empfindung), so wirkt es auch in den gewonnenen Wahrnehmungen weiter fort; das Gleiche derselben strebt nämlich für sich zusammen, scheidet sich dadurch vom Ungleichen aus, und so entstehen die Gebilde, die wir Begriffe nennen. Sonach haben wir hier eine zweite Art der Verknüpfung, die sich von jener dadurch unterscheidet, daß sie es bloß mit dem Gleichen zu thun hat, während jene hiernach nicht fragt, sondern auch das Verschiedenartigste in den Verhältnissen des Zusammen und Nachher verbindet. Natürlich ist diese letztere Verknüpfung die frühere, die ursprüngliche, jene die spätere, die schon erworbene Wahrnehmungen voraussetzt*), und die Erfahrung lehrt, daß die eine auf Kosten der andern gepflegt, aber auch beide neben einander zu gleicher Vollkommenheit gefördert werden können. In manchen Menschen ist fast Alles nur so verknüpft, wie es Anfangs entstand: als gleichzeitig und aufeinander folgend, und die gesonderte Verknüpfung des darin liegenden Gleichen ist nur in geringem Maße zu Stande gekommen. Man nennt sie Gedächtnißmenschen, auch historische Köpfe, denn im Wesen dieser ihrer Ausbildung liegt es, daß sie nur stark sind im Merken und im Wiedergeben (Reproduciren) des Gemerkten. In anderen Personen dagegen ist vorherrschend das Gleiche verknüpft worden; sie besitzen viele und klare Begriffe, die sich auf das Besondere anwenden lassen, während die einzelnen Wahrnehmungen der Zahl und Vollkommenheit nach sich weniger in ihnen erhalten haben (vergl. hierüber Seite 41 u. f.). Man nennt sie Denker, auch intellectuelle Köpfe, denn das Wesen ihrer Ausbildung bringt es mit sich, daß sie nur stark sind im Denken und Urtheilen, im Merken aber weniger leisten. In noch Andern finden sich beiderlei Vollkommenheiten in fast gleichem Grade entwickelt; wenigstens gilt dies in Bezug auf das Meiste, was sie in sich tragen, denn im Einzelnen kommen auch bei ihnen Fälle vor, wo Vorstellungen mangelhaft festgehalten und daneben gut gemerkte nur zu wenigen und dunklen Begriffen verarbeitet worden sind. Das würde freilich nicht möglich sein, wenn Gedächtniß und Erinnerung, Verstand und Urtheilskraft besondere angeborne Ver-

*) Dies ist indeß nur relativ zu verstehen, denn die Anziehung des Gleichen erfolgt sofort bei der zweiten Wahrnehmung, wenn nur die erste mit ihrem Gleichen hinzu erregt wird, und es ist keine Zeitgrenze hiefür gesetzt.

mögen neben den Vorstellungen und den sonstigen Seelengebilden wären; da aber Alles, was in uns entsteht und fortdauert, nur von den Urvermögen und deren nach festen Gesetzen geordneten Entwickelung abhängt, so haben solche entgegengesetzte Erscheinungen gar nichts Auffälliges, und namentlich sind es die genannten beiden Gesetze der Verknüpfung, die hier für das Behalten und Denken den Ausschlag geben. Wer von Jugend auf so geleitet wurde, daß er fast immer nur eine Vorstellung mit der anderen verknüpfte, ohne Zeit und Anregung zu finden, das Gleiche in ihnen zu einem gesonderten Bewußtsein zu combiniren, wird von diesen Vorstellungsmassen bald so beherrscht sein, daß er in dieser Richtung sich weiter getrieben fühlt und nun bloß gedächtnißmäßig sich weiter fortbildet. Wer dagegen frühzeitig zur Ausscheidung der Begriffe aus dem Wahrgenommenen angeregt ward, sieht sich bald zu dieser Thätigkeit vorherrschend geneigt, weil das Erworbene ihn in dieser Richtung weiter zieht, und so wird er ein Denker werden, dem das Merken bloß Nebensache ist. Die angebornen Eigenschaften der Urvermögen: die Kräftigkeit, Lebendigkeit und Reizempfänglichkeit begünstigen die eine Richtung so viel, als die andere; aber es ist natürlich, daß die Gedächtnißrichtung leicht ein Uebergewicht über die Denkrichtung empfangen muß, da zunächst das Festhalten des Aufgefaßten sich geltend macht und auf der Grundlage hievon erst die weitere Verarbeitung des Erworbenen vor sich gehn kann. Ist diese Richtung einmal fest geworden, so kann es nicht fehlen, daß das Denken durch sie vielfach gehemmt wird und Abbruch erleidet.

Hieraus ergiebt sich nun zunächst die Vorschrift, daß wir in denjenigen Erkenntnißgebieten, für welche es auf ein selbstthätiges Denken ankommt, Nichts bloß historisch oder gedächtnißmäßig aufnehmen dürfen, sondern vielmehr Alles durch die bereits erworbenen Begriffe in möglichst lebendige Denkakte verwandeln müssen. Dies gilt namentlich von den philosophischen Gegenständen, wo die Verarbeitung im Denken gerade die Hauptsache ist und ein blindes Hinnehmen auf fremde Auctorität sich niemals gebührt. Das Angeborene entscheidet hiefür wenig oder Nichts, denn es ist nicht wahr, daß der Denker geboren werde. Alles kommt vielmehr auf eine frühzeitig und streng durchgeführte

Gewöhnung an, durch welche uns dieses intellectuelle Combinationsverhältniß (das Zusammenfassen des Gleichen) gewissermaßen zur zweiten Natur gemacht wird. Wie aber, wenn die Zeit dazu versäumt wurde, wenn wir an gedächtnißmäßige Combinationen (an bloße Aneinanderreihungen) gewöhnt wurden, bevor wir uns selber die philosophische Richtung zur Aufgabe setzen konnten? So lange noch überhaupt Bildsamkeit vorhanden ist, verzweifle man an einer Umstimmung der Gewöhnung nicht, und es giebt Beispiele genug, wo solche dem ernsten und festgehaltenen Streben auch in spätern Jahren noch gelang. Gedächtniß und Denken stehn ja in keinem directen Gegensatze, vielmehr ist dieser sonst wohl angenommene und im Angeborenen gesuchte Gegensatz eine psychologische Erdichtung, die von der neuern Seelenkunde für immer beseitigt ist. Was das Angeborene für das Denken Begünstigendes oder Hemmendes hat, besteht bloß in Folgendem.

Es giebt Menschen, deren Urvermögen mehr Reizempfänglichkeit als Kräftigkeit besitzen, während sich dies bei Anderen umgekehrt verhält. In Folge hiervon sammeln jene mehr besondere Vorstellungen ein und es fallen dieselben deutlicher, feiner und frischer aus. So entwickelt sich in ihnen überhaupt die Richtung auf das Einzelne, Besondere mit vorherrschender Macht, und die hieraus hervorgehenden Begriffe verarbeiten sich nicht zu höheren, allgemeineren, denn ihr stetes Hineingezogenwerden in das Besondere hält sie davon ab. Dagegen bringt es die vorwiegende Kräftigkeit, die Andere in ihren Urvermögen besitzen, mit sich, daß sie sich von dem Aeußern, Besonderen mehr abziehn, namentlich wenn zu der Kräftigkeit der Sinne eine ziemlich stumpfe Reizempfänglichkeit sich gesellt, und indem nun die innere Verarbeitung des Aufgefaßten ungestörter von Statten geht, erlangen sie höhere, abstractere Begriffe, durch welche sie in höhere Regionen des Denkens hinaufgezogen werden. Somit charakterisiren sie sich als Köpfe, deren Denken mehr auf das Höhere, Abstracte gerichtet ist, während Jene mit ihrem Denken mehr in der Sphäre des Alltäglichen, Besonderen, Praktischen sich bewegen. Allein giebt wohl das Angeborne hierbei den alleinigen Ausschlag? Werden es nicht immer die äußeren Umstände und Verhältnisse (die Bildungsverhältnisse) sein, welche bei Diesem

diese, bei Jenem jene Art der genannten Associationen begründen müssen, wenn solche Gegensätze zu Stande kommen sollen? Nur wer von Jugend auf zur Beschäftigung mit dem Einzelnen angehalten worden ist, wird sich als werdender Denker mit seinen Urtheilen und Schlüssen nach dieser Seite hinneigen, wogegen Denjenigen das Allgemeinere mehr interessiren wird, der sich frühzeitig von dem Besondern ab- und auf das dem Einzelnen Gemeinsame hingelenkt sah.

Abgesehn übrigens von dem Einflusse, den das Angeborne hierbei ausübt, so sind die verschiedenen Regionen des Denkens schon dadurch vorbedingt, daß von jeder Vorstellung aus (die ganz speciellen ausgenommen) das Bewußtsein bald nach der Seite des Concreten, bald des Abstracten hin, also bald auf eine mehr besondere, bald auf eine allgemeinere Vorstellung fortschreiten kann. Der Begriff Hochmuth z. B. kann mir den höheren Begriff: Gefühl, oder auch: Fehler ꝛc. erwecken, woraus mir das Urtheil entsteht: der Hochmuth ist ein Gefühl, oder der Hochmuth ist ein Fehler. In diesem Falle ist also „Hochmuth" das beurtheilte Subjekt. Das Bewußtsein kann aber auch von diesem Begriffe zu den Vorstellungen: Heinrich, Bernhard ꝛc., die ich als hochmüthig kenne, fortrücken, und ich urtheile dann: Heinrich ꝛc. besitzt Hochmuth. In diesem Falle ist „Hochmuth" das Prädikat. Eben so kann ich von der Vorstellung eines Seelenvorganges zur Vorstellung eines pädagogischen, logischen, moralischen ꝛc. Verhältnisses geführt werden, welches dadurch seine Beurtheilung erhalten kann, aber auch umgekehrt zur Vorstellung eines abstracteren psychologischen Gesetzes, wodurch jener Seelenvorgang seine Aufklärung findet. Ferner kann mir bei einem mathematischen Satze ein astronomisches, chemisches, mechanisches ꝛc. Problem einfallen, welches dadurch bestimmt wird, aber auch ein höherer mathematischer Satz, von welchem aus auf jenen ein noch umfassenderes Licht fällt, u. s. f. Man denke sich dieses entgegengesetzte Weckungsverhältniß längere Zeit bloß nach der einen Seite hin wirksam, und man wird sich über die Besonderheit der Denkrichtung, die daraus hervorgehn muß, nicht wundern.

Jetzt fragt es sich, welches Verfahren uns dieser Gegensatz der Vorstellungserweckung empfiehlt, damit wir aus demselben den meisten Gewinn für unsre Urtheilbildung ziehn können. Sollen wir uns

mehr an das Besondere anschließen oder umgekehrt, und sollen wir, wenn das Eine doch wohl eine Zeit lang vorherrschend zu thun sein möchte, Anfangs das Abstracte oder das Concrete vorziehn? Diese Fragen können nicht schwer zu beantworten sein. Alle Grundelemente des Vorstellens können nur durch die unmittelbare Wahrnehmung (innere oder äußere) erworben werden, das steht fest (siehe S. 8 u. ff., 45 u. ff.). Das Vorstellen der Begriffe stammt nie aus dem Abstracten (aus höhern Begriffen), sondern nur aus dem Concreten, das der Entstehung nach vor ihnen liegt, und wie wir z. B. den Begriff „Farbe" nur aus Farbenanschauungen herstellen können, so lassen sich auch die Begriffe: Vorstellung, Begehrung, Gefühl, Haß, Liebe, Treue, Wahrheit ꝛc. nur aus den Qualitäten abziehn, die wir vorher an unsern Seelengebilden wahrgenommen haben; ein ursprünglich abstractes Bilden des Elementarischen ist unmöglich. *) Aber gesetzt, die Grundvorstellungselemente wären erworben, so wende man sich doch nicht zu früh von dem Besonderen ab. Es macht ja einen großen Unterschied, ob ein Begriff aus 30 gleichen Elementen, oder ob er aus 300 oder 3000 entstanden ist; in jenem Falle bleibt er schwach, dunkel und unfruchtbar (er kann ja nur auf 30 Vorstellungen angewandt werden), in diesem erweist er sich stark, klar und fruchtbar, hat also eine viel vollkommnere Form. Die Form der Begriffe ist mithin eben so, wie ihr Inhalt, von den besonderen Vorstellungen abhängig. Schneide ich nun die Erwerbung der besonderen Vorstellungen zu früh ab, so verkümmere ich nicht nur die Begriffe, sondern auch die Urtheilbildung, wie am deutlichsten das Beispiel der altklugen Kinder und die hohle Speculation der meisten neuern Philosophen zeigt. Das Wesen des Menschen ist so eingerichtet, daß er sich zuerst in größerer Ausdehnung sinnlich und, dem parallel, reproductiv entwickeln muß; erst später, und zum Theil eben hierdurch, wird er für das Intellectuelle reif. Wird das Letztere unnatürlich verfrüht und so die vom Schöpfer gewollte

*) Man läßt sich hier häufig dadurch täuschen, daß wir als Kinder die Wörter für das Geistige eher gelernt haben, als wir auf das Geistige achten, so daß es nun aussieht, als fänden sich zu den Wörtern, die wir später mit Gewandtheit handhaben, die Begriffe ohne alle Verarbeit hinzu.

Ordnung gestört, so erleidet Beides, das abstracte wie das concrete Vorstellen, Nachtheil.

Außerdem wird es darauf ankommen, für welches Denken man sich bilden will: ob für das zunächst auf das Leben gerichtete, oder für das auf wissenschaftliche Theorien sich beziehende. Der Seelsorger, der Erzieher und Lehrer, der praktische Jurist, der praktische Arzt ꝛc. haben es mit der Beurtheilung und Behandlung des Individuellen zu thun; sie können nicht, wie der Philosoph, der abstracte Sprachforscher, der für die Ausbildung der Theorie arbeitende Naturforscher ꝛc. an das Allgemeine, an das am Verschiedenen Gleiche sich halten, denn für sie ist nicht das Stetige, sich gleich Bleibende, sondern das Wechselnde, das Veränderte Gegenstand der Beurtheilung. Soll also hier das Rechte getroffen werden, so wird ein unausgesetzter Verkehr mit dem Besonderen sich nöthig machen, so daß selbst das scheinbar Unbedeutendste nicht von der Beachtung ausgeschlossen wird, denn grade davon hängt oft die Entscheidung allein ab. Wo man nicht unmittelbar an die Natur und das Leben herankommen kann, giebt es in unsern Tagen Mittel, die so entstehenden Lücken zu ergänzen, denn wir besitzen ausführliche Lebensbeschreibungen, ausführliche Darstellungen von Kriminaluntersuchungen, in die individuellsten Verhältnisse und Gemüthsbewegungen eingehende Geständnisse, specielle Krankheitsgeschichten ꝛc., die sich an den unmittelbaren Verkehr mit der Natur und dem Leben aufs engste anschließen, und diese Aushilfsmittel werden also nicht zu vernachlässigen sein.

Wessen Aufgabe es dagegen ist, wissenschaftliche Theorien zu pflegen, der muß anders zu Werke gehn. Die Natur und das Leben geben uns überall das Wesentliche und Bedeutende mit dem Unwesentlichen und Unbedeutenden vermischt, ja meistentheils das Letztere (weil es mehr auf der Oberfläche liegt) hervorstechender und mit frischeren Farben. Hierdurch entsteht leicht eine zu große Zerstreuung, eine zu unruhige Aufregung in der Seele des Beobachters, wodurch die ihm aufgegebene Denkthätigkeit gestört wird. Zwar darf auch er die eigene Anschauung der Dinge nicht ganz vernachlässigen, damit er mit eigenem Urtheile Wesentliches und Unwesentliches in seiner oft geheimen Verbindung durchschauen lerne, und von allem Wesentlichen klare, kräftige und fruchtbare Vorstellungen und Begriffe gewinne. Im Uebrigen aber wird er besser thun, sich an solche Darstellungen zu halten, die bereits das Wichtige vom Unwichtigen gesichtet geben, dergleichen z. B. die Darstellungen der astronomischen Beobachter, der scharfblickenden Reisenden, der rein beschreibenden Naturbeobachter, der experimentirenden Physiker und Chemiker, so wie auf dem Gebiete des Geistigen die Werke der Geschichtschreiber, der Selbstbiographen, der objectiv-treuen Dichter ꝛc. sind. Nur so wird ihm die Concentration und Sammlung gelingen, die für seine höher liegende Aufgabe erforderlich ist.

Nur keine einseitige und ausschließliche Beschränkung auf das Eine oder das Andere! Für die Bestimmung zum Menschen (und diese ist höher, als die zu irgend einem Berufe) macht sich wesentlich ein gewisses harmonisches Gleichmaß zwischen dem abstracten und besonderen Vorstellen erforderlich, wozu kommt, daß selbst das Begünstigte zuletzt in Nachtheil geräth, wenn das Andere zu sehr verkürzt wird. Zu große Abstractheit macht nicht nur zur Auffassung des Besonderen, zur Beschäftigung damit ungeneigt und je länger je mehr dazu unfähig, sondern läßt zuletzt auch den Quell versiegen, aus welchem allein auch das abstracte Denken die erforderliche Nahrung zu ziehen hat. Zu große Vereinzelung zerstreut, und so fehlen uns dann die Mittelpunkte, welche für das Aufbehalten des Besonderen nicht weniger, als für seine Verarbeitung zum Allgemeinen nothwendig sind. Müßte nicht in Folge dessen zuletzt selber die Aufnahme des Besonderen mehr oder weniger gehemmt werden?

C. Das ungestörte Zusammenbewußtsein der beiden Bestandtheile des Urtheils.

Die beiden Bestandtheile des Urtheils sind häufig vollkommen vorhanden und werden zu einander geweckt, trotzdem aber kommt das Urtheil doch nicht zu Stande. Warum? weil sich etwas Anderes störend dazwischen schiebt. Um ihre eigenen Fehler zu erkennen, fehlt es z. B. vielen Menschen nicht an Verstande (an den dazu erforderlichen Begriffen), auch haben sie Muße und Auf-

merksamkeit genug, diese Fehler auffassen zu können; sobald jedoch der entsprechende Begriff erleuchtend zu dem concreten Fehler hinzutreten und das zur Selbsterkenntniß führende Urtheil vollziehen will, ist auch sogleich die Selbstliebe bei der Hand, und entzieht jenen Vorstellungen, indem sie die erregenden Elemente auf sich concentrirt, das Bewußtsein. Ferner. Dieselben Menschen, die an fremden Kindern alle Unarten entdecken, sehn keine an ihren eigenen, obgleich sie doch diese länger und näher vor Augen haben. Im Begriff, das Unerwünschte zu schauen, werden sie durch ein inneres Widerstreben davon abgelenkt, das Bewußtsein fließt auf die vermeintlichen Vorzüge über, die sie ihren Lieblingen andichten. Wer wüßte endlich nicht, wie oft falsche Ehrliebe, Eigennutz, Habsucht, Neid, Haß und andere Leidenschaften die Urtheilskraft gerade für Dasjenige abstumpfen, was dicht vor den Augen liegt?

Andere psychische Thätigkeiten sind im Allgemeinen viel weniger solchen Störungen ausgesetzt, als die Urtheilbildung. Die Erinnerung z. B. ist nicht selten von so großer Stärke, daß selbst die heftigsten Neigungen sie nicht dämpfen können. Wie Mancher würde sich glücklich schätzen, wenn er gewisse peinliche Vorstellungen vergessen könnte, aber er muß die Erfahrung machen, daß vergessen oft schwerer ist, als im Bewußtsein festhalten. Es kann dies auch gar nicht anders sein. Zur Reproduction strebt Alles auf, was in der Seele gebildet ist und festgehalten wird; je stärker nun ein Gebilde, desto mächtiger sein Aufstreben (vergl. S. 130). Eben so wird die Begriffbildung kaum eine Hemmung durch Neigungen erfahren können; Begriffe sind ja in jedem Falle ein Gewinn, den Niemand wird abweisen wollen. Aber die Urtheilbildung geräth vielfach in Zusammenstoß mit Lust- und Unlustgebilden (Neigungen), und die Combination, um welche sich's im Urtheile handelt, ist, wie gezeigt worden, leicht zu stören und zu verwirren. Fällt nämlich die Vergleichung, die zwischen Subject und Prädikat Statt finden muß, irgend wie ungünstig für unser Ich aus, so wird sich das Bewußtsein leicht bloß auf das Angenehmere hinlenken.

Die Logik kann in Hinsicht dieser Störungen bloß die Vorschrift aufstellen, daß man streng gegen sich sein und die klaren, bestimmten Urtheile, auch wo sie unerfreulich für unser Selbst lauten,

anerkennen, ja suchen müsse. Die Angabe der rechten Mittel hierzu ist natürlich Sache der Moral.

Noch sind uns übrig die Störungen, welche Urtheile gegen Urtheile ausüben können. Deren giebt es sehr verschiedene. Man denke zunächst an den so oft vorkommenden Fall, daß Leute das Studium einer Wissenschaft, das sie emsig angriffen, bald wieder aufgeben, weil sie gefunden haben wollen, es fehle ihnen dazu an Geisteskraft oder wenigstens an der Geistesrichtung, die dasselbe unerlaßlich erfordere. Dem ist aber oft keineswegs so und auch Scheu vor Anstrengung ist nicht der Grund ihrer Bedenklichkeit, sondern sie haben sich nur, so zu sagen, den Appetit verdorben. Indem sie nämlich, kaum über die ersten Grundsätze hinausgekommen, in dem neuen Gebiete neugierig herumschweiften: die letzten Resultate, die Folgerungen, die Anwendungen auf das Leben oder auf verwandte Erkenntnißgebiete überlegten, so mußten die verschiedenartigen Urtheile, die hierbei zugleich neben einander traten, sich in dem Maße gegenseitig hindern und beschränken, daß keine Gattung derselben zu voller Klarheit und Bestimmtheit ausgebildet werden konnte. So geschieht es ganz natürlich, daß sie eine Art Unzureichenheit der Kraft verspüren; worin anders aber hat dieses Gefühl seinen Grund, als in ihrem unverständigen Verfahren, in ihrem vorzeitigen Naschen?

Eine ähnliche Störung der Urtheile durch Urtheile kann dadurch entstehn, daß die zu einer angemessenen Darstellung einer Gedankenreihe erforderlichen nicht so einzeln, so klassenweise gehandhabt werden, als solches eine weise Kraftsparung anräth. Bei der wörtlichen Darstellung unserer Gedanken kommen nämlich gar verschiedene Gattungen von Urtheilen ins Spiel. Die einen beziehen sich auf die Grundgedanken: auf Das, was den eigentlichen Gehalt oder Kern der festzustellenden Erkenntniß ausmacht; die andern auf den Weg, den wir dafür einzuschlagen haben: ob wir von den Gründen aus synthetisch fortschreiten oder analytisch zu denselben zurückgehn, oder auch zuerst nur Allgemeines geben und dieses dann näher bestimmen und beschränken wollen ꝛc. Noch andere Urtheile treffen die Oekonomie der Darstellung, indem sich die Gedanken theils nackt, theils mit mancherlei Ausführungen, An-

wendungen, Rück-, Neben- und Vorblicken geben lassen. Außerdem kommt es ferner auf den Ausdruck an, welcher ja, da jedes Wort einen Begriff bezeichnet, ebenfalls eine fortgesetzte Reihe von Urtheilen in Anspruch nimmt (vergl. S. 94 u. f.), und wobei das Eigentliche und das Bildliche eine besondere Berücksichtigung verdient (S. 106 ff.). Endlich bedarf die fertige Darstellung der Prüfung und Feile, die wieder nicht ohne Urtheile vollzogen werden kann, mögen wir nun dabei nach Regeln oder mehr instinktartig zu Werke gehn.

Nun denke man sich den Fall, daß diese verschiedenen Reihen von Urtheilen zugleich ausgeführt werden sollen, müssen sie nicht einander beengen und verdunkeln? Wer schon, indem er noch mit der Ausbildung der Grundgedanken beschäftigt ist, an den schönen Ausdruck denkt; oder wer, indem er an diesem arbeitet, noch nicht mit sich im Reinen ist über die Anordnung des Materials, der wird weder das Eine noch das Andere zur rechten Vollkommenheit bringen. Was folgt daraus?

Es sind zwei Fälle zu unterscheiden. Wer einer Wissenschaft dem Hauptinhalte nach Herr ist und sich eine neue Bearbeitung derselben vorsetzt, mag immerhin bald dies bald jenes daraus vornehmen, mag den Weg, den er gehen, die Ausdrucksweise, die er wählen will ꝛc., ohne Weiteres in Ueberlegung ziehen, er wird so viele Vorbildungen zu dem Allen in sich tragen, daß keine Gefahr der gegenseitigen Beeinträchtigung dieser Urtheile für ihn entstehn wird. Wer dagegen mit einem Vorstellungsgebiet alle diese Urtheile erst zu erwerben hat, dem ist anzurathen, daß er die verschiedenen Gattungen derselben möglichst rein von einander gesondert vollziehe, also mit der folgenden nicht eher den Anfang mache, als bis die früheren wenigstens der Hauptsache nach befriedigend ausgeführt sind. Nur dieses Verfahren kann ein in allen Punkten glückliches Gelingen sichern.

Werfen wir nun am Schlusse dieses Kapitels noch die Frage auf: was ist die Urtheilskraft der menschlichen Seele? so erhalten wir, dem Erörterten gemäß, folgende Antworten.

Die **entwickelte** Urtheilskraft ist die Gesammtheit aller in der Seele entstandenen und fortdauernden Urtheile.*) Sie werden von Neuem thätig, wenn sie von Neuem durch bewegliche Elemente erregt werden.

Wann also kann erst von einer Urtheilskraft in dieser Bedeutung die Rede sein? und wann ist sie um so größer und reicher?

Angeboren ist dafür bloß die Kräftigkeit der sinnlichen Vermögen (Urvermögen) und das Gesetz der gegenseitigen Anziehung des Gleichartigen. Dies Beides ist die Grundbedingung zur Entstehung der Urtheile, gleichsam der Keim der späteren Urtheilskraft.

„Verstand" und „Urtheilskraft" sind demnach nur allgemeine Titel, die Verschiedenes bezeichnen, je nachdem sie vom neugeborenen Kinde oder vom entwickelten Menschen gebraucht werden.

Da ohne Begriffe keine Urtheile entstehen können und der Verstand die Gesammtheit der in der Seele entstandenen und fortdauernden Begriffe ist (S. 87), so fallen Verstand und Urtheilskraft in so weit zusammen, als beide es mit Begriffen zu thun haben. Da aber zu den Urtheilen auch Subjektvorstellungen erforderlich sind, so umfaßt die ausgebildete Urtheilskraft mehr, als der Verstand.

Wie aus denselben Vermögen, die sich Anfangs zu sinnlichen Empfindungen und Wahrnehmungen entwickeln, der Verstand resultirt, so auch die Urtheilskraft, und wie in den Begriffen kein Vorstellungsinhalt liegen kann, der nicht schon in den Grundvorstellungen derselben enthalten wäre, so gilt solches nicht minder von den Urtheilen (vergl. S. 36).

---

*) Wir haben noch keine Erklärung (Definition) vom Urtheile gegeben, die auf alle Arten der Urtheile paßt. Sie muß so lauten: Ein Urtheil ist die Beziehung eines Begriffes auf ein anderes Seelengebilde, um entweder dessen Inhalt aufzuklären, oder es in Hinsicht seiner Stellung zu anderen näher zu bestimmen.

§. 23.

Die verschiedenen Bedeutungen des Wortes „Denken".

Wird auch alles Denken in Urtheilen ausgesprochen, so ist es doch nicht bloß ein Urtheilen, sondern es tritt auch noch in anderen Formen auf. Bis jetzt haben wir deren zwei kennen gelernt: den Begriff und das aus seiner Anwendung entspringende Urtheil. Der Begriff ist die erste und einfachste Denkform, die bloß Auffassungen und das Gesetz der gegenseitigen Anziehung des Gleichartigen voraussetzt. Die Urtheile, schon zusammengesetzter, lassen sich combiniren, und hierdurch weiter verarbeiten, woraus Erklärungen, Eintheilungen, Generalisirungen (besondere und allgemeine Urtheile), Schlüsse, Beweise, Ideen ꝛc. hervorgehn. Wir werden diese höheren Denkakte im Folgenden kennen lernen. Sie alle sind nur weitere, mehr verflochtene Anwendungen der Begriffe, wie das einfache Urtheilen die erste Anwendung derselben ist, und überall fehlt das Denken in der eigentlichen, streng logischen Bedeutung dieses Wortes, wo die Begriffe mit ihrem Lichte fehlen. Denken in diesem Sinne heißt demnach: Begriffe, Urtheile, Erklärungen, Eintheilungen, besondere und allgemeine Urtheile, Schlüsse, Beweise, Ideen ꝛc. bilden. Ein neuer Inhalt des Vorstellens wird durch alle diese Denkakte nicht gewonnen, sondern von ihnen allen gilt, was wir gleich Anfangs feststellten: Denken heißt, „das mit **klarerem** Bewußtsein vorstellen, was sonst schon in uns bewußt ist, sonst schon von uns vorgestellt wird."

Woher kommt dieses sonst schon Vorgestellte?

In der menschlichen Seele finden sich außer und neben dem Denken noch mancherlei andere Vorgänge und Gebilde: Wahrnehmungen, Begehrungen, Widerstrebungen, Wollungen, Gefühle, Erinnerungen, Einbildungen, Phantasien ꝛc. Wie wir schon aus §. 1. und 2. wissen, liegen die Wahrnehmungen dem Denken voran, das Begehren (Widerstreben) und Fühlen liegt ihm gewissermaßen zur Seite und die übrigen Vorgänge, wie das Merken, Reproduciren, Unbewußtwerden, Phantasiren ꝛc. kommen an allen Seelengebilden vor, mögen sie Denkgebilde sein oder nicht. Alle diese Entwickelungen aber können, weil die Grundursache des Denkens: das Zusammenfließen des Gleichartigen — sich auf Alles in der Seele erstreckt, Begriffe aus sich erzeugen, können mit dieser ersten Form des Denkens in alle übrigen Denkformen eingehn, können aber auch mehr oder weniger ungedachte (durch kein Denken aufgeklärte) Akte bleiben. Sie verarbeiten sich dann bloß zu Gruppen und Reihen (§. 9.), die im Bewußtsein kommen und gehen, wie die ihnen entsprechenden Gegenstände es veranlassen, und der Sprachgebrauch des gewöhnlichen Lebens hat größtentheils bloß den Ablauf solcher objectivbegründeten Gruppen und Reihen im Sinne, wenn er vom Denken redet. Hier fehlt also das eigentlich Logische, das Begriffliche, mehr oder weniger; es sind nur die aufgefaßten und combinirten Grundlagen desselben gemeint, und Denken in diesem Sinne heißt daher: bestimmten Objecten entsprechende Gruppen und Reihen von Seelengebilden sich im Bewußtsein vergegenwärtigen.

Dahin gehören die bekannten Redensarten: denke dir einen Berg = reproducire dir die Anschauung von einem Berge; denke an dein Versprechen = erinnere dich an dein Versprechen; das hätte ich nicht gedacht = vermuthet, erwartet, d. h. in Voraus mir vorgestellt; erdenke dir eine Geschichte = setze durch Phantasiethätigkeit eine Geschichte aus dir bekannten Vorstellungen von Begebenheiten zusammen; was denkst du von ihm? = welche Einbildungsvorstellungen machst du dir von ihm hinsichtlich seiner Talente oder seiner Gesinnungs- und Handlungsweise? er denkt auf Schaden = er will schaden, ich gedenke morgen zu verreisen = ich will morgen verreisen; anders denken, als handeln = anders gesinnt sein, (d. i. fühlen) als handeln; Carl dachte redlicher als der wilde Ferdinand = Carl fühlte und handelte redlicher, als d. w. F.*) U. s. w.

*) Man ersieht hieraus, daß im gemeinen Leben gar Manches ein Denken genannt wird, was keins ist, indem man das Gedachte (das, worüber gedacht wird) mit dem Denken selbst verwechselt. Nur der aufklärende Begriff ist jedesmal der Denker, alles Uebrige ist Grundlage dazu, möchte es auch vorher selber durch Denken entstanden sein, wie z. B. wenn ein niederer Begriff durch einen höhern beleuchtet wird (Zufriedenheit ist eine Seelenstimmung ꝛc.). „Der Mensch lernt denken, das Thier nicht", weil es keine Begriffe zu erzeugen vermag. Denken oder Verstand kann man indeß dem Thiere insoweit zusprechen, als es allerdings auch Gruppen und Reihen von Seelengebilden in sich zu re-

In der ausgebildeten menschlichen Seele finden wir die Grundlagen des Denkens und das Aufgeklärtsein derselben durch Begriffe (das logische Denken) beständig beisammen: sie denkt jederzeit über Etwas, und es fragt sich dann bloß noch, ob dieses Etwas (die Grundlage) ein Gegenstand der Wirklichkeit (ein Reelles) ist, oder nicht. Im erstern Falle wird das Denken zum Erkennen, im letztern bleibt es ein bloßes Denken, ein ideeller Akt, der es lediglich mit der Ausbildung der Vorstellungen zu thun hat. So kann der Dichter über die Personen, Begebenheiten ꝛc. denken, die er in seinem Gedichte darstellt, und es bleibt trotz dem Alles unwirklich, bloß eingebildet; eben so der Maler, der Tonsetzer, der Baumeister ꝛc. über die Gegenstände seiner Kunst, bevor er sie ausführt. Selbst der Philosoph kann ein ganzes System aus bloß innerlich gebildeten Vorstellungen aufbauen, kann es bis zu den höchsten Abstractionen eben so klar denken und vollkommen symmetrisch anordnen, als ob er es aus der Wirklichkeit entlehnt hätte, aber dadurch allein bekommt es noch keine objective Giltigkeit. Vermöge des bloßen Denkens können wir Erdichtetes nicht vom Reellen unterscheiden; wir müssen zu dem, was wir im Denken verarbeiten, also zu den Grundlagen oder Grundverhältnissen, zur Erfahrung zurückgehn, wenn wir uns nicht in endlose Irrthümer verstricken wollen. Denn (dieser das bloße Denken betreffende Satz bleibt unumstößlich wahr:) denken kann man auch das, was gar nicht existirt, und was existirt, kann man anders denken, als es existirt; mithin ist mit dem bloßen Denken in Sachen der Wahrheit Nichts ausgerichtet. Vergl. die Anmerk. S. 115. *)

Sonach ergiebt sich, daß zwei Hauptbedeutungen des Wortes „denken" zu unterscheiden sind: eine wissenschaftliche

---

produciren vermag, was aber kein Denken im eigentlichen, logischen Sinne des Worts ist.

Daß die oben erwähnten Reproductionen, Erinnerungen, Vermuthungen und Phantasiethätigkeiten zu dem gehören, was man Einbildungsvorstellungen nennt, ist wohl überflüssig zu bemerken.

*) Daher die bekannte Redensart: „Gewiß weiß ich's nicht, ich denke mir's nur."

und eine mehr dem gewöhnlichen Leben angehörige. Die letztere ist bereits angegeben.

Die wissenschaftliche zerfällt wieder in eine engere (eigentliche) und eine weitere. Im engern Sinne heißt hier denken: eine Seelenthätigkeit durch Begriffe aufklären, ohne Rücksicht darauf, ob damit etwas Wirkliches oder etwas bloß Eingebildetes klar gemacht ist (bloßes Denken). Im weitern Sinne ist dagegen das Denken die Aufklärung der **als Wirkliches** aufgefaßten Grundlagen des Denkens, wodurch das Denken zum Erkennen wird. Man könnte dies die volle Bedeutung des Wortes „denken" nennen.

Da das Denken in der eigentlichen Bedeutung ein rein analytischer Akt ist, mag es in dieser oder jener Form auftreten (s. §. 17.), so kann das viele Zusammengesetzte, was wir in uns tragen, nur aus den Grundlagen des Denkens stammen, und wir nennen sie darum synthetische Grundlagen des Denkens (s. S. 111 ff.). Zu ihnen müssen wir jetzt fortgehn.

Drittes Kapitel.

Von den synthetischen Grundlagen des Denkens.

§. 24.

Allgemeines über diese Grundlagen.

Die Grundlagen oder Grundverhältnisse des Denkens sind in den bisherigen Bearbeitungen der Logik noch wenig zu ihrem Rechte gekommen. Theils hat man sie gar nicht beachtet, sondern mit dem Denken zusammengeworfen, theils ist die versuchte gesonderte Behandlung derselben eine noch viel zu allgemeine und unbestimmte gewesen. Man wußte nicht vollkommen, was dahin zu rechnen sei, was nicht, und es kann diese Ungewißheit auch gar nicht Wunder nehmen, da das Wesen der menschlichen Seele, in welcher das Denken vorgeht, zeither noch viel zu sehr im Dunkeln lag, als daß man die Denkthätigkeiten von den übrigen Thätigkeiten derselben hätte genau unterscheiden können. Das Alles ist erst in neuerer Zeit durch Beneke besser geworden; durch seine Entdeckungen hat sich klar herausgestellt, was vor und neben dem Denken in der Seele vorkommt, wie es sich also zu diesem verhält, und wenn wir daher sagen:

Unter den Grundlagen des Denkens verstehn wir alles Das, was in der Entwickelung der menschlichen Seele von der einfachsten sinnlichen Empfindung an bis zu dem Denken hin, also vor und neben demselben, erzeugt und dann von dem Denken aufgenommen und verarbeitet wird, so können wir Alles, was dieser Satz enthält, speciell darlegen und das Eine von dem Andern scharf abgrenzen.

Jede Grundlage kann daher mit ihren eigenthümlichen Verhältnissen in voller Besonderheit erkannt werden.

Dabei wird sich klar herausstellen, daß diese Denkgrundlagen wichtiger sind, als das logische Denken selbst, und daß darum Nichts tiefer in Irrthümer führen müsse, als ihr ungehöriges Ineinanderwerfen und Vermengen. Es ist nicht möglich, in der wahren Bildung vorwärts zu kommen, wenn nicht vor Allem das, was unserem begrifflichen Denken zum Grunde liegt, genau gesondert und der objektiven Wirklichkeit gemäß festgestellt worden ist, und hierin bleibt unserem Zeitalter noch viel zu thun übrig, so manche Vorurtheile übrigens auch gegen sonst geschwunden sein mögen.

Natürlich können wir diese Denkgrundlagen nur vom logischen Standpunkte aus betrachten, so sehr man auch finden wird, daß sie in das Gebiet der Metaphysik hinübergreifen. Wer sie von der metaphysischen Seite genauer kennen lernen will, dem bietet sich hierzu Beneke's „System der Metaphysik und Religionsphilosophie, aus den natürlichen Grundverhältnissen des menschlichen Geistes abgeleitet (Berlin, bei Ferdinand Dümmler 1840)", als ein trefflicher Führer dar. Nur einiges Metaphysische wollen wir weiter unten bei einem besonders wichtigen Punkte einfließen lassen. Wir haben genug zu thun, wenn wir hier nur die Eigenthümlichkeiten darlegen, welche bei jeder dieser Grundlagen sich finden, so wie namentlich die Schwierigkeiten, welche sie für die Verarbeitung im Denken darbieten. Besonders dürfte zu zeigen sein, auf welche Weise sich die Irrungen am sichersten vermeiden lassen, welche bezüglich dieser Grundlagen leicht und häufig eintreten, und es darf darum an bestimmten Vorschriften hierzu nicht fehlen. Indem wir uns anschicken, diese Aufgabe zu lösen, theilen wir zunächst das Ganze, um das sich's hier handelt, in folgende vier Stücke.

Es zerfallen nämlich die Denkgrundlagen in solche, welche a) der Außenwelt angehören, also durch sinnliche Auffassung erworben werden; welche b) der Innenwelt zugehören, mithin nur durch innere Auffassung, durch das Selbstbewußtsein zu gewinnen sind; welche c) beiden Welten gemeinsam sich zeigen, weil Aeußeres und Inneres in manchen Punkten übereinkommen, wozu

d) noch das Verhältniß des Vorstellens zum Sein tritt, das zwar unter die eben bezeichnete dritte Klasse mit befaßt werden könnte, das aber doch manche Eigenthümlichkeiten hat, die eine gesonderte Betrachtung verdienen.

Das Denken erzeugt alle diese Grundlagen nicht; es findet sie vor und kann sie nur zu höherer Klarheit, Bestimmtheit und Fruchtbarkeit ausbilden. Dies geschieht eben, wie schon der vorige §. bemerkt hat, dadurch, daß das Zusammenfließen des Gleichartigen sie zu Begriffen erhebt, die ihnen dann freilich meist so innig anhaften, daß, wer in der innern Beobachtung nicht geübt ist, zwischen diesen und den Grundlagen schwer unterscheiden kann (vergl. S. 40), weil so leicht der Schein entsteht, der aufklärende (denkende) Begriff allein, und Nichts weiter, sei da. Eben so wird die Erkennung der Grundlagen für Tausende dadurch erschwert, daß diese Grundlagen das Alleinige sind, was sie besitzen, indem sie es zur begrifflichen Ausbildung derselben noch nicht gebracht haben, und doch denken auch sie scheinbar, wie der eigentliche Denker, weil die objectiv-begründeten Seelenakte in ihrem Bewußtsein, den erregenden Gegenständen gemäß, hinter einander ablaufen (s. den vorigen §.). Diesem im Sinne des gewöhnlichen Lebens gehandhabten Denken fehlt aber die Klarheit, Bestimmtheit und Fruchtbarkeit, die nur das logische Denken hinzugeben kann, und der geübte Beobachter erkennt es daher leicht für das, was es ist, für die bloße Handhabung der synthetischen Grundlagen des Denkens. In ihnen ist allerdings der eigentliche Kern der Geistesthätigkeit enthalten. — Was mehr über dieses Ineinanderfließen des eigentlichen Denkens und der Denkgrundlagen zu sagen ist, soll passender unten §. 39. zur Sprache kommen. Das Folgende muß die Letztern nun einzeln vorführen.

§. 25.

Grundlagen des auf die Außenwelt sich beziehenden Denkens.

(Natur der sinnlichen Erkenntniß.)

Unsere Vorstellungen von der Außenwelt sind nicht nur äußerst zahlreich, sondern, da die Dinge so mannigfaltige sind, und von verschiedenen Sinnen aufgefaßt werden, auch höchst verschieden. Vermöge dessen tritt uns hier eine große Anzahl von Grundverhältnissen entgegen. Jeder Sinn faßt die Dinge von einer andern Seite auf, nimmt andere Qualitäten derselben wahr, und diese elementarischen Auffassungen treten bei jedem in eigenthümliche Verbindungen und Beziehungen. Wie verschieden sind z. B. das Leuchtende, das Tönende, das Duftende ꝛc.! Während das Erste nur vom Gesichtssinn aufgefaßt wird, nimmt das Zweite nur der Gehörsinn, das Dritte nur der Geruchsinn wahr; das Harte, Weiche ꝛc. empfindet nur der Tastsinn, das Bittere, Salzige u. s. f. nur der Geschmackssinn, das Schwere, Leichte ꝛc. nur der Muskelsinn, das Tobrige, Warme, Kalte ꝛc. nur der Vitalsinn. Sieht man auf die Verbindungen, welche diese elementarischen Auffassungen mit einander eingehn, so begegnet man wieder eigenthümlichen Verschiedenheiten. Was der Gesichts- und Tastsinn auffassen, zeigt sich immer mit der Qualität der räumlichen Ausdehnung verbunden, wogegen die Töne ꝛc., die Düfte, die Empfindungen des Geschmacks- und Vitalsinnes niemals als lang, breit, dick, rund ꝛc. erscheinen. Eben so verbindet sich das Farbige nur mit dem Sichtbaren *); farbige Klänge, Gerüche, Geschmäcke ꝛc. kommen nie vor, wie denn auch das Harte, Weiche, Rauche ꝛc. sich nie mit Tönen, mit Düften u. s. f. in Verbindung setzt. Und was wären heiße, kalte Töne, Gerüche ꝛc.? Gleich eigenthümlich sind daher auch die Beziehungen, die zwischen diesen Qualitäten bei jedem Sinne sich darstellen. Das räumlich-Lange bezieht sich wohl (deutet hin) auf das Breite, Hohe, Dicke ꝛc., aber nie ohne, Weiteres auf das Süße, Duftende, Warme ꝛc. Das Schwere (Lastende) steht wohl in Beziehung zum Leichten, aber nicht sofort zum Heißen, Klingenden, Duftenden u. s. f. Keine Qualität des von einem Sinne Aufgefaßten weist daher in Voraus hin auf die Qualitäten des von einem andern Sinne Aufgefaßten; es muß vielmehr jede Qualität besonders von dem Sinne aufgefaßt werden, durch dessen Natur und Mitwirkung sie bedingt ist, und es ist unmöglich, den Mangel solcher unmittelbaren Auffassung durch Denken

*) Wenn die Blinden, wie man sagt, durch den Tastsinn die Farben unterscheiden, so sind nur die Färbestoffe gemeint.

zu ersetzen. — Von allen diesen so überaus mannigfaltigen Verhältnissen aber besitzt nur Eine Klasse die Bestimmtheit, Beharrungskraft und Allgemeingleichheit des Vorstellens, welche für die Verarbeitung zu strengen Erkenntnissen erforderlich sind. Dies sind die Verhältnisse der räumlichen Ausdehnung, wie sie in der Geometrie auftreten, wo sie in voller Reinheit und Schärfe, mit Beseitigung alles unwesentlichen Beiwerkes, zur Darstellung kommen, und es ist daher kein Wunder, daß die Geometrie (eben so wie die Arithmetik) von jeher freier geblieben ist von Irrthümern und Streitigkeiten, als irgend welche andere Wissenschaften.

Bekanntlich beziehen sich die geometrischen Sätze theils auf Größen des Raumes (Gleichheit, Größer- und Kleiner-sein, das Doppelte, das Dreifache ꝛc.), theils auf eigenthümliche Raumverhältnisse (daß zwischen zwei Punkten nur Eine gerade Linie möglich ist, daß zwei gerade Linien keinen Raum einschließen ꝛc.), während die Arithmetik (als der zweite Haupttheil der Mathematik) es zwar auch mit Größen, aber nicht des Raumes, sondern mit solchen zu thun hat, die ganz allgemeiner Art sind und sich daher über die räumlichen und sonstigen Größen noch erheben. Wir sprechen hierüber sogleich mehr.

Jetzt fragt es sich vor Allem, ob die mathematischen Urtheile analytische oder synthetische seien. Man hat hierüber vielfach gestritten, und es scheint kein Grund vorhanden zu sein, warum wir, da in allen Urtheilen die Analysis das Grundwesentliche ist, uns nicht sofort auf die Seite Derjenigen stellen sollten, welche z. B. den Satz: 7 und 5 ist 12 — für ein analytisches Urtheil erklären. Allein man täusche sich nicht! Beim analytischen Urtheile muß das Prädikat allemal als ein allgemeineres Vorstellen im Subjekte liegen, d. h. als ein Begriff, wodurch das Subjekt wirklich aufgeklärt, nicht bloß in anderer Form wiederholt wird (s. S. 88). Nun ist aber das Subjekt 7 und 5 bereits so allgemein als das Prädikat 12; die Zahl 12 ist nur ein kürzerer Ausdruck für 7 und 5, und es findet demnach hier durchaus nicht das Verhältniß Statt, wie in dem Urtheile: die Spinne ist ein Thier, oder: die Elbe ist ein Strom; vielmehr ist im Subjekte wie im Prädikate die Eins nur 12 mal zu sich selbst gethan, also synthetisch verbunden, und auf diese

Weise entstehen alle arithmetischen, wie alle geometrischen Urtheile. Sie verdanken ihr Dasein nicht Analysen, sondern Synthesen, und wir müssen sie darum synthetische Urtheile nennen. Ja streng genommen sind es gar keine Urtheile, es sind nur Combinationen dessen, was sonst den Urtheilen zum Grunde liegt, indem entweder Anschauungen des Räumlichen verbunden werden, z. B. in dem Satze: die drei Winkel in jedem Dreiecke sind zusammengenommen gleich 2 rechten, oder indem solche abstracte Größen verglichen, zu oder von einander genommen werden, die sich immerdar als das Einfache, Zweifache, Dreifache ꝛc. eines angenommenen Grundmaßes darstellen, z. B. 3 mal 9 ist 27. *) Das Grundmaß für die 27 ist hier, wie man sieht, die 9, welche 3 mal zu sich selbst gesetzt ist.

Sonach erhellet, daß hier der Grundsatz der Identität (s. S. 96), nach welchem auch diese Urtheile (wir wollen den Ausdruck „Urtheil" keineswegs von diesen Combinationen verbannt wissen) gebildet sind, eine ganz andere Anwendung gefunden hat, als bei den eigentlichen logischen Urtheilen. Subjekt und Prädikat sind hier nämlich nur identisch nach den Grundlagen des Logischen, nicht nach dem Gesetz des analytischen Denkens, welches verlangt, daß das Prädikat ein Stück des Subjektes in Form eines höhern Begriffes sein müsse; das Denken (Urtheilen) hat hier gleichsam nur das Zusehn, besorgt nur den Ausdruck, giebt dem Verbundenen eine abgerundetere, klarere, bestimmtere Fassung in Worten. Die sämmtlichen mathematischen Erkenntnisse kommen vor den Urtheilen zu Stande, werden nicht erst durch das Urtheilen erzeugt, und wo dabei Schwierigkeiten zu überwinden, Irrthümer zu beseitigen und zu verbessern sind, muß

*) „Nirgends wird in der Mathematik ein Beweis dadurch geführt, daß man Begriffe zergliederte oder Begriffe durch Gruppirung gleichartiger Vorstellungen erzeugte, oder Begriffe in Urtheilen auf einander bezöge ꝛc.: kurz, die eigentlichen logischen Verhältnisse sind aus allen mathematischen Beweisen so gut wie gänzlich ausgeschlossen. Das Einzige, was davon angetroffen wird, findet sich gerade in der sogenanten Anschauungslehre: indem man die Schüler übt, die Merkmale der ihnen vorgelegten Flächen und Körper vollständig anzugeben, und indem man aus concreten Anschauungen den abstracten Begriff (oder eigentlich doch nur die abstracte Anschauung) der Zahlenverhältnisse hervorbildet." Beneke in s. Erziehungs- und Unterrichtslehre Th. II. S. 372, zweite Aufl.

man sich an die Grundlagen des Logischen halten; nur aus der Natur dieser, nicht aus dem begrifflichen Denken heraus läßt sich das Rechte bestimmen. *)

*) Auch die sogenannten Zahlenbegriffe kommen nicht auf dieselbe Weise zu Stande, wie die eigentlichen Begriffe, worauf schon die vorige Anmerkung hingedeutet hat. Man gruppire gleichartige Anschauungen von Menschen, Bäumen, Häusern, Fischen ꝛc. zusammen, wie man will, daraus können und werden wohl die Begriffe: Mensch, Baum, Haus, Fisch ꝛc. hervorgehn, nie aber die Vorstellungen: Zwei, Drei, Vier, Zehn ꝛc., und noch weniger gewinnt man dadurch die Vorstellungen von den Bruchzahlen. Lediglich dadurch, daß man die Eins immer mit sich selbst zusammensetzt, erwachsen die bestimmten Combinationen, die wir mit den Zahlwörtern: Fünf, Neun ꝛc. bezeichnen, und mit den Brüchen verhält es sich eben so. $\frac{7}{8}$ setzt eine Einheit voraus, welche der 8te Theil der 1, des Ganzen, ist, und diese kleinere Einheit konnte nur durch siebenmalige Combination mit sich selbst den Bruch $\frac{7}{8}$ geben. Kein Wunder daher, daß Kinder oft nicht Einen Zahlenbegriff mitbringen, wenn sie in die Schule eintreten, während sie die alltäglichen Begriffe des Lebens alle besitzen, dieselben ohne Unterricht und Anweisung erworben haben. Unter den bestimmten Zahlen ist nur eine einzige, die ein eigentlicher Begriff ist, das ist die Eins (die Einheit); nur diese kann durch Ausscheidung oder Abstraction aus Anschauungen gewonnen werden, wie die wirklichen Begriffe, weil jeder der verschiedenen Gegenstände Einer ist (§. 7.), und so verhält es sich auch mit den unbestimmten Zahlen: viel, wenig, etliche, manche ꝛc. Denn wie oft begegnen uns größere und kleinere Gruppen der Dinge, aus deren Anschauung sich diese unbestimmten Zahlen abstrahiren lassen. Nehmen wir also die Eins und die unbestimmten Zahlgrößen aus, so sind alle Zahlen nur Combinationen der gleichen Einheit, keine eigentlichen Begriffe. So lange daher Kindern nicht Gelegenheit geboten wird, die Eins mit sich selbst zusammenzusetzen, wissen sie nicht, was sie bei den Zahlwörtern Bestimmtes denken sollen, und die neuere Pädagogik hat eben darin einen der größten Fortschrite gethan, daß sie diese Zusammensetzung durch Mittel zu unterstützen gelernt hat, welche immer nur die simple Eins repräsentiren (Punkte, Striche ꝛc.). Größere Gegenstände taugen zu solchen Anschauungsmitteln nicht; sie sind zu sehr zusammengesetzt und lenken darum das Bewußtsein auf zu Vieles und zu Verschiedenes zugleich hin. Inwiefern allerdings der Lernende auch von jenen Anschauungsmitteln noch abstrahiren, von ihren Qualitäten absehn muß und nur ihr Wiederholtgegebensein denken darf, insofern können die Zahlen auch Abstractionen heißen; aber es leuchtet ein, daß die sonstigen Begriffe von ihnen sehr verschieden sind. — Kann man die Zahlen auch aus dem gewinnen, was in unserem Innern vorgeht? Gewiß; nur fangen Kinder damit nicht an. S. die folg. Anmerk.

Was nun speciell den Begriff der Größe anlangt, so unterliegt ihm außer der räumlichen Ausdehnung und der Zahl noch vieles Andere: die zeitliche Ausdehnung (Dauer), die Bewegung, die Intensität der physischen Kräfte (ihre Dichtigkeit, Elasticität, electrische Spannung, ihre Neigung, mit andern Körpern gewisse Verbindungen einzugehn ꝛc.) so wie die mannigfachen Momente, welche sich uns an den psychischen Entwickelungen kund geben: ihre Stärke, ihre Reizerfülltheit und Frische, ihre Spannung, Schnelligkeit u. s. f. Dies Alles ist ja bald mehr, bald weniger „groß". Aber nur zwei Klassen von allen diesen Momenten lassen eine so genaue Ausprägung zu, daß unmittelbar durch und an ihnen selber ein Messen Statt finden kann, d. h. eine vollkommen genaue Vergleichung (Verhältnißbestimmung) jeder gegebenen Größe mit einer solchen, die als gemeinsame Einheit, oder als Maßstab angenommen ist. Dies sind die räumlichen und die allgemeinen (in Zahlen oder Symbolen [z. B. Buchstaben] ausgedrückten) Größen. *) Für alle übrigen kann eine solche Verhältnißbestimmung nur mittelbar ge-

*) Zahlen und Symbole passen auf alle Größen, welcher Art diese auch sein mögen, mithin sind Zahlen und Symbole die allgemeinsten Größen.

Wir werden weiter unten von denjenigen Denkgrundlagen sprechen, welche der Außen-, und Innenwelt gemeinsam sind. Wie das oben im Texte Angegebene bereits zeigt, gehört auch die Zahl und die Größe zu diesem Gemeinsamen, denn die Zahl ist nur die Vielheit, das Wiederholt-gegebensein, die Aneinanderreihung dessen, was gleich oder identisch ist, wenigstens als solches betrachtet und gesetzt wird, und dergleichen kommt nicht nur bei der Außen-, sondern auch bei der Innenwelt sehr vieles vor (Erinnerungen, Begehrungen, Urtheile ꝛc). Hiervon ist die „Zahl" abstrahirt (s. die vorige Anmerk.), und auch die „Größe" ist eine solche Abstraction aus geistigen und materillen Objecten, nur in noch höherer Potenz, indem sie bloß ein Gradverhältniß in sich abspiegelt, also eine bestimmte Menge ausschließt.

Die einzelnen Zahlen, mögen sie größer oder kleiner sein, verändern sich eben so wenig, als die einzelnen Raumgrößen; denn die 3 bleibt 3, die 12 bleibt 12, die 90 bleibt 90, der rechte Winkel bleibt ein rechter Winkel, das Quadrat bleibt ein Quadrat ꝛc., ich mag sie noch so viel mal zu einander hinzu-, oder von einander wegthun. Diesem Umstande allein verdanken die Arithmetik und die Geometrie ihre ausnehmende Sicherheit. Jede dieser Größen kann einen sich immer gleichbleibenden Maßstab für eine reiche Gesammtheit von arithmetischen und geometrischen Erscheinungen abgeben.

wonnen werden, d. h. so, daß wir ihnen jene beiden Gattungen von Größen als parallele unterlegen, durch diese hindurch jene genaue Vergleichung vermitteln. Man nehme etwa die Zeitdauer. Allerdings können wir schon ohne Weiteres sagen: dieser Zeitraum ist länger, dieser kürzer, indem wir die Zeiten, welche über zwei Ereignissen verflossen sind, unmittelbar mit einander vergleichen. Aber dieselben genau für das Neunfache, für das Fünffache, für die Hälfte, für das Zehntel ꝛc. zu erklären, dazu reicht die unmittelbare Vergleichung nicht aus. Was thun wir nun? Wir nehmen unsere Uhren zu Hilfe, an welchen die Zeit durch parallele Raumbestimmungen abgemessen und überdies noch durch hinzutretende Zahlen genauer festgestellt wird, also durch die vorher bezeichneten beiden Klassen von Größen hindurch. Eben so mit der Bewegung. Unmittelbar können wir nur ungefähr die größere und geringere Schnelligkeit derselben bestimmen; verlangen wir eine volle Genauigkeit, so müssen wir die durchmessenen Räume mit den darüber verflossenen Zeiten vergleichen, und da diese wieder auf Raum- und Zahlengrößen zurückkommen, so müssen wir uns eben wieder auf diese stützen. Nicht anders verhält es sich mit der Wärme, der Electricität, dem Dampfe ꝛc., wie alle Gattungen von Thermometern, Electrometern, Dampfmessern ꝛc. zeigen, ferner mit der Perspective, den Farbenabstufungen, den Tonfolgen. Die drei letzteren Gegenstände lassen allerdings schon unmittelbar eine ziemlich genaue Vergleichung ihrer Größen zu, werden indeß zu wissenschaftlich genauer Behandlung erst durch Hinzunahme paralleler Raum- und Zahlenbestimmungen geschickt. Auch die vorher bezeichneten Momente der Seelenvorgänge, so wie die ihnen verwandten, vermag Niemand ihrer Größe nach unmittelbar durch sich selber genau zu bestimmen. Die mannigfachen Grade der Reizerfüllung und Frische, der Kräftigkeit, Lebendigkeit, der Gespanntheit ꝛc. sind wir allerdings im Stande sehr wohl zu unterscheiden und bestimmt auf ihre Gründe zurückzuführen; allein wer vermag es, diese Verschiedenheiten an einer von ihnen selbst hergenommenen gemeinsamen Grundeinheit (an einem sich gleichbleibenden psychischen Maßstabe) mit aller Schärfe gegen einander abzustufen? Auch ist es zur Zeit noch nicht gelungen, sie mit Raum- und Zahlgrößen in die geeignete Parallele zu stellen,

und so müssen wir wenigstens bis jetzt darauf verzichten, uns an ihre Messung und Berechnung zu wagen. Was Herbart in dieser Beziehung versucht hat, wird von der innern Erfahrung (und diese allein kann hier entscheiden) durchaus nicht bestätiget.

Die großen Vorzüge, welche die Raum- und Zahlgrößen besitzen, sind indeß vielfach zu hoch angeschlagen worden und man hat sich in Folge davon in eine Menge Vorurtheile verstricken lassen, vor welchen nicht ernstlich genug gewarnt werden kann. Es sei verstattet, auf diese Vorurtheile noch besonders hinzuweisen, und zu dem Ende Folgendes vorauszuschicken.

Da unsere Vorstellungen vom Räumlich-Ausgedehnten wegen ihrer größern Stärke, Klarheit und Bestimmtheit auch mit einer größern Stätigkeit sich im Bewußtsein behaupten, so werden sie hierdurch zu Centralvorstellungen für unser gesammtes übriges Vorstellen. Sie sind die regelnden Mittelpunkte, um welche herum wir alle andern Vorstellungen ansammeln, indem wir letztere auf jene beziehen und nicht eher zufrieden sind, als bis wir Vorstellungen des Räumlichen zu dem hinzugefunden haben, was sich sonst für unser Wahrnehmen und Empfinden darbietet. So schon im gewöhnlichen Leben. Einen uns unbekannten Redner zu hören genügt uns nicht, wir wollen ihn auch sehen; den Geruch einer lieblich duftenden Blume glauben wir nur halb zu genießen, wenn uns ihr Anblick entzogen ist, und wir suchen sie daher begierig mit den Augen auf. Vernehmen wir hinter Gebüschen das Klappern einer Mühle, so sehn wir in unserm Innern sofort die sich bewegenden Räder dazu, und es machen sich diese Raumvorstellungen weit sicherer, klarer und mit stärkerem Andrängen geltend, als sich beim Anblick der stillstehenden Räder die Vorstellungen von ihrem Geräusch dazu reproduciren würden, u. s. f.

Noch mehr treffen wir dies Alles in der Wissenschaft an. Schon der Reichthum der Centralvorstellungen ist hier außerordentlich. Von der Gesammtheit unserer Kenntnisse, die der Außenwelt zugehören, erstrecken sich wenigstens neunzehn Zwanzigstel auf das im Raume Sichtbare, und ein Zwanzigstel etwa zeigt sich auf die übrigen Sinne vertheilt, während doch das, was es in der Welt zu riechen, zu schmecken ꝛc. giebt, ziemlich eben so viel Verschiedenheiten

an sich tragen möchte, als das für den Gesichtssinn Vorhandene. Wie sehr muß also das Sichtbare, das immer in räumlicher Ausdehnung sich darstellt, das Uebergewicht behaupten über das sonst von uns Vorgestellte; wie sehr wird sich Letzteres an Jenes anzulehnen und sich dessen Vollkommenheit zu Gute kommen zu lassen geneigt sein! Geschah es nicht aus diesem Grunde, daß z. B. Chladni die Töne in Klangfiguren darstellte und so das Unsichtbare auf Räumlich-Sichtbares zurückführte?

Indem sich nun auf diese Weise Alles mit dem Räumlichen in Verbindung setzt, entsteht unvermeidlich der Schein, als ob Alles im Raume existirte, als ob die räumliche Ausdehnung diejenige Qualität wäre, welche die Grundlage, das Substantielle bildete für Alles, was wir sonst noch von der Welt wahrnehmen.

Allein man vergesse nicht, daß nur die Einrichtung unseres Gesichtssinnes den Vorstellungen vom Räumlichen eine Vollkommenheit aufdrückt, welche den Vorstellungen der übrigen Sinne ebenfalls eigen sein würde, wenn nur diese letzteren dasselbe Maß von Kräftigkeit besäßen, welches den Urvermögen des Gesichtssinnes beiwohnt. In Folge dieser höhern Kräftigkeit nämlich fassen wir das Gesehene vollkommener auf, eignen wir die Lichteindrücke inniger an und halten sie dauernder fest; es sammeln sich also vollkommnere Spuren und in größerer Anzahl von den vollzogenen Auffassungen an, und indem diese Spuren zu den spätern gleichen Auffassungen hinzufließen, gestalten sich diese stärker, klarer, bestimmter. Die so erworbenen Vorstellungen kehren dann auch rein innerlich mit einem viel vollkommneren Bewußtsein zurück (als Reproductionen), halten sicherer und stätiger im Bewußtsein Stand, und somit müssen die Vorstellungen der niederen Sinne, bei welchen alle diese Vorzüge, in Folge der weit schwächern Urvermögen, wegfallen, gegen die Gesichtsvorstellungen bei weitem zurückstehn. Man denke sich dagegen z. B. den Geruchsinn in der Vollkommenheit des Gesichtssinnes und diesen seiner Vorzüge beraubt, so würden und müßten uns die riechbaren Qualitäten der Dinge als das Bleibendere, Substantiellere, erscheinen; die räumliche Ausdehnung würde uns dann eben so wenig bedeutsam vorkommen, als uns jetzt die Düfte wesentlich erscheinen; statt daß uns gegenwärtig Alles im Raume zu existiren scheint, würden wir dann meinen, es existire Alles in Duftform, aber die eine wie die andere Annahme wäre nicht objectiv (in den Dingen), sondern bloß subjectiv (in unseren auffassenden Vermögen) begründet.

Was folgt daraus? Wir dürfen das subjectiv Vorzüglichere nicht ohne Weiteres zum objectiv Vorzüglicheren stempeln, dürfen nicht den Dingen als Vollkommenheit zuschreiben, was nur ein Product unserer Vermögenbeschaffenheit ist. Allerdings scheint die räumliche Ausdehnung der Dinge mehr Realität, mehr Beständigkeit, mehr Wahrheit zu haben, als das, wodurch sie Klänge, Düfte, Geschmacksempfindungen ꝛc. für uns veranlassen; allein wo sind die sichtbaren Dinge, die nicht mit der Zeit sich auflösten und für unser Auge verschwänden? Wo bleibt da ihre angeblich größere Realität und Substantialität? Die Räumlichkeit derselben kann jedoch nicht bloßer Schein sein, wie Manche behauptet haben, es muß ihr etwas in den Dingen entsprechen, weil das gar nicht Existirende auch in keiner Weise sich uns ankündigen könnte; gewiß mit Unrecht aber hält man die hörbaren, schmeckbaren, riechbaren ꝛc. Qualitäten des Seienden für kaum halb so substantiell, als das Sichtbare; es können vielmehr nur unsere Sinne Schuld sein, daß die genannten Eigenschaften der Dinge einen so verschiedenen Rang einzunehmen scheinen, während in Wirklichkeit Alles, was wir sinnlich auffassen, den gleichen Grad der Substantialität besitzen dürfte. *)

*) Genauer und tiefer auf dieses Thema einzugehen, ist nicht Sache der Logik, sondern der Metaphysik und der Naturphilosophie. Es sei hier bloß nochmals daran erinnert, daß das Räumliche, außer vom Gesichtssinn, auch noch vom Tastsinn aufgefaßt wird, sonst aber von keinem Sinne. Was wir z. B. hören, klingt nicht räumlich lang, hoch, tief, stark, schwach, dünn ꝛc., obgleich wir von hohen, tiefen, dünnen, starken ꝛc. Tönen (bildlich) sprechen, und die entfernten Töne werden eben so, wie die ganz nahen, erst im Ohre gebildet, weil außerhalb des Ohres bloß Lufterschütterung vorhanden ist, die allerdings einen Raum durchlaufen kann und muß. Eben so schmeckt und riecht nie Etwas dick, breit, lang ꝛc., wie auch das Heiße, Kalte, Todrige ꝛc. niemals als räumlich ausgedehnt vom Vitalsinne empfunden wird. Der Schein, als ob die Auffassungen aller Sinne die Räumlichkeit als inneres Merkmal in sich trügen, entsteht bloß dadurch, daß, wie angegeben, die Vorstellungen des Centralsinnes sich zu Allem hinzudrängen, mit allen übrigen

Noch viel weniger darf man in die Fußtapfen der Materialisten treten und sagen: die Seelenvorgänge sind Nichts, wenn sie nicht räumliche Akte sind: Akte des Gehirns und der Nerven. Unräumliches zu denken sei nicht möglich, meinen sie, und darum existire es auch nicht, weshalb Alles, was uns unser Selbstbewußtsein, unsre innere Erfahrung darstelle, auf die allein klaren und bestimmten Gesichtsanschauungen zurückgeführt und der Versuch aufgegeben werden müsse, sich das sogenannte Geistige als etwas für sich Bestehendes, dem Materiellen Entgegengesetztes zu denken. Allein erstens übersehn diese Herren ganz, daß schon die Wahrnehmungen mehrerer Sinne: des Gehör-, des Geruch-, des Geschmacks- und des Vitalsinnes — raumlose Vorstellungen sind, denen nur die sich anschließenden Gesichtsanschauungen das Gepräge des Räumlichen aufdrücken. Sodann lassen sich, zweitens, die Vorstellungen von Psychischen sogar zu noch höheren Graden der Stärke, der Klarheit, der Bestimmtheit und Stätigkeit des Bewußtseins ausbilden, als die Auffassungen vom Räumlichen, wenn man das Innere nur fleißig beobachtet. Es werden dann eben so viel, ja noch mehr Spuren von den auf das Innere gerichteten Auffassungsakten erworben, als von den auf das Aeußere gehenden, wie ja auch das Beispiel der Musiker zeigt, daß sich die raumlosen Tonvorstellungen zu noch höherer Vollkommenheit ausbilden lassen, als Tausende das Räumlich-Sichtbare vollkommen vorstellen lernen. Wie will man sich nun auf Beweise stützen, die nur etwas Zufälliges, etwas gar nicht im Wesen der Sache Begründetes enthalten? Denn nur der zufällige Umstand, daß die meisten Menschen, weil es ihre Lebensverhältnisse so mit sich bringen, mehr Räumliches als Psychisches auffassen, läßt sie mehr Spuren von jenem gewinnen, wodurch natürlich jene Auffassungen überwiegend klar und dauerhaft sich gestalten müssen. Man richte dagegen das

Vorstellungen verschmelzen. Man muß überhaupt bei den Wörtern für die Qualitäten der sinnlichen Dinge nie vergessen, daß sie häufig geborgte, übertragene sind, weil die Sprache nicht für jede derselben einen bestimmten Ausdruck hat. So sprechen wir z. B. von weichen und holprigen Tönen, trockenen und dürren Musikstücken, von frostigen Gemälden und Melodien ꝛc.

Bewußtsein so anhaltend nach innen, als nach außen, und man wird in der Selbsterkenntniß bald mehr leisten, als in der Welterkenntniß, da das rein Innere schon seiner Natur nach geistiger und darum bewußtseinklarer ist, als die Kräfte der Sinne, die nur von dem ungeistigen Aeußern angeregt werden. Daß der materielle Leib und die geistige Seele zusammen bestehn, sogar mit einander in Wechselwirkung treten, beweist allerdings, daß Materielles (Räumliches) und Geistiges etwas Gemeinsames, Verwandtes haben müssen; allein diese Verwandtschaft kann nur eine sehr entfernte sein, kann die ganz verschiedene Grundnatur beider nicht im mindesten aufheben oder nur verdecken. Denn wir mögen räumliche Größen, Farben, Verhältnisse des Gewichtes, räumliche Bewegungen ꝛc. häufen und combiniren, so viel und in welcher Art wir wollen, wir erhalten dadurch nie einen Gedanken, oder auch nur eine Annäherung zu einem Gedanken oder zu sonst einem psychischen Akte. Der Materialismus erklärt also die geistigen Erscheinungen kläglich, indem er sie aus dem Leiblichen abzuleiten versucht; denn zum Erklären gehört immer, daß das zur Erklärung Angewandte gewissermaßen in das eingehe, derselben Natur mit dem sei, was erklärt werden soll, sonst entsteht eine Erklärung, wie wenn man Bewegungen aus Farben, Thautropfen, aus Sandkörnern, Licht aus Lehmboden ꝛc. ableiten wollte. Die psychischen Entwickelungen irgendwie auf Vorstellungen des Materiellen zurückzuführen wird und muß darum in alle Zukunft eben so mißlingen, wie es zeither immer mißlungen ist.

Endlich müssen wir es noch für ein Vorurtheil erklären, wenn man meint, die Erfahrungserkenntnisse (die empirischen) würden erst dadurch, daß man Mathematik auf sie anwendet, wahrhaft gewiß, für sich selbst oder unmittelbar seien sie dies weit weniger; weshalb man nicht selten auf die „Empiriker" und ihre „Empirie" mit einem gewissen Achselzucken herabzusehn pflegt, wogegen Jedermann vor der Mathematik und ihrer Gewißheit ehrerbietig sein Haupt neigt. Als ob erst die Mathematik es zur Gewißheit machte, daß die Erde eine Kugel ist, daß sie sich um sich selbst und um die Sonne bewegt, daß durch jene Bewegung Tag und Nacht, durch diese das Jahr entsteht, daß die Luft aus Stickstoff und Sauerstoff

zusammengesetzt, die Electricität die Ursache des Gewitters, die Anziehungskraft der Erde der Grund von dem Niederfallen eines emporgeworfenen Steines ꝛc. ist! Alle Achtung vor der Unumstößlichkeit der geometrischen und arithmetischen Sätze! Aber was beide aufstellen, sind nur abstracte Formeln, hypothetische Sätze, Gleichungen, in welchen ausgesagt wird, daß, wenn sich das Eine (die Grundannahme, der eine Ausdruck der Gleichung) findet, eben deshalb auch das Andere (die Consequenz, der andere Ausdruck der Gleichung) sich finden müsse; die Frage dagegen, ob und wo sich das Eine und das Andere in der Wirklichkeit finde, kann keine Mathematik aus sich selbst beantworten. Hat die Mathematik z. B. die Formeln für die Ellypse, die Formeln für die Parabel entwickelt, so wird sie für diese Formeln eine unmittelbare Gewißheit besitzen, die Nichts erschüttern kann; aber wie vermöchte sie zu erkennen, daß jene bei der Bewegung der Planeten, diese bei den Wurfgeschützen in Anwendung kommen? Sie kann nicht einmal wissen, ob es dafür überhaupt in der ganzen Natur eine Anwendung gebe, denn wüßte sie es, warum hätte man die Fälle der Anwendung erst mühsam durch Beobachtung entdecken müssen? So nun in allem Uebrigen. Was erfahrungsmäßig gewiß ist, ist es ohne Mathematik, und ist es in den meisten Beziehungen so sehr, als die Mathematik. Die mathematischen Anschauungen und Berechnungen setzen uns nur in den Stand, die Hypothesen, welche wir für die Erklärung der Naturerscheinungen gebildet haben, mit größerer Genauigkeit an diese durch Erfahrung erkannten Erscheinungen zu halten, als es sonst würde geschehen können. Dadurch wird die Gewißheit des Vorausgesetzten allerdings verstärkt, denn Vergleichungen führen zu um so größerer Einsicht, Ueberzeugung und Zuversicht, je wiederholter und umfänglicher sie angestellt werden können und werden, und auch das Thatsächliche gewinnt dadurch an Klarheit. Aber qualitativ bleibt trotz dem die Gewißheit der Erfahrungswissenschaften dieselbe, die sie unmittelbar an sich selbst ist, nämlich eine empirische, d. i. aus Wahrnehmungen geschöpfte, auf Thatsachen gebaute, sie wird durch Hinzunahme mathematischer Wahrheiten nur qualitativ verändert, d. h. erhöht, durch Denken verstärkt, während keine Mathematik die Frage, ob und in welcher Art Etwas existire, ausmachen

oder die Existenz nur um ein Haar breit verstärken kann. Hierüber giebt allein die Beobachtung, die Erfahrung uns Menschen Bürgschaft, und es bleibt sonach dabei, daß unmittelbar die Erfahrung Nichts an Gewißheit durch die Anwendung der Mathematik gewinnt. Durch seine Berechnungen konnte Leverrier es nur höchst wahrscheinlich machen, daß noch ein Planet hinter dem Uranus existiren müsse; als wirklich nachgewiesen wurde er erst durch telescopische Beobachtung, wie denn auch schon jene Berechnungen sich auf Wirklichkeitsverhältnisse der übrigen Planeten stützten. Giebt es Seeschlangen? Unsere Mathematik, so vollkommen sie auch ist, weiß diese vielfach erörterte Frage weder zu bejahen noch zu verneinen; erst wiederholte Erfahrung wird darüber entscheiden.

§. 26.

Grundlagen des auf unser Inneres sich beziehenden Denkens.

(Natur der innern Erkenntniß.)

Auch das, was wir in uns, in unserem Selbstbewußtsein wahrnehmen, macht eine dem Denken sich darbietende Welt eigenthümlicher Dinge und Verhältnisse (geistiger) aus. Dahin gehören zunächst die Reproductionen der sinnlichen Empfindungen und Wahrnehmungen, d. h. deren Wiederbewußtwerdung von innen her. Was wir ursprünglich durch die Sinne producirt haben, verlieren wir nicht, wenn es unbewußt wird; aber daß wir es noch haben, können wir nur erkennen, wenn das in ihm pausirende Bewußtsein von Neuem auflebt. Dieses Wiederaufleben des scheinbar ganz Entschwundenen ist eine so eigenthümliche Thatsache der Innenwelt, daß ihm Nichts in der Außenwelt an die Seite gesetzt werden kann. Auch der Baum reproducirt allerdings die verlorenen Blätter, Zweige ꝛc.; der Krebs die verlorene Scheere, der Finger den verlorenen Nagel ꝛc., dies ist aber ein völliges Neuwerden, während in der Seele das einmal kräftig Entstandene gar nicht wieder zu werden braucht, sondern, wenn es von Neuem bewußt wird, hiermit bloß einen frühern Zustand, eine frühere Form erneuert. — Eine eben so eigenthümliche Erscheinung unseres Innern sind ferner die Verknüpfungen, wodurch die immer einzeln

bleibenden Seelengebilde mit anderen einen bleibenden Zusammenhalt bekommen. Der Begriff „grau" z. B. ist in meiner Seele mit hundert Dingvorstellungen verbunden, mit denen er daher zugleich bewußt wird, und wenn das Grau bei den Dingen selbst, auch wenn es völlig gleich wäre, so viel mal besonders existiren muß, als es besondere graue Dinge giebt, so thut in der Seele eine und dieselbe Vorstellung hundertfache Dienste bloß durch hundertfache Verknüpfung mit andern (m. s. hierüber **N.** §. 38. und 73.) Die Gruppen und Reihen von Vorstellungen, deren es so unendlich viele in uns giebt, könnten ohne diese Associationsfähigkeit des Einzelnen niemals zu Stande kommen, und die höchst mannigfaltigen Verhältnisse, in welche das Einzelne hierdurch zu einander tritt (man denke z. B. nur an Zeichen und Bezeichnetes, deren Verbindung wohl die zahlreichste und mannigfachste in uns ist!), müßten wegfallen. Das Denken erzeugt alle diese Erscheinungen nicht, sie haben ihren Grund in seelengesetzlichen Entwickelungen, die vor und neben dem Denken geschehen. Aber auch das durch Denken Entstandene: die Begriffe, Urtheile, Schlüsse ꝛc. — kurz: das Intellectuelle — wird zur Grundlage des Denkens, wenn das Denken Gegenstand eines neuen, darauf gerichteten Denkens wird,*) und es leuchtet ein, wie mannigfaltige Verhältnisse hier wieder auftreten müssen, da die intellectuellen (Denk-) Gebilde nicht nur unter sich sehr verschieden sind, sondern auch mit dem Nichtintellectuellen in die verschiedensten Beziehungen treten, wodurch dem höhern Denken Unterlagen von der höchsten Mannigfaltigkeit geboten werden. — Zu Denkgrundlagen werden ferner die sonst ohne Denken ablaufenden Gefühle, die Strebungen (Begehrungen, Verabscheuungen), welche namentlich dadurch so mannigfaltige Verhältnisse mit sich führen, daß die Qualitäten der Gegenstände ihnen zum Grunde liegen. Wie sich diese Strebungen schon unter sich und zum Thun höchst verschieden verhalten, so steigert sich diese Verschiedenheit noch dadurch, daß wir unsre Strebungen nicht ausführen können ohne Rücksicht auf Zwecke und Mittel, deren bunte Verhältnisse sich ihnen also ebenfalls anschließen. Was endlich die Erinnerungen und die Phantasiethätigkeiten betrifft, so haben wir in ihnen nur andere Formen desselben Grundmaterials, das bereits durch Auffassungen erworben und durch Denkthätigkeiten verarbeitet worden ist, keineswegs liegt ihnen eine besondere angeborne Erinnerungs- und Phantasiekraft zum Grunde, durch die sie jedesmal neu geschaffen würden aus neuem Material. Wer diese höchst vielgestaltigen Erscheinungen nicht genau auseinanderhält (und dies ist zeither nur zu sehr unterblieben), wird im klaren Denken über die Thatsachen der Innenwelt nicht viel leisten. Man sehe in **N.** das Nähere über die Natur der Strebungen §. 23 — 43., der Gefühle §. 44 — 69., über Zweck und Mittel §. 39., über Erinnerung und Phantasie §. 75.

*) Durch dieses wird es also nicht erzeugt, sondern es liegt ihm als fertige Grundlage vor; mithin gilt auch hier der Satz, daß die Grundlage kein Product des Denkens ist, nämlich des darauf gerichteten einzelnen Denkaktes.

Den Gefühlen müssen wir aber noch eine besondere Betrachtung zuwenden. In ihnen spiegelt sich unsere gesammte psychische Entwickelung nach allen Richtungen hin ab, denn die Gefühle sind nur das unmittelbare Bewußtsein, das wir in jedem Augenblicke unseres wachen Lebens von der Beschaffenheit der Thätigkeiten und Zustände unseres Innern haben, indem diese neben einander (gleichzeitig oder auf einander folgend) Statt finden und hierdurch gegenseitig ihre Verschiedenheit kenntlicher hervorheben. Man fühlt nur, was bewußt ist und was von anderem Bewußten sich unterscheidet. Dahin gehören, wie die vorübergehenden Steigerungen und Herabstimmungen (der Lust, des Schmerzes, der Unlust, des Ueberdrusses ꝛc.), so auch die bleibenden: die Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten der unbewußt fortdauernden Gebilde. Indem die letzteren reproducirt werden, kündigen sie durch sich selbst ihren Abstand (Unterschied) von einander von Neuem sich gegenseitig an, was man (bildlich) so ausdrücken kann: sie messen sich gegenseitig an einander in Bezug auf ihre Bildungsverschiedenheit. So werden nicht nur die niederen Seelenakte, sondern auch die höchsten nach ihrer Verschiedenheit gefühlt (sie erweisen sich als Gefühle), und wir erfahren nur hierdurch, ob sie so oder so beschaffen sind und wie weit sie mit den Normen des Sittlichen, des Rechtes, des Religiösen, des Schönen und Erhabenen ꝛc. übereinstimmen oder

nicht übereinstimmen. Wie ferner schon im gemeinen Leben die Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen, indem sie Begriffe aus sich hervorbilden (wie? hat §. 8. gezeigt), zu theoretischen und practischen Urtheilen mancherlei Art führen, so sind auch sämmtliche Urtheile in den Wissenschaften der Moral, der Rechtsphilosophie, der Religionsphilosophie und der Aesthetik auf der Grundlage von Gefühlen erzeugt, können augenscheinlich gar nicht anders erzeugt werden, und wir haben daher in diesen Urtheilen Gefühlbegriffe als Prädikate, besondere Gefühle als Subjekte der einfachen Urtheile, und wo allgemeine, höhere, umfassendere Urtheile vorkommen, sind sie aus der Zusammensetzung der Gefühle hervorgebildet. Nur durch Gefühle also kommen die genannten Wissenschaften zu Stande, und welcher Vollkommenheit der Ausbildung diese Erkenntnißgebiete sich zu erfreuen haben, hängt von dem Grade der Vollkommenheit ab, in welcher die Gefühle zu Begriffen und Urtheilen, d. h. zum Denken verarbeitet worden sind. Vergleiche §. 8.

Aber wie reimt sich das? höre ich hier fragen. „Für die Wissenschaft wird durchgängige Klarheit erfordert, für die höchsten Wissenschaften (und das sind die genannten unstreitig) also die höchste Klarheit, und die Gefühle leiden ja allesammt mehr oder weniger an Dunkelheit." Nun, antworten wir, sind denn die Vorstellungen nicht Anfangs auch dunkel? Hat das kleine Kind die klaren Vorstellungen, wie der ausgebildete Mann? Müssen die Vorstellungen (die Anschauungen, die Einbildungsvorstellungen, die Phantasien ꝛc.) nicht erst vielspurig gemacht, müssen sie nicht namentlich zu Begriffen verarbeitet werden, um ihnen die wünschenswerthe vollständige Klarheit zu geben? Wer wehrt uns denn, dies auch mit den Gefühlen zu thun? Allerdings hält es schwerer, als bei den Vorstellungen, die gleichen und ähnlichen Gefühle zusammenzubringen, und hierdurch ein Zusammenfließen ihrer einstimmigen Elemente zu Anschauungen und der ähnlichen zu Begriffen zu vermitteln; denn sie haben weniger die Stätigkeit der Vorstellungen und es ist daher kein Wunder, daß die genannten Gefühlswissenschaften sich viel später auszubilden begonnen haben, als z. B. die Logik. Trotz dem aber bleibt es sehr wohl möglich, die Gefühle zu jedem Grade der Klarheit zu erheben, wenn wir nur auf die Einleitung des Abstractionsprozesses

die rechte Sorgfalt verwenden (s. S. 56 und 57). Man gebe sich nur Mühe, die noch mit Dunkelheit behafteten Gefühle möglichst zu reproduciren oder nachzubilden; lese zu diesem Zwecke besonders die Schilderungen bei den Meistern naturgetreuer, lebendig-frischer Darstellung; lese diese vielfach hintereinander, so daß man sie in hundert und mehreren Auffassungen zu Einem Bewußtseinsakt zusammenbringt, und die Dunkelheit wird der Klarheit weichen. Zu welcher Stärke erwachsen nicht selten die Gefühle der Reue, der Scham, der Erbitterung, des Neides, der Schadenfreude ꝛc. im Menschen, wenn sie häufig wiederholt und dadurch fixirt werden! Nun ist Stärke freilich noch keine Klarheit; aber in den vielen Spuren, wodurch allein die Stärke entstehen konnte, liegen doch neben den ungleichen Elementen auch die gleichen, die zur Klarheit führen müssen, wenn sie zu einem gesonderten Bewußtsein concentrirt werden. So bei den Vorstellungen, so auch bei den Gefühlen.

„Aber," fährt man fort, „wenn dies allenfalls auch von den einfachen Gefühlen zugestanden werden könnte, so ist doch eine große Anzahl der Gefühle höchst zusammengesetzt, indem oft viele einzelne Gefühle auf einmal zusammenklingen. Hierdurch werden sie verworren, unklar, für die Auffassung in einander laufend, und diese Unklarheit ist viel mißlicher, als die bloße Dunkelheit (vergl. §. 12.). Bei einem Trauerspiel, bei einem reichen musikalischen Kunstwerke, bei einer Gegend von großer Ausdehnung und Mannigfaltigkeit, bei vielfach verschlungenen und ergreifenden Lebensverhältnissen ꝛc. — welche Menge von Gefühlen durchkreuzen da einander! Jede elementarische Auffassung in solchen Fällen hat ihren eigenthümlichen Gefühlscharacter; und indem nun tausende zugleich auf uns wirken, wie sollte das nicht zur Verwirrung und Ueberwältigung führen?" — Allerdings sehr wahr! Was thut denn aber der Elementarlehrer, wenn der Schüler sagt: diese Rechenaufgabe ist durch die Menge der in ihr liegenden Zahlen und besonderen Bestimmungen so verwirrend für mich, daß ich nicht weiß, wie ich das Verständniß finden soll? Er zerlegt dieselbe in ihre Grundbestandtheile, läßt jeden gesondert auffassen und betrachten, und Alles wird klar und begreiflich. Eben so elementarisirend verfährt er, wenn er dem Schüler ein kleines lyrisches Gedicht erläutert, dessen Gefühlscharacter für diesen etwas

Ueberschwengliches hat: er zerlegt das Zusammengesetzte in seine Factoren bis zum Einfachen hin. Dürfen wir dies nachahmen? — Der psychologischen Wissenschaft ist es gelungen, die Elementarbestandtheile für alle psychischen Akte zu entdecken, und sie hat erkannt, daß die scheinbare Unerschöpflichkeit der letzteren aus der Combination verhältnißmäßig weniger Grundelemente (Vermögen und Reize) hervorgeht, die sich in ähnlicher Art verbinden und anhäufen, wie in der Sprache Hunderttausende von Wörtern aus 24 bis 30 Grundlauten entstehn (vergl. S. 41). Sollte es nun als eine unlösbare Aufgabe erscheinen, die zusammengesetzten Gefühle durch Zerlegung aus der Unklarheit zur Klarheit zu erheben und sie somit geschickt zu machen, sich zu hellen Begriffen verarbeiten zu lassen?

„Dem steht noch Zweierlei entgegen," heißt es weiter: „die vielfachen Veränderungen und Schwankungen, denen sie nicht selten sogar in einem und demselben Akte unterliegen, und ihre verschiedene Ausbildung bei verschiedenen Individuen. Die Wissenschaft fordert eine bestimmte, feste Ausprägung und Allgemeingleichheit der Gefühle." — Sehr richtig! entgegnen wir. Aber durch Zergliederung läßt sich das Wechselnde und Individuelle ausscheiden; somit kann es uns für die Wissenschaft nicht hinderlich werden. Die Wissenschaft der Moral z. B. hat es ja nicht mit der größern oder geringeren Stärke, Lebhaftigkeit ꝛc. der moralischen Gefühle, nicht mit den verschiedenen Graden der Zartheit zu thun, womit Dieser oder Jener das Moralisch-Lobenswerthe oder das Moralisch-Verwerfliche auffaßt, sondern vielmehr mit denjenigen Qualitäten der Gefühle, die sich gleich bleiben und bei Allen in derselben Weise sich entwickeln, und eben so verhält es sich bei den übrigen Gefühlswissenschaften. Ihr Gegenstand ist das bei jenem Wechsel des wogenden Gefühles Nicht-Wechselnde. Oder hat es die Musikwissenschaft (die Harmonielehre) etwa mit der Zartheit oder Stumpfheit zu thun, mit welcher von verschiedenen Menschen die Töne aufgefaßt werden, mit der Raschheit oder Langsamkeit, in welcher sie sich diesem oder jenem Musikschüler einprägen? Es stünde schlimm um die Musik, wenn nicht trotz dieser stets vorkommenden individuellen Verschiedenheiten etwas Gleiches an den Tönen wäre, das für alle Menschen sich geltend macht und die

Norm enthält, die als eine allgemein-gleiche aus dem Wechselnden sich heraushebt. Hat man auch dieses Allgemein-Gleiche bei den Gefühlswissenschaften noch zu wenig erkannt und geltend gemacht, so ist es doch da und kann zur Norm erhoben werden, und nur, weil dem so ist, kann überhaupt eine Wissenschaft vom Moralischen, vom Rechte, von der Religion, vom Aesthetisch-Schönen möglich sein, während es vom bloß Sinnlich-Angenehmen keine Wissenschaft giebt, eben weil hier eine solche Norm mangelt. Daß man individuelle Formen der Gefühle fälschlich für allgemeingiltige ausgegeben hat, ist einer der vorzüglichsten Gründe von den vielen Spaltungen in den genannten philosophischen Wissenschaften und von dem häufigen Wechsel ihrer Systeme. Das kann und wird anders werden, so bald man nur den jetzt erkannten richtigen Weg dazu einschlägt. Die Verarbeitung der Gefühle im Denken bis zu den höchsten Graden der Klarheit, Bestimmtheit und Allgemeingiltigkeit ist auf der Grundlage der bessern Psychologie ausführbar. Die Folge dieses Fortschrittes wird sein, daß künftighin Leben und Wissenschaft nicht mehr so unverbunden, so ohne gegenseitig förderlichen Einfluß neben einander stehen werden, wie solches bisher nur zu sehr der Fall war, daß man ferner das Aeußerliche, Zufällige, das Nebenwerk nicht mehr als die Hauptsache, als den Kern, ansehen, nicht mehr dieses mit jenem verwechseln wird. Statt z. B. in der Moral alles Gewicht auf die äußeren Handlungen, oder auf die Folgen der Handlungen, oder auch auf die logische Allgemeinheit eines Gesetzes zu legen (vergl. S. 114), wird man die tiefste psychische Substanz: die dem Aeußern und Allgemeinen zum Grunde liegenden einzelnen Gesinnungen als das Wesentliche erfassen, wie es sich als das innere Sein der Seele in den Gefühlen ausspricht, und in der Religion werden die äußerlichen Ceremonien und die Dogmen gegen das zurücktreten, was auch hier als der eigentliche Kern angesehen ist: gegen die auf Gott sich beziehenden Gefühle der Ehrfurcht, der Demuth, der Liebe, der Dankbarkeit und des Vertrauens, ohne welche Gefühle ja Niemand die Seelensubstanz hat, die das eigentliche Wesen der Religion ausmacht.*)

*) Die Dogmen (Lehrsätze, in welchen sich die religiösen Vorstellungen aussprechen) sind aber darum nicht gleichgiltig. Es macht z. B. einen großen Unter-

Eben so wird man dem Schönen nicht mehr gewisse mathematische Verhältnisse unterschieben, das Recht nicht schon lediglich darum für Recht erklären, weil irgend ein positives Gesetz (man denke an gesetzmäßig bestehende Sclaverei) es so nennt ꝛc.

Jetzt betrachte man folgende Sätze und frage sich, was für Begriffe in den Prädikaten bezeichnet sind: ob Anschauungsbegriffe oder Gefühlsbegriffe:

Diese Blume ist schön, dieses Gedicht ist erhaben, diese Harmonie ist feierlich, diese Melodie ist heiter, dieser Choral ist ernst, dieser Vorfall ist traurig, diese Rede ist launig, dieser Tadel ist bitter, dieser Vorwurf ist lächerlich, dieser Entschluß ist muthig, diese Handlung ist feig, diese Miene ist stolz, dieses Benehmen ist eitel, dieser Donner ist furchtbar, dieses Gebrüll ist schauerlich, dieser Weg ist einsam, diese Gestalt ist häßlich, dieser Ton ist lieblich, dieser Traum war ängstlich, diese Gesinnung ist gütig, der Fleiß wird geehrt, die Tugend erwirbt sich Hochachtung, der Neid ist schändlich, Verleumdung ist abscheulich, dieses Gefühl heißt Reue, jenes Gefühl heißt Neid, dieses hier heißt Schadenfreude, jenes dort Bewunderung ꝛc. ꝛc.

Mit diesen aus Gefühlen herstammenden Urtheilen sind verwandt die sogenannten praktischen Urtheile oder Sätze, darum muß auch über sie Etwas hier gesagt werden. In §. 8. ist bereits auseinandergesetzt, wie auch die Strebungen in allen für sie möglichen Formen Begriffe aus sich hervorbilden. Indem diese Strebungsbegriffe auf besondere Strebungen, in welchen sie enthalten sind, bezogen werden, sehen wir Strebungs- oder praktische Urtheile entstehen. In diesen Urtheilen spiegelt sich in der Regel auch das Fühlen mit ab (s. §. 8.), weil die Strebungsbegriffe aus Akten hervorgehn, die auch die Gefühlsform an sich tragen, und es möchten daher wohl selten Begriffe in praktischen Urtheilen vorkommen, die völlig rein, ohne einen Zusatz des Gefühlten sich ausbildeten. Vielmehr indem wir ein Hinstreben oder Begehren denken, denken wir zugleich

schied, ob man sich, nach den Dogmen des Mosaismus, Gott als einen zürnenden Richter, oder, nach den Lehrsätzen des Christenthums, als einen liebenden Vater vorstellt ꝛc.

eine positive Werthschätzung, eine durch das Erstrebte gewonnene Steigerung (ein Lustgefühl); indem uns der Begriff eines Widerstrebens vorschwebt, wird zugleich eine negative Werthschätzung, eine Herabstimmung oder Unlust mit gedacht. Strebungs- und Gefühlsbegriffe verschmelzen also gewöhnlich mit einander.

Im Allgemeinen lassen sich zwei Hauptklassen von praktischen Urtheilen unterscheiden. Die erste Klasse sagt aus, daß Dies oder Jenes zu erstreben sei, entweder überhaupt, oder in höherem Grade, als Anderes (ihm vorzuziehen), oder in geringerem Grade, d. h. es sei ihm nachzusetzen für das Streben. Diese Urtheile werden ganz auf dieselbe Weise, wie die auf bloße Gefühle gegründeten, gebildet. Urtheile ich z. B.: dieses Buch ist anzuschaffen, so enthält die Vorstellungsgruppe, Buch genannt, bereits ein Streben, das im Prädikate nochmals in Begriffsform ausgesagt wird, gerade so wie bei dem Urtheile: diese Melodie ist sanft, in der Vorstellungsreihe, Melodie genannt, das Sanfte bereits liegt und im Prädikate bloß nochmals durch einen Gefühlsbegriff hervorgehoben wird. Denn nur, was in den Subjekten der Urtheile sich findet, darf in den Prädikaten (bei den bejahenden Urtheilen) als vorhanden behauptet werden. Wann wird mich nun das Urtheil: dieses Buch ist anzuschaffen — so vorwärts treiben, daß ich's nicht bloß beim Aussprechen des nach vorwärts liegenden Zweckes bewenden lasse, sondern ihn durch Handeln verwirkliche? Aus §. 8. wissen wir schon, daß und warum die Strebungsbegriffe kein Streben besitzen, folglich kann der Trieb zum Handeln nicht von dem Begriff „anschaffen" ausgehen; ich werde erst dann handeln, wenn das Subjekt „dieses Buch" mit einem genugsam starken Streben behaftet ist, und so verhält sichs bei allen praktischen Urtheilen. Inwiefern sie Urtheile sind, bestimmen sie nur Zwecke für das Handeln; ob es zum wirklichen Handeln kommen wird, oder nicht, hängt in jedem Falle von der Beschaffenheit des Subjektes, nicht des Prädikates ab. Ist das Subjekt aus recht vielen elementarischen mit einander verschmolzenen Strebungen erbaut, dann wird gehandelt, ob auch der Prädikatbegriff und somit das Urtheil ganz fehlte. In dem letzteren Falle wird freilich das Handeln ein unerleuchtetes, blindes Handeln sein, weil das Licht des Prädikatbegriffes ihm versagt ist (man denke an jenen Bauer, der zu Hussens Scheiterhaufen aus

frommem aber blindem Eifer Holz trug und dieſen zu dem berühmten Ausruf veranlaßte: o heilige Einfalt!), und ſomit erhellet, welchen Werth man den allgemeinen Sätzen beizumeſſen habe, die man allgemeine praktiſche Grundſätze zu nennen pflegt. Sie geben in jedem Falle (durch die Prädikatbegriffe) Licht, praktiſchen Trieb aber nur ſo weit, als die beſonderen Gebilde, welche die Subjekte ausmachen, damit ausgeſtattet ſind. Ein ſehr wichtiger Wink für Pädagogen! Daß das Geſagte auch von den Widerſtrebungsurtheilen (z. B. das Lügen iſt zu meiden) gilt, leuchtet wohl von ſelbſt ein.*)

Die zweite Hauptklaſſe der praktiſchen Urtheile machen diejenigen aus, welche die Mittel für die Zwecke angeben. Man nehme das Urtheil: durch Sparſamkeit wird man wohlhabend. Auch hier haben wir freilich eine gewiſſe Beziehung nach vorwärts, ein Hinweiſen auf das Handeln, das nur durch die Anwendung des Mittels zur Ausführung kommen kann. Gleichwohl liegt der Urtheilsakt nicht nach vorwärts hin. Das Mittel, Sparſamkeit genannt, iſt ja hier die Urſache der Wohlhabenheit, welche dieſer vorausgeht, und ſoll uns alſo das Mittel bewußt werden, ſo muß ſich das Vorſtellen nach rückwärts wenden, während, wie wir vorhin ſahen, das Vorſtellen des Zweckes eben ſo nach vorwärts liegt, wie die Erſtrebung des Zweckes. Schon das kleinſte Kind vollzieht dieſe Umkehrung des Vorſtellens mit vollkommener Sicherheit. Indem es den nach vorwärts liegenden Zweck denkt, ſucht es niemals die Mittel dazu auch nach vorwärts hin, ſondern allemal in der umgekehrten Ordnung nach rückwärts, als etwas dem jetzigen Zwecke früher Vorangegangenes, und auch das Thier zeigt dieſe Erſcheinung. Belohnt man einem Hunde das „Aufwarten" (Schönemachen) mit einem Leckerbiſſen, ſo wird er bald den Leckerbiſſen als Zweck vorſtellen und das Schönemachen als Mittel anwenden, d. h. während er früher die Wirkung (den Leckerbiſſen) nach der Urſache (dem Aufwarten) vorſtellte, ſo ſtellt er ſie jetzt vor der Urſache vor, denn er würde gewiß nicht aufwarten, wenn ihn nicht der Leckerbiſſen — das Zweite — an das

*) Wer bloß am Worte klebt, wird manche praktiſche Urtheile gar nicht als ſolche erkennen, weil ſie wie theoretiſche klingen, z. B.: ich reiſe morgen nach Dresden; er iſt ein Feind des Stolzes; er haßt unnützes Geſchwätz; ihm iſt die Thätigkeit lieb ꝛc.

Aufwarten — das Erſte — erinnert hätte. *) Woher nun dieſe Umkehrung in der Erweckung der Vorſtellungen? Aus der Vernunft? Offenbar nicht, ſondern ſie hat ihren Grund lediglich in der Natur der Strebungen, die nach rückwärts hin wecken müſſen, wie die ſtrebungsloſen Vorſtellungen nach vorwärts hin wecken. Man ſehe hierüber meine Schrift: „Beneke oder die Seelenlehre als Naturwiſſenſchaft", Band II. S. 289 u. ff. und Beneke's Schrift: „Die neue Pſychologie", S. 221 u. ff.

Sonach ergiebt ſich: das Denken hat bei dieſen beiden Arten der Urtheile nur das Zuſehn. Nicht der Urtheilsakt, als ſolcher, treibt vorwärts zum Handeln; nicht der Urtheilsakt, als ſolcher, kehrt die Vorſtellungserweckung um; ſondern Beides geſchieht aus ganz anderen Urſachen, und das Urtheilen begleitet dieſe Erfolge bloß.

§. 27.

Grundlagen, welche dem auf die Außenwelt und dem auf unſer Inneres ſich beziehenden Denken gemeinſam ſind.

Was in der Außen- und Innenwelt iſt oder geſchieht, ſteht häufig im Zuſammenhange, indem Aeußerliches mit Aeußerlichem, Innerliches mit Innerlichem verbunden auftritt. Dieſer Zuſammenhang iſt theils ein unweſentlicher, gleichſam äußerlicher, theils ein mehr innerer oder weſentlicher. Wir nennen jenen den zeitlichen, indem mehrere Dinge oder Erfolge bloß der Zeit nach zugleich oder nacheinander Statt finden, weiter aber Nichts miteinander gemein haben. Dieſer heißt der reelle (weſentliche), indem mehrere Dinge oder Erfolge ſo verbunden ſind, daß Eins nur in dem Anderen oder durch das Andere ſein Daſein hat, wohin a) die verſchiedenen Theile oder Eigenſchaften eines Dinges, ſowie b) der Zuſammenhang zwiſchen Urſache und Wirkung gehören. Wir haben alſo dort ein Zugleich und Nachher, hier ein Ineinander und ein Durch-

*) Die zwei Glieder: Urſache und Wirkung — nennt man eine Cauſalreihe; in ihrer Umkehrung zu Zweck und Mittel heißen ſie eine Finalreihe.

etwas, und es wird dies Alles von uns unmittelbar wahrgenommen. *)

Im Menschen fließt aber alles Gleichartige zusammen, und so muß aus dem vielfach zugleich Wahrgenommenen der **Begriff** des Zugleich (des zeitlichen Zusammen), aus dem vielfach hintereinander Aufgefaßten der **Begriff** des Nachher (der zeitlichen Folge), aus den Wahrnehmungen dessen, was ineinander existirt, der **Begriff** des Ineinander (des organischen Theiles, der Eigenschaft) und aus den vielen Erscheinungen, wo Eins durch das Andere erfolgt, der **Begriff** des Durch-etwas (des Kausalverhältnisses) sich erzeugen, durch welche Begriffe dann das Wahrgenommene auch gedacht wird.

Daß die beiden ersteren Begriffe aus Wahrnehmungen, die ihnen also zum Grunde liegen, herstammen, bezweifelt Niemand. Sowohl in der innern wie in der äußern Erfahrung liegt so Vieles vor, was gleichzeitig und hintereinander Statt findet, daß hierüber kein Streit sein kann. Wie z. B. drei Bäume, die ich so eben sehe, gleichzeitig existiren, dagegen das Ausschlagen, Blühen und Fruchttragen bei jedem auf einander folgen, so gewahre ich es als etwas Gleichzeitiges, daß Subjekt und Prädikat mir im Urtheile zusammen bewußt sind, während die Zahlen, die ich zähle, nacheinander bewußt werden. Es ist bloß noch zu bemerken, daß wir durch das bloße Denken, also durch die bloßen Begriffe des Zugleich und Nachher nicht im Stande sind, fehlerhafte Verknüpfungen und fehlerhafte Reproductionen, die sich etwa in das Wahrgenommene eingeschlichen haben, zu entdecken und zu verbessern. Habe ich das, was ich gestern sah oder hörte, sofort falsch verknüpft oder kehrt es mir entstellt zum Bewußtsein zurück, so kann ich zehnmal denken, es sei mit etwas Anderem zugleich, oder auf dasselbe folgend aufgefaßt worden, hierdurch werde ich des Fehlers nicht einmal inne, geschweige daß ich ihn abstellen könnte. Ich muß zu den Grundlagen, worauf ich die genannten Begriffe beziehe, zurückkehren, d. h. ich muß mir eine neue vollkommene Auffassung und Aufbewahrung des Geschehenen oder Gehörten verschaffen, sonst halte ich den Irrthum als unbestrittene Wahrheit fest. Allerdings scheint es, als könnte man durch Nachdenken und Ueberlegung, durch Vergleichung ꝛc. in solchen Fällen das Richtige herausbringen, und die Erfahrung scheint das zu bestätigen. Allein man übersehe nicht, daß dieses sogenannte Nachdenken, wo es zum Ziele führt, eben ein Zurückrufen der Grundlagen des Denkens, ein Vergleichen derselben ꝛc., also nicht das eigentliche logische Denken ist, und so bestätigt sich uns wieder, wie schon so oft, der Satz: Das Denken kann nur Richter über Das sein, was aus ihm selber stammt.

*) Noch gehört zu dieser Klasse von Grundlagen das Verhältniß der Existenz und die abstrakten Verhältnisse der Zahl und der Größe. Von den letzten beiden ist schon oben S. 150 die Rede gewesen, das erste behandeln wir besonders in §. 28.

Schwieriger, als dies Alles, ist dagegen die Frage: ob auch die beiden Begriffe des Ineinander und des Durch-etwas Erfahrungen zur Grundlage haben, in welchen wir diese Verhältnisse wirklich anschauen, oder ob nicht vielmehr Alles, was wir anschauen, bloß gleichzeitig und aufeinander folgend sei, wie Viele behauptet haben. Daß wir jene beiden Begriffe besitzen, ist unstreitig; fehlte es also an Wahrnehmungen, aus denen sie durch Abstraction hätten hervorgehn können, so müßten sie angeboren sein, und dann fiele unsre ganze bisherige Theorie über den Haufen. So schlimm verhält es sich hiermit nun nicht.

Wie weit steht denn, wenn ein Urtheil in uns zu Stande gekommen ist, das Prädikat vom Subjekte ab? Von räumlichem Abstande kann gar nicht die Rede sein, aber vielleicht von einem psychischen? Welcher wäre denn das? Vielmehr sagt uns unser Selbstbewußtsein: Prädikatbegriff und Subjektvorstellung sind unmittelbar Eins, liegen so in einander, daß nicht von zwei, sondern nur von Einem Akte die Rede sein kann, obschon wir den Prädikatbegriff als den stärkeren, bewußtseinvolleren Bestandtheil dieser Gesammtvorstellung unterscheiden und daher auch in der Sprache gesondert hervorheben. „Der Sänger singt". Lasse ich das Prädikat weg, so habe ich in dem Subjekte „Sänger" immer noch das Singen, und wenn ich dafür sage: dieser Mann singt, so ist nur grammatisch Zweierlei hervorgetreten; in meinem Bewußtsein ist singend-sein und Mann-sein Eins — das Prädikat ist unmittelbar im Subjekte enthalten. Man vergleiche noch: Bettler, Jäger, Wäscherin, Käufer, Fischer, Tänzerin ꝛc. ꝛc. Eben so nehme ich unmittelbar wahr, wie die Wirkung aus der Ursache

bei folgenden Erscheinungen hervorgeht. Ich zähle z. B. von 1 bis 20, und je weiter ich von der 1 fortrücke, desto mehr entschwindet ihr das Bewußtsein, auch wenn ich es noch so eifrig festzuhalten mir vornehme. Wer entzieht ihr das Bewußtsein? Durchaus Nichts weiter, als die folgenden Zahlen, die es empfangen, und die nie bewußt werden, wenn es mir gelingt, lediglich bei der 1 zu verweilen, das Bewußtsein auf ihr ruhen zu lassen. Ferner. Ich *will* den *rechten* Arm bewegen, und er bewegt sich wirklich; ich *will* den *linken* bewegen, und auch er bewegt sich. Das Wollen allein ist Ursache von dieser Wirkung, und ich möchte den sehen, der mir eine andere Ursache dazu aufzuweisen vermöchte. Die Psychologie ist im Stande, bei jenem Ineinander das *objective Band* anzugeben, welches die einzelnen Glieder zu einem Ganzen macht: es ist die *Anziehung des Gleichartigen und die Verknüpfung desselben durch angeeignete bewegliche Elemente*; die Psychologie vermag ferner zu erklären, wie bei diesem *Durch-etwas* die Wirkung von der Ursache aus bedingt ist: es sind ebenfalls die *beweglichen* Elemente, die beim Zählen der 1 entzogen, dagegen bei der Armbewegung vom Wollen aus auf die Armmuskelkräfte verpflanzt werden. Somit erhellet, daß in unserem Selbstbewußtsein, in der *inneren* Erfahrung, das Ineinander und das Durch-etwas als Wahrnehmungsthatsachen vorliegen, und es würden, wenn hier der Ort dazu wäre, sich noch unzählige Beispiele zu dem vorigen aufstellen lassen. Kein Wunder daher, daß schon ganz kleine Kinder die betreffenden beiden Begriffe, wenn auch Anfangs schwach, aus solchen innern Erfahrungen abstrahiren und dann immer bewußtvoller auf neue entsprechende Fälle in Anwendung bringen.

Dagegen ist es allerdings unverkennbar, daß wir bei den Dingen der Außenwelt, überhaupt des Materiellen, nur ein Zugleich und ein Nachher wahrnehmen, dem wir das Ineinander (das eigenschaftliche Verhältniß) und das Durch-etwas (den Causalnerus) bloß unterlegen (hinzudenken), wo das bloße Zugleich und Nachher zum Verständniß nicht ausreicht. Stelle ich z. B. eine Melone vor, so fehlt mir durchaus das *objective Band*, wodurch sich mir die Eigenthümlichkeiten ihrer Gestalt, ihrer Farbe, ihres Geschmacks, Geruchs ꝛc. als zu diesem Einen Dinge verbunden zu erkennen geben. *Wie* ist

der Geschmack mit dieser Gestalt, der Geruch mit dieser Farbe ꝛc. vereinigt? Darauf giebt es keine Antwort. Wir müssen uns daran genügen lassen, daß sie für unsere *Wahrnehmung* und *Empfindung* **stets** mit einander zusammen sind, d. h. sie verknüpfen sich nur *subjectiv* (für unser wahrnehmendes Subjekt) zu Einem Ganzen, und da wir *außerhalb* des Dinges stehen, so ist diese Verknüpfung eine dem Dinge *äußerliche*. Eben so nehme ich nicht wahr, wie und wodurch das Schlangengift im Menschen tödtlich wirkt, da es doch dem Igel nicht schadet, wie ferner eine Arznei diese Krankheit heilt, jene dagegen verschlimmert ꝛc. Das *objective Band*, welches in solchen Fällen die Wirkung an die Ursache knüpft, so daß jene aus dieser mit *Nothwendigkeit hervorgehn* muß, stellt sich uns niemals dar; wir nehmen bloß wahr, daß der eine Erfolg **stets** *nach* dem andern eintritt, und damit müssen wir uns zufrieden geben. Ferner. In der Innenwelt (in unserer Seele) reicht schon ein *einziger* Fall hin, uns über das Ineinander und das Durch-etwas *volle Gewißheit* zu verschaffen, denn ein einziges Urtheil, Schluß ꝛc., eine einzige Störung eines Gedankens durch einen andern ꝛc. zeigt mir jenes und dieses als unzweifelhaft im Wesen dessen begründet, was zugleich oder hintereinander in mir existirt oder vorgeht, wogegen in der Außenwelt hundert und tausend Fälle diese Gewißheit nicht erzwingen können. Es bleibt immer möglich, daß hier der Grund der Eigenschaften und der Wirkungen in etwas Anderem liegt, als worin ich sie suche.

Daher die große Unsicherheit bei vielen Dingen der Außenwelt in dieser Beziehung. Wie oft hat z. B. die Medicin ein Mittel wieder aufgeben müssen, das lange Jahre für die wahre Heilungsursache einer Krankheit galt, bis man einsah, man habe leider das **post hoc** mit dem **propter hoc** verwechselt! Wie tappt man noch im Finstern über die Ursachen des Fiebers, der Cholera, der Kartoffelkrankheit, des Witterungswechsels ꝛc., obgleich tausendfache Wahrnehmungen von den Erfolgen derselben vorliegen! Zwar daß überhaupt die Außendinge in einem eigenschaftlichen und ursächlichen Zusammenhange stehn, der in *ihnen selbst* begründet ist, darüber ist kein Streit, besonders seitdem man einsehn gelernt hat, daß es keinen blinden Zufall giebt und daß nicht der Teufel oder Hexerei ꝛc. als

Erklärungsgründe gebraucht werden können. Auch scheidet man jetzt besser, als früher, das bloße Zugleich und Nachher von dem Ineinander und Durch-etwas, indem man nicht mehr Cometen und Kriege in einen innern Zusammenhang bringt, nicht mehr rothe Augen und Hererei als verbundene Eigenschaften betrachtet ꝛc. (wenigstens unter Gebildeten!). *) Allein noch heute müssen die Naturwissenschaften einräumen, daß die Unterlegung eines bestimmten Ineinander, eines bestimmten Durch-etwas unter das Zugleich und Nachher in unzähligen Fällen bloß auf Wahrscheinlichkeit Anspruch machen kann, außer wo die Erfolge so einfach sind und so viele Erfahrungen constanter Art vorliegen, daß es ungereimt sein würde, die Berechtigung dazu in Zweifel ziehen zu wollen. Daß die Süßigkeit des Zuckers nicht bloß zugleich mit dem Zucker, sondern als innere Eigenschaft desselben gegeben sei, daß das Holz nicht bloß nach dem Feuer, sondern durch das Feuer zu Asche verbrenne, u. dgl., können wir als vollkommen gewiß ansehen, wenn auch manches tiefer Liegende

*) Wie vielfach indeß selbst Leute, die nach der Ansicht der großen Welt Gebildete oder Gelehrte sind, die Denkgrundlagen noch immer zusammenwerfen, statt sie auseinander zu halten, sieht man besonders auf dem Gebiete des Geistigen. Was recht pikant, witzig, in blendendem Phantasieglanz dargestellt ist, das halten sie für wahr, verwechseln also die Realität mit einem zufälligen Anspntz, das Innere mit dem Aeußern. Andere nennen „tief", was recht dunkel, mit Bildern überladen und verworren dargelegt, dagegen gilt ihnen für „seicht", „flach", was einfach und natürlich ausgedrückt ist. Die Wirklichkeit ist ihnen also Eins mit der Unbestimmtheit, die Wahrheit mit der Undeutlichkeit, d. h. das Reelle mit dem Eingebildeten. — Daß Romanleser sich gern in eine erdichtete Welt hineinträumen und sie am Ende für eine wirkliche halten, ist bekannt.

Und giebt es unter den höhern Ständen nicht Viele, die sich nicht mit zu Tische setzen, wenn bereits zwölf an der Tafel speisen? Einer von den dreizehn müßte ja dann sterben!

Was ist ferner verwechselt bei der abergläubischen Verehrung der Reliquien? — Der Muhammedaner muß beim Gebet das Gesicht nach Mekka richten, als ob die Richtung des Körpers die Richtung des Geistes und Gemüths wäre!

Vermengungen der letzteren Art kommen nicht bloß beim rohen, ungebildeten Haufen vor, sondern auch bei sonst unterrichteten Leuten, und der Glaube an Zaubersprüche, an sympathetische Mittel bei Krankheiten, an Vorbedeutungen u. dgl. herrscht noch immer in viel weiteren Kreisen, als man zur Ehre des neunzehnten Jahrhunderts für möglich halten möchte.

dabei, manches mehr Elementarische noch problematisch bleiben sollte. Eben so sind wir über die Nichtunterlegung der innern Verhältnisse unter die äußeren in vielen Fällen unzweifelhaft gewiß. Daß Tag und Nacht, daß Frühling, Sommer, Herbst und Winter, daß zwei hintereinander aufgehende Sterne ꝛc. bloß in einem zeitlichen Zusammenhange, nicht in einem ursächlichen, mit einander stehen, obschon sie immerfort auf einander folgen, könnte nur ein Sonderling für unentschieden ausgeben; sonst aber haben alle mit dem Materiellen beschäftigten Wissenschaften in diesen Punkten mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, und sie stehn, so sehr man ihnen auch den Vorrang vor den Wissenschaften vom Geistigen zuzusprechen gewohnt sein mag, denselben bedeutend in dieser Beziehung nach. „Ins Innere der Natur dringt kein geschaffener Geist!" Dieses Wort des großen Haller wird in Betreff der Außenwelt immer wahr bleiben, wogegen wir der geistigen Natur schon unmittelbar innerlich sind. Diese können wir daher, sobald wir nur den rechten Weg einschlagen, auch innerlich begreifen und erklären.

Man vergl. Beneke's System der Metaphysik, S. 265 — 294, wo manches hier bloß Angedeutete tiefer begründet ist.

§. 28.

Das Sein oder die Wirklichkeit (die Existenz) als Grundlage des Denkens.

Könnten die Menschen bloß Das denken, was existirt oder Wirklichkeit hat, so würde es Tausende von Irrthümern weniger unter ihnen geben. Leider aber bietet das Denken in allen seinen Formen für die Wirklichkeit des Gedachten noch keine Bürgschaft (§. 23). Begriffe können eben sowohl von bloß eingebildeten Vorstellungen abstrahirt werden, wie von solchen, die aus Wahrnehmungen des Existirenden stammen, und Urtheile, welche sich auf erdichtete Personen, Thiergestalten, Begebenheiten (Geistererscheinungen, Herenabenteuer ꝛc.), auf erdichtete Seelenvorgänge ꝛc. beziehen, können als Urtheile eben so vollkommen sein, wie die auf Wirkliches gehenden. Das Denken

verhält sich gegen die Wirklichkeit des Gedachten völlig gleichgiltig.*) Ja alle bisher betrachteten Denkgrundlagen, also die Anschauungen von den Außendingen, von den Seelenvorgängen, von den gemeinschaftlichen Verhältnissen (des Zugleich, des Ineinander ꝛc.), die der Innen- und Außenwelt zukommen, können uns zu Einbildungen verführen. Denn was wir ganz der Wirklichkeit gemäß in uns von außen her aufgenommen, ganz der Wirklichkeit gemäß durch unser Selbstbewußtsein von unserm Innern aufgefaßt haben, das können wir umgestalten, in neue Verbindungen und Trennungen bringen, können damit, wie man es nennt, phantasiren, und da bei dieser Thätigkeit das Merkmal der Wirklichkeit nicht nothwendig abgestreift wird von den Seelenakten, so entsteht leicht der Schein, als ob auch diese Umbildungen noch eine Wirklichkeit hätten, die mit der des Nichtumgebildeten auf gleicher Linie stünde, d. h. realen Objecten entspräche. Selbst das, was die Mathematik durch ihre Denkoperationen erfindet, braucht nicht zu existiren, so unerschütterlich gewiß auch diese ihre idealen Erzeugnisse in sich selbst sein mögen (vergl. S. 157 f.), und von der Moral, der Politik, der Aesthetik ꝛc. gilt ganz Dasselbe. Alles menschliche Vorstellen trägt zwar **ursprünglich** eine Beziehung auf das Sein an sich; das Sein oder die Wirklichkeit ist darum die allgemeinste unter allen Denkgrundlagen. Daraus folgt aber nicht, daß das Vorgestellte und Gedachte allemal existiren müsse; vielmehr ist das, was uns für die Existenz des Vorgestellten und Gedachten Gewähr leistet, etwas Eigenthümliches, worauf uns die bisher betrachteten Denkgrundlagen noch nicht geführt haben, denn es liegt außerhalb derselben, wie außerhalb des Denkens selbst.

Ehe wir fragen, was das sei, wollen wir einige metaphysische Bemerkungen einschalten.

Die Außendinge spiegeln sich zwar in unserer Seele (in den Urvermögen = Sinnenvermögen derselben) ab, aber sie kommen nicht selber in sie hinein. Die Urvermögen empfangen vielmehr nur Ein-

*) Feder erzählt, daß er in einem fürchterlichen Traume alle Regeln der Logik nach einander angewandt habe und so „auf's Gründlichste zu dem Urtheile gekommen sei, daß er es nicht mit einem Traume, sondern mit der Wirklichkeit zu thun habe."

drücke (Reize) von ihnen, also ein winziges **minimum**, und diesem **minimum** bloß verdanken wir unsre Wahrnehmungen von den Außendingen. Ja die Seh- und Hörvermögen werden nicht einmal von den Dingen selbst getroffen, sondern nur von Licht- und Schallreizen, welche von den Dingen herkommen, gleichsam nur ein Echo derselben sind, und wo Licht und Luft für uns wegfallen, oder wo die Luft nicht durch die Dinge erregt ist, da erfahren wir gerade durch die edelsten Sinne von den Dingen Nichts, und die Dinge sind dann als sicht- und hörbare für uns so gut wie gar nicht da. Eben so erlangen wir keine Wahrnehmungen von diesen Dingen, wenn die Seh- und Hörvermögen unwirksam werden oder ganz verloren gehn, wie bei den Blinden und Tauben. Zwar werden auch die übrigen Sinne von den Dingen und scheinbar in unmittelbarerer Weise erregt, aber auch hier ist das, was die Vermögen von ihnen aufnehmen, ein sehr unbedeutendes Etwas im Vergleich mit dem Ganzen, das jedes Ding ist. Kranken Sinnenvermögen ferner erscheinen die Dinge ganz anders, als gesunden, und hätten wir überhaupt andere Vermögen, als wir haben, so würden wir die Dinge auch anders auffassen, sie würden andere Dinge für uns sein, wie denn auch die Wesen, welche z. B. andere Geschmackvermögen haben, als wir, anders von den schmeckbaren Dingen afficirt werden (der Kuh schmeckt der Klee ganz anders, als uns). Daraus erhellet, daß wir die Außendinge nicht so auffassen, wie sie sind, sondern bloß so, wie es die Einrichtung unsrer Urvermögen mit sich bringt (= wie sie uns „erscheinen"). *) Dazu kommt, daß wir scheinbar oft Wahrnehmungen haben, wo gar keine Dinge auf uns einwirkten. Reize des Lichtes, des Schalles ꝛc. haben zwar vielleicht eingewirkt, aber sie kamen nicht von den Dingen, die wir uns dabei vorstellen, und bei großer innerer Aufregung, wie bei Furcht, Angst, ekstatischer Freude, Bewunderung ꝛc. sehn und hören wir anscheinend Manches ohne alle äußere Veranlassung. In solchen Fällen sind also die Vorstellungen innerlich bedingt, und es fragt sich, ob dies nicht am Ende bei allen äußeren Wahrnehmungen

*) Nicht zu verwechseln mit „scheinen" = ein bloßer Schein sein. Die Dinge sind nicht bloßer Schein.

sich so verhalte. Dann dürften wir behaupten: alle unsere Vorstellungen von den Außendingen seien ein Product bloß der Seelenthätigkeit und die Außenwelt existire gar nicht. Der gesunde Menschenverstand lacht zwar über eine solche Behauptung, manche grübelnde Metaphysiker lassen sich aber hierdurch nicht abhalten, an dem Dasein der Außenwelt zu zweifeln; ja es sind einige so weit gegangen, auch die Vorstellungen von unserem Innern insofern für unzuverlässig auszugeben, als wir nach ihrer Meinung uns selbst ebenfalls nicht auffassen vermöchten, wie wir in Wirklichkeit sind, sondern nur so, wie unser Inneres uns „erscheine". Wer einmal auf die Rutschbahn des Zweifels geräth, kann leicht in solchen Schuß kommen, daß er nicht anzuhalten vermag, und dann dünkt ihn Alles bloße Idee, der nichts Reales zum Grunde liege. Bloß er selbst existirt, alles Andere ist Product der schaffenden Thätigkeit seines Ich.

Die neuere bessere Metaphysik weist nach, daß jener auf die Spitze getriebene Idealismus eben so falsch ist, als der grobe Realismus, der die Außendinge für ganz so hält, wie sie nach der Einrichtung unserer Sinnenvermögen uns „erscheinen" müssen. Nur unser Inneres muß so sein, wie wir es auffassen, weil Vorstellung des Innern und Sein des Innern zusammenfällt. Das innerlich (geistig) Seiende wird zum Vorstellen, indem es in sich selbst bewußt wird, und es kommt zu ihm kein fremdartiger Sinn hinzu, dessen Vermögen nur Reize des Innern auffangen könnten, wie solches in Bezug auf die Außendinge der Fall ist. Das Sein selber geht vielmehr in die Vorstellung des Geistigen ein und sonach fassen wir es auf, wie es an sich selber ist, also in voller Wahrheit,*) während das Aeußere nur in annähernder Wahrheit aufgefaßt werden kann. Eben darum wird aber auch der Begriff des Seins zunächst aus den geistigen Thätigkeiten ab-

*) Damit soll nicht gesagt sein, daß durch solche Auffassung alle Räthsel der Innenwelt gelöst würden und Nichts mehr unerklärt bliebe. Weiß ich auch der vollsten Wahrheit gemäß, wie und was ich geistig bin, so weiß ich damit doch z. B. immer noch nicht, woher mein Geist ist, wie er in diesen Körper kommen konnte ꝛc., und nur die Religion kann mir zeigen, daß ich mein ganzes Dasein zuletzt Gott verdanke.

strahirt (schon das kleinste Kind nimmt ja sein Sein unmittelbar wahr, indem es sich selber, wenn auch Anfangs noch so dunkel, fühlt), und dann den Wahrnehmungen, die von außen her veranlaßt sind, untergelegt, woraus sich erklärt, daß und warum die Kinder sich Anfangs die Außendinge so vorstellen, wie sie sich selbst vorstellen: als lebend (dem Kinde lebt der Baum, die Blume ꝛc.), bis sie nach und nach aus Erfahrung gewahr werden, daß nur manche Dinge leben, andere nicht. Natürlich kann das Sein auch zu dem hinzugedacht werden, was nur eingebildet da ist, und das ist der Grund, warum zuweilen als existirend gedacht wird, was doch gar nicht existirt: der Begriff des Seins wird falsch bezogen.

Man sieht, wie viel sich über diese Verhältnisse noch sagen ließe, allein wir müssen das Genauere der Wissenschaft überlassen, die sich besonders damit beschäftiget: der Metaphysik. Wir haben hier nicht zu untersuchen, wie es zugeht, daß, obgleich wir unmittelbar nur unsre eigene Existenz wahrnehmen und aus uns selber nie hinaus können, wir dessenungeachtet doch Existenzen außer uns annehmen müssen. Wir haben vielmehr zu fragen: was leistet uns Bürgschaft, daß unser Vorstellen sich auf Wirkliches, nicht auf bloß Eingebildetes beziehe? wie wird jene Gewährleistung in die Begriffe ꝛc. aufgenommen, also zum Denken verarbeitet? welche Irrungen können dabei eintreten und wie sind diese zu vermeiden und zu verbessern?

Zuerst also fragt es sich: woran läßt sich ursprünglich (noch vor dem Denken) erkennen, ob unser Vorstellen sich auf ein Sein, auf Existirendes bezieht oder nicht? Mit andern Worten: wodurch unterscheiden sich ursprünglich die Vorstellungen, welche sich auf reale Dinge beziehn, von solchen, bei welchen keine solche Beziehung Statt findet?

Was da nun wieder zunächst unsre Vorstellungen von der Außenwelt — die sinnlichen Empfindungen und Wahrnehmungen — betrifft, so zeichnen sie sich dadurch aus, daß sie unmittelbar durch Eindrücke der wirklichen Dinge oder durch sinnliche Reize gebildet sind. Vermöge dessen haben sie eine größere sinnliche Frische, wogegen die Einbildungsvorstellungen eine solche weniger besitzen. — Ich kann mir z. B.

Paris vorstellen, das ich nie gesehen, eben so Berlin, das ich jedoch zweimal gesehen habe. Die letztere Vorstellung nennt man eine Erinnerung; sie ist indeß, da sie in diesem Augenblicke nur von innen her erregt wird, eben so gut eine Einbildungsvorstellung, als die erstere, die freilich rein innerlich erzeugt werden mußte. Man kann jene Vorstellung von Paris eine geborgte nennen, weil sie nur dadurch zu Stande kommen konnte, daß die Anschauungen, die ich von andern Städten gehabt habe und in Spuren fortbesitze, zum Bewußtsein erhoben und so zusammengeordnet wurden, wie eine gelesene Beschreibung oder eine Abbildung dies an die Hand gab. Dadurch verknüpften sich die in mir fortlebenden Vorstellungen von Häusern, Thürmen, Gassen, Plätzen ꝛc. zu dem neuen Ganzen, das ich Paris nenne; es machte sich das psychische Gesetz geltend: das schon Gebildete (Entstandene) braucht nicht zum zweiten Mal gebildet zu werden, sondern geht als fertiger Bestandtheil in das Neue so weit ein, als es sich dazu qualificirt. *) Auf diese Weise stellen sich uns alle geschichtlichen Personen, Thatsachen ꝛc. aus längst erworbenem Material her, wenn uns nur irgend ein Muster (eine Erzählung, Abbildung, eine Idee ꝛc.) dabei leitet, und wir würden uns keine Sphinx, keinen Pegasus, keine Gottheiten der Griechen und Römer, keine wirklich geschichtliche Person ꝛc. vorstellen können, wenn ein solches Borgen in der Seele nicht möglich wäre. Wird bei dieser Operation Ungehöriges, namentlich der Wirklichkeit Widersprechendes verbunden, so entstehn natürlich falsche Einbildungsvorstellungen, die der Sprachgebrauch (leere) „Einbildungen" zu nennen pflegt. Es ist aber am Tage, daß wir bei der Herstellung aller Einbildungsvorstellungen keine sinnliche Reize in der Art auf uns einwirken lassen können, wie sie bei der Bildung der Wahrnehmungen gegeben sind; wir sind beschränkt auf diejenigen Reize, welche theils den reproducirten Anschauungen bereits inwohnen, theils von andern psychischen Entwickelungen auf sie übertragen werden; und wenn auch dabei sicht- oder hörbare Wörter (Abbildungen ꝛc.) ihre Reize in uns hineingeben, so sind diese doch nicht die Sache, um welche sich's eben handelt, denn die der Sache eigenthümlichen Reize sind ganz andere (aus dem Worte „roth" kann der Blindgeborene nie die Vorstellung „roth" ꝛc. machen). Daher die natürliche Erscheinung, daß die Einbildungsvorstellungen regelmäßig eine geringere Frische besitzen, als die Wahrnehmungen. Steht mir Paris wirklich vor Augen, so kommt eine Fülle des Reizes in mein Inneres, die ich durch keine Abbildung, durch keine Beschreibung ꝛc. gewinnen kann. Man vergl. **N.** §. 75.

Mit den Vorstellungen von dem, was in unserer Seele vorgeht, verhält es sich, wenn auch nicht ganz gleich, doch sehr ähn-

*) Wenn wir oben S. 44 u. 45 sagten: „Hätten wir bloß Anschauungen, so besäßen wir oft wenig oder Nichts, was sich in neue Auffassungen hineinlegen ließe, denn jede Anschauung paßt nur auf den Gegenstand, von welchem sie herrührt" — so waren damit ganz von einander verschiedene, also nicht solche Anschauungen gemeint, die einander ähnlich sind, und von den letzteren giebt es unzählig viele. Die Anschauung „schwarz" kann ich freilich nicht benutzen, wenn ich „weiß" oder „roth", eben so nicht die Anschauung „eckig", wenn ich „rund" vorstellen will ꝛc.; dagegen liegen in der Anschauung eines bestimmten Baumes gar viele Elemente, die mir für die Anschauung eines andern bestimmten Baumes zu Gute kommen, und ich brauche mit der Vorstellung des letzteren nicht von vorn anzufangen, wie ein neugebornes Kind. Eben so bei Anschauungen von zum ersten Mal mir vorkommenden Häusern, Menschen, Steinen u. s. f. Dieses Gemeinsame der Anschauungen macht sie also den Begriffen verwandt und es läßt sich darum zwischen Begriff und Anschauung nicht durchgängig die scharfe Grenze ziehn, wie es diesen Worten nach klingt. Ist auch der Begriff, weil das Besonderste der Anschauungen, aus denen er hervorgegangen, in ihm abgestreift ist, zum Eingehn in neue Auffassungen geeigneter, als eine bestimmte Anschauung es ist, so hat doch auch die letztere schon ein gewisses allgemeines, abstractes Gepräge: sie paßt ebenfalls auf mehrere Dinge zugleich (man denke an die Anschauung eines Baumblattes ꝛc.), und diese den concreten Anschauungen anhaftende Abstractheit oder Allgemeinheit ist es, wodurch sie so fördernd für die Fortbildung der Seele werden, indem ihr Gemeinsames in das zu bildende Neue sich sofort einreiht. Von den Begehrungen und Gefühlen, die einander ähnlich sind, gilt das Nämliche. So weit ein neues Begehren und Fühlen ähnliche Akte bereits in Spuren vorfindet, gehn auch diese in jene als Fertiges ein, und es bleibt nur Das neu zu bilden, was dem jetzigen Begehren und Fühlen eigenthümlich ist. Die Seele gleicht also in dieser Beziehung einem Clavierinstrumente, auf welchem ein und derselbe Ton in mehrere Akkorde sich einreiht, indem z. B. das C ins C-dur, ins F-dur, ins As-dur, ins A-moll ꝛc. paßt, folglich ein neues C für diese Akkorde nicht hergestellt zu werden braucht.

lich. Von außen kann für diese Vorstellungen unter keinen Umständen Etwas kommen; Alles muß hier rein innerlich seinen Ursprung haben. Vorgestellt wird aber z. B. ein Gefühl durch einen entsprechenden Gefühlbegriff, ein Wollen durch einen entsprechenden Wollensbegriff ꝛc., und somit ist das Gefühl der aufzufassende Gegenstand, der Gefühlbegriff der auffassende Akt, gleichsam der innere Sinn, und man pflegt daher die Begriffe, welche aus den innern (Seelen-) Vorgängen abstrahirt sind, folglich sich nur auf die Qualitäten, Verhältnisse ꝛc. dieser beziehen, geradezu „innere Sinne" zu nennen. Wie schon §. 8 gezeigt, entwickeln sich nämlich nicht bloß aus den Begehrungen, Widerstrebungen und Gefühlen Begriffe, sondern überhaupt aus allen Seelenakten, indem das je Gemeinsame derselben (ihre gleichartigen Formen, Beschaffenheiten, Verhältnisse ꝛc.) zusammentritt und so der dieses in sich begreifende Formenbegriff entsteht (S. 35). So lange Jemand diese Begriffe noch nicht hat, kann er die einzelnen Seelenvorgänge sehr wohl haben, nur vorstellen kann er sie nicht, d. h. er kann sie nicht zu der Bewußtseinsklarheit erheben, die das Licht der Begriffe ihnen mittheilen würde. Erst durch jene Begriffe werden die entsprechenden Seelenakte zu der Klarheit verstärkt, welche dem Vorstellen eigen ist; aus bloß existirenden werden sie zu vorgestellten oder zu wahrgenommenen, aufgefaßten. Daß dabei nichts Fremdartiges, sondern nur Gleiches zu ihnen hinzukommt, folgt aus der Natur der Begriffe (s. §. 8. u. besonders S. 92), und so ist das Vorstellen hier ein ganz anderes, als das, welches durch die äußeren Sinne geschieht, welche immer Reize in Vermögen aufnehmen, die von diesen Reizen ganz verschieden sind. Ist nun das Innere, was auf diese Weise wahrgenommen wird, etwas Wirkliches, nicht bloß etwas Eingebildetes, so wird es sich ebenfalls durch eine größere Frische vor diesem auszeichnen, wenn auch diese Frische von etwas anderer Art ist, als bei den sinnlichen Vorstellungen. Denn ein bloß eingebildetes Wollen z. B. besteht nur in den Spuren, welche von einem aus seinen eigenthümlichen Grundfactoren neu erzeugten Wollen zurückgeblieben sind. Diese Spuren sind nicht mehr ganz das Ursprüngliche selbst, haben nicht mehr die Energie und Spannung von diesem, und so muß das eingebildete

Wollen, wo es vorgestellt wird, sich als ein Wollen aus der zweiten Hand ankündigen, während das wirkliche Wollen sich in seiner Ursprünglichkeit dem vorstellenden Begriffe einverleibt. Frisch ist also eine solche Vorstellung dadurch, daß das Wirkliche selbst in die Vorstellung eingeht, nicht bloß vom Wirklichen herkommende Reize.

Schon diese größere Frische reicht hin, das Wirkliche und Eingebildete, betreffe es die Innen- oder Außenwelt, unmittelbar von einander zu unterscheiden, wenn nur beiderlei Vorstellungen normal gebildet neben einander gegeben sind. Gesetzt, wir haben bei einem Concert noch so bestimmt einen kräftigen Schluß und dadurch ein erhebendes Gefühl, oder zu einer festgesetzten Minute noch so zuversichtlich einen angekündigten wohlbekannten Freund erwartet: wenn in jenem Falle der Schluß matt und ärmlich ausfällt, in diesem ein Fremder ins Zimmer tritt, so werden wir nicht in Gefahr sein, die noch so sehr gespannten innerlichen Einbildungsvorstellungen für Wahrnehmungen des Wirklichen und die Wahrnehmungen für bloße Einbildungsvorstellungen zu halten. Zwischen beiderlei Akten herrscht nicht bloß die schon angegebene quantitative Verschiedenheit (der höhern Frische), sondern auch eine qualitative. Da nämlich die Einbildungsvorstellung rein innerlich, von anderen Entwickelungen her, ihre Ausbildung empfängt, indem übertragene Elemente sie zur Erregung und Bewußtheit steigern, so kann diese Uebertragung einen noch so hohen Grad von Fülle und Frische haben, die eigenthümliche Qualität, wie sie in jedem besonderen Falle der erforderliche äußere Eindruck gegeben haben würde, kann die Einbildungsvorstellung hierdurch niemals erlangen.

Wie aber ist es nun zu erklären, daß trotz dem, wie die Erfahrung lehrt, häufig bloße Einbildungsvorstellungen für Wahrnehmungen des Wirklichen gehalten werden? — Augenscheinlich kann die Verwechselung nur dadurch entstehen, daß die bezeichnete Verschiedenheit irgendwie verdeckt oder verkehrt worden ist. Man nehme zunächst den im gewöhnlichen Leben so oft vorkommenden Fall, wo die sinnlichen Wahrnehmungen oder Empfindungen ganz fehlen oder nur sehr unvollkommen Statt finden. Wer dächte hier nicht vor Allem an die Träume? Bei diesen sind die Sinne geschlossen, also Wahr-

nehmungen „nicht möglich;“ was der Träumende dafür hält, sind innerlich erregte, also Einbildungs-Vorstellungen, die sofort als solche erkannt werden würden, wenn nur wirkliche Wahrnehmungen daneben treten könnten. Je frischer sie sich ausbilden, desto näher kommen sie den Wahrnehmungen und desto lebhafter wird der Traum, aber erst das Erwachen kann durch seine Wahrnehmungen erkennbar machen, daß man geträumt, d. h. das Eingebildete mit dem Wirklichen verwechselt habe. Aehnliche Täuschungen begegnen uns z. B. im Dunkeln, wo wir oft einen Strauch oder eine steinerne Säule für einen Menschen, eine Baumgruppe für ein Haus, eine Pappel für einen Thurm ꝛc. halten. Obschon in solchen Fällen die Wahrnehmung nicht ganz fehlt, so wird sie doch so stumpf gebildet, daß ihr die Einbildung sich gleich stellen kann, und der Gehörsinn täuscht sich auf dieselbe Weise, wenn wir bei Tönen, die aus weiter Ferne zu uns herüberklingen, eine bekannte Stimme, ein bestimmtes Wort, ein gewisses Instrument ꝛc. zu vernehmen glauben, während doch nur Einbildungsvorstellungen die Stelle des Wahrgenommenen einnehmen.

In diesen letztern Fällen wird die Verwechselung überdies fast immer noch dadurch erleichtert, daß die *Einbildungsvorstellungen eine ungewöhnliche Steigerung*, z. B. durch Furcht, Verstimmung u. dergl. besitzen, ohne daß gerade eine besondere *abnorme* Beimischung hinzuträte. Gesellt sich noch diese hinzu, so wird die Täuschung noch stärker und meist beharrlicher. Dies geschieht in den sogenannten Phantasmen, bei hitzigen Fiebern, bei Wahnsinnigen, oft auch bei Betrunkenen. Die Einbildungsvorstellungen werden hier den sinnlichen Empfindungen oder Wahrnehmungen gleich, ja noch stärker und frischer gebildet, weil *sehr lebhafte innere* Reize sich auf sie übertragen, welche von Affecten, hitzigem Blute, oder aus sonst einer abnormen Quelle herkommen, und welche durch ihren überwältigenden Andrang auch die feine *qualitative* Verschiedenheit zwischen Wahrnehmung und Einbildung verwischen. Noch am leichtesten wird bei Phantasmen diese feine Verschiedenheit bemerkt, weil hier die Täuschung nur einen Augenblick währt, folglich das Uebertragene nicht Zeit hat, sich genug festzusetzen.

Am allerleichtesten muß im Allgemeinen die Verwechselung bei der Auffassung der psychischen Vorgänge sein. Da hier die Elemente, welche für die Bildung der Wahrnehmungen erforderlich sind, durchgehends innerhalb der Seele liegen, so kommt es nur darauf an, daß das Eingebildete eine etwas stärkere Erregung erfahre, und die vollkommenste Täuschung ist fertig. So glaubt z. B. Jemand ein hochherziges, oder mitleidiges, oder dankbares ꝛc. Gefühl, das er sich nur aus Eitelkeit eingebildet, wirklich zu besitzen und zu empfinden, so bald die Eitelkeit nur eine höhere Lebhaftigkeit hat. Die bloß reproducirten Spuren werden für neu erzeugte Akte gehalten, weil die übertragenen Elemente ihnen eine geborgte Frische mittheilen, und der Unterschied zwischen dem Wirklichen und Eingebildeten, der hier besonders zarter Natur ist, ist verwischt. Daher kann unter Umständen die eingebildete Empfindung sogar in eine wirkliche verwandelt werden. Ein Erzieher z. B. will den Schein annehmen, daß er wegen eines kleinen Vergehens, aus welchem er in der That wenig macht, auf den Zögling sehr erzürnt sei. Er stellt sich diesen Affect lebhaft vor, und es währet nicht lange, so ist ihm derselbe zu einer Stärke angewachsen, daß sich die Anfangs bloß vorgeschützte Gemüthsbewegung wirklich ausbildet. Während in allen solchen Fällen sich erst mehr das Allgemeine, das Begriffliche reproducirte, schreitet die Erregung bald auf das Besondere, Concrete fort, und so kommt sehr natürlich die lebhafte Stimmung zu Stande. Auf diese Weise ward ferner schon Mancher stolz, grob ꝛc., weil ihn Umstände den Schein davon anzunehmen verleiteten.

Eine andere Klasse von Einbildungsvorstellungen machen die *Erinnerungen* aus. Sie sind Reproductionen dessen, was wir früher als *wirklich* aufgefaßt, erlebt, erfahren haben, was aber jetzt nur *von innen her* von Neuem bewußt wird. Während die vorige Klasse keine Anschauungen der betreffenden Gegenstände selbst voraussetzte, setzt diese solche Anschauungen immer voraus. Diese Vorstellungen müssen also den Wahrnehmungen des Wirklichen weit näher liegen, als die bisher betrachteten Einbildungsvorstellungen, denn sie sind die *nächsten* Reproductionen eben jener Wahrnehmungen, sind nicht gleichsam geborgt, um durch sie Nichtwahrgenommenes uns innerlich zu vergegenwärtigen. Ihre Frische muß demnach auch eine

größere sein, als bei jenen bloßen Einbildungsvorstellungen, so entschieden es auch laut der Erfahrung bleibt, daß dieselbe schon mehr oder weniger abgestumpft ist. Daraus erklärt sich, daß es z. B. Leuten von größerer Reizbarkeit schwer fällt, sich mit Bestimmtheit bewußt zu werden, ob sie das, was ihnen vor einiger Zeit bekannt geworden, selbst gesehn oder nur aus der Erzählung Anderer in sich als Einbildungsvorstellungen lebhaft zusammengesetzt haben. Ebenso begreift sich hieraus das arglose Lügen (Vergrößern, Verschönern ꝛc.) bei lebhaften Kindern, welche oft Nichts erzählen, beschreiben ꝛc. können, ohne daß sich in das Angeschaute bloße Einbildungsvorstellungen einmischten, die dann wegen ihrer großen Frische in gutem Glauben für Angeschautes gehalten und als solches dargestellt werden. Hieher gehört auch die bekannte Erscheinung, daß Ruhmredige, nachdem sie ihre unwahren Prahlereien eine längere Zeit hindurch wiederholt haben, endlich selber daran glauben, also ihre Einbildungsvorstellungen mit Wahrnehmungen verwechseln. Es haben hier die Einbildungen wiederholte Uebertragungen erhalten von Neigungen und Gemüthsbewegungen her. Trotz dem würde aber die Verwechselung nicht möglich sein, wenn es nicht die Natur der Reproductionen mit sich brächte, daß der Vorzug der höhern sinnlichen Frische, wie er in den ursprünglichen Auffassungen gegeben ist, immer mehr sich verwischt, wodurch die Erinnerungen den bloßen Einbildungsvorstellungen immer näher gerückt, d. h. immer ähnlicher werden müssen.*)

Aber nicht bloß unmittelbar durch seine Urfrische unterscheiden wir das Wirkliche vom Eingebildeten, sondern diese Unterscheidung geschieht auch im Denken und durch Denken, also mittelbar. Hierüber müssen wir noch das Nöthige beibringen.

*) Aus diesen und den kurz vorher gegebenen Erörterungen sieht man, wie leicht es ist, sich selbst zu belügen, und jedes Zeitalter liefert Beispiele, welche die Belege dazu geben. Man redet sich das längst als falsch Erkannte so lange vor, bis man endlich alles Ernstes daran glaubt. Erst Heuchelei, dann grober Selbstbetrug. So geht es immer, wenn selbstsüchtige, lasterhafte Neigungen herrschend werden.

Blicken wir also auf die Begriffe, welche sich aus den Wahrnehmungen wie aus den Reproductionen derselben hervorarbeiten, so leuchtet sofort ein, daß hierbei das Merkmal der Wirklichkeit (die ursprüngliche Frische des Vorstellens) noch mehr verwischt werden, folglich die Bürgschaft des Existirenden immer schwächer im Denken nachklingen muß, je abstracter oder höher die Begriffe sich gestalten. Zwar ist kein Grund vorhanden, warum die bezeichneten Abstufungen der Frische im Abstractionsprocesse gänzlich abgestreift werden sollten, und die Erfahrung lehrt überall, daß die Begriffe Desjenigen, der viel selbst beobachtet und versucht hat, im Allgemeinen eine größere Frische besitzen, als die des bloßen Büchergelehrten. Allein aus zwei Ursachen müssen und werden die Begriffe immer viel von der Frische der ihnen zum Grunde liegenden Anschauungen einbüßen. Erstlich entsteht wohl kein Begriff lediglich aus Reproductionen des Selbst-wahrgenommenen, sondern auch das von Andern uns Erzählte, Beschriebene ꝛc., also schon ursprünglich nur innerlich Gebildete steuert seine gleichen Elemente hinzu, und was wir selber wahrgenommen haben, geht größtentheils erst dann in den Abstractionsproceß ein, wenn es bereits vielmal reproducirt worden, also schon um die sinnliche Frische fast gänzlich gekommen ist. Zweitens wird ja bei der Begriffbildung das Verschiedenartige aus den Grundgebilden nicht mit aufgenommen (nur das Gleiche derselben giebt den Begriff), womit natürlich oft das Frischeste, das Pikanteste der Anschauungen in Wegfall kommen muß. Was liegt denn z. B. in dem Begriff „Lachen" noch Lächerliches, in dem Begriff „Klagen" noch Klägliches, in dem Begriff „Trost" noch Tröstliches ꝛc.? Bei den meisten Begriffen (z. B. von Naturproducten, Naturprocessen, Characteren, Gemüthsbewegungen ꝛc.) möchte es daher sehr schwer, ja unmöglich sein, rein aus ihrer Beschaffenheit zu entscheiden, ob das in ihnen Gedachte seinen Elementen nach von eigenen Wahrnehmungen stammt, oder nur einem Theile nach, oder gar nicht.

Diese Schwierigkeit muß natürlich zunehmen, je mehr sich's um höhere oder allgemeinere (abstractere) Begriffe handelt. Diese bilden sich ja aus viel zahlreicheren Vorstellungen hervor, indem erst die unter ihnen liegenden niederen Begriffe entstehn, folglich eine

größere Anzahl von Abstractionsprocessen ihnen vorangehn mußten. Kann es befremden, daß das Gepräge der Realität gerade in den höchsten Begriffen am meisten verwischt ist? Da wir schon früher (S. 72 — 75) gezeigt haben, wie unsere Philosophen ihre Begriffe noch immer zu bilden pflegen, so begreift sich wohl zur Genüge, warum sie uns mit so vielfachen Hirngespinnsten haben beschenken können. Wie sollen sie auf solchem Wege gewahr werden, daß sie lediglich mit Einbildungen spielen?

Von selbst drängt sich nun die Frage auf, wie haben wir uns vor dergleichen zu hüten? Leicht wird diese Vorsicht nicht sein, da das Denken, wie gezeigt, eine so eigenthümliche Stellung zu den Auffassungen des Reellen einnimmt. Indeß werden sich folgende zwei Vorschriften in den meisten Fällen sehr hilfreich erweisen.

1) Man halte die Vorstellungen, welche aus der Auffassung des Wirklichen geschöpft sind, und die, so es nicht sind, so scharf als möglich auseinander. Wie oft wird gegen diese Regel im Leben wie in der Wissenschaft gesündigt! Bloße Einbildungsvorstellungen, die man recht wohl als solche erkannt hat, weil sie entweder wissentliche Erdichtungen oder nur wahrscheinliche Vermuthungen sind, werden geradezu als Thatsachen vorgetragen. Die meisten Menschen leiden in dieser Beziehung an einer merkwürdigen Gewissenlosigkeit, die freilich nicht unerklärbar ist. Bald ist es die Eigenliebe, die sich in dem Scheine des Allwissens gefällt, bald eine falsche Scham, die ihre Unwissenheit nicht eingestehn mag, bald auch nur ein gewisses Vergnügen, die Lücken des Thatsächlichen in dieser Weise auszufüllen, bald nur eine flüchtige Laune, bald aber auch der Vorsatz geflissentlicher Täuschung ꝛc., warum man sich selbst und Andere dem Irrthume überliefert. Außer dem Vorstellen und Denken müssen also auch die Neigungen in die gehörige Zucht genommen werden, wenn das Wahre nicht verloren gehn soll, und es ist an die Stelle des in dieser Beziehung so häufigen Leichtsinns die strengste Gewissenhaftigkeit zu setzen.

Da indeß das Auseinanderhalten vermöge der bloßen Beschaffenheit der Vorstellungen, wie wir gesehn, nicht weit reicht, so müssen wir uns

2) von dieser Beschaffenheit bestimmte Begriffe zu erwerben bemüht sein, die wir als festbestimmte Prädikate auf die Vorstellungen beziehn, und wodurch wir uns ihr Verhältniß zur Existenz in der höchsten Stufe der Reflexion aus- und einprägen. Mit andern Worten: noch ehe die Beschaffenheit der Vorstellungen sich verwischt, werde man sich mit Bestimmtheit bewußt, ob das, was wir im Denken verarbeiten wollen, von uns selber erfahren worden, oder uns nur von Andern mitgetheilt ist, und unter welchen günstigen oder ungünstigen Verhältnissen dies oder jenes geschehen, ob das Ueberlieferte nur als Vermuthung zu uns gelangte, auf welchen Grundlagen sie sich gebildet haben ꝛc. So werden sich die Verhältnisse unseres Vorstellens zu immer höheren Stufen des Denkens abstrahiren; *) die Begriffe der Existenz („wirklich"), der Nichtexistenz („nicht wirklich"), der bloßen Vermuthung, der Wahrscheinlichkeit, der Möglichkeit, der reinen Erdichtung ꝛc. werden in richtiger Weise auf sie bezogen und dauernd mit ihnen verbunden werden, so daß wir uns gewissermaßen geschichtlich die Ausbildung unseres Vorstellens jederzeit vergegenwärtigen können — ein Vortheil, den wir früher bereits in anderer

*) Im Allgemeinen lassen sich drei Stufen hierfür unterscheiden. Man nehme z. B. das gewöhnliche kategorische Urtheil: „der Magnet zieht das Eisen an", und vergleiche damit die Urtheile: „wenn der Magnet dem Eisen bis zu einem gewissen Punkte genähert wird, so wird dasselbe von ihm angezogen" — „der Magnet ist die Ursache von dem Angezogenwerden des Eisens in der Richtung zu ihm hin." Im ersten Falle (auf der ersten Stufe) tritt das synthetische Grundverhältniß — hier die Ursache — noch gar nicht besonders für das Denken hervor und kann daher auch nicht zu einem besonderen Ausdruck gelangen. Im zweiten Falle geschieht dieser Ausdruck durch Verhältnißwörter und durch besondere Satzbildung, ein Beweis, daß das Grundverhältniß noch nicht vollkommen für sich gedacht ist (zweite Stufe); im dritten liegt der Ausdruck in besondern Haupt- (Ding-) Wörtern und das Grundverhältniß tritt sonach als ein Denkakt in abgesonderter Form auf (dritte und höchste Stufe). So wird auch die Existenz, wie alle Grundverhältnisse des Denkens, bald gar nicht besonders, bald eben auf die bezeichnete Weise gesondert gedacht und in und mit dem kategorischen Urtheile ausgedrückt; z. B. der Mond scheint, der Mond scheint wirklich; alle Säugethiere sind warmblütig (hier liegt das Grundverhältniß bloß in der Endung: ig angedeutet), die Warmblütigkeit ist eine Eigenschaft der Säugethiere; a) das Thermometer steigt, b) je wärmer die Luft wird, desto mehr steigt das Thermometer, c) die Wärme ist die Ursache von dem Steigen des Thermometers; dieses Holz ist härter, als jenes, dieses Holz ist in einem höheren Grade hart, als jenes ꝛc.

Beziehung als höchst wichtig (S. 123 f.) kennen gelernt haben. Aechte Naturforscher haben sich diese genaue Unterscheidung längst als Gesetz vorgeschrieben.

Daß man dem bloß innerlich erzeugten Vorstellen Realität zuspricht, würde jedoch weniger Wunder nehmen, wenn es bloß da geschähe, wo ein Denken in Bezug auf dasselbe noch nicht ausgebildet ist, das Vorstellen also noch in unreflectirter Form auftritt. Allein auch da, wo es bereits einen hohen Grad von Reflexion und zwar schon von Anfang an gewonnen hat, weil es nur auf Grundlage derselben zu Stande kommen konnte, wird ihm oftmals objective Wirklichkeit zugeschrieben. Dahin gehören die Behauptungen: a) Denken und Sein ist Eins (die Begriffe als solche leisten für die Wirklichkeit des in ihnen Gedachten Gewähr), b) die Zwecke, welche wir vorstellen (denken), sind auch außer dem Denken in den Dingen vorhanden, gehören zur Natur derselben, c) das Ideale (Vollkommenste), das uns, indem wir es denken, so sehr steigert und erhebt, erweist sich eben hierdurch als objectiv begründet.

Ueber das Erste können wir kurz sein. Die Begriffe sind allerdings vor den besonderen Vorstellungen durch größere Stärke und Klarheit ausgezeichnet und dies könnte auf die Vermuthung führen, daß eben hierin eine tiefere Bedeutung für das Reelle liege. Allein die Combination des Gleichen, die gleichzeitige Abziehung des Bewußtseins vom Ungleichen, wodurch die Begriffe entstehn, sind ja Vorgänge, welche rein durch die Natur unseres Geistes bedingt sind; wie können wir hieraus, ohne uns einer Erschleichung schuldig zu machen, folgern, daß sie uns die Natur und die Verhältnisse des Realen außer uns tiefer offenbaren sollten, gesetzt auch, daß das zusammengeflossene Gleiche wirklich objectiven Ursprunges wäre? Und mischt sich nicht gern bloß Subjektives mit ein? Sind es nicht häufig bloße Einbildungsvorstellungen, woraus unsere Begriffe hervorgehen? Man denke an die Begriffe: Erdball, Erdtheil, Eismeer, Meeresgrund, Pol, Aequator, Planetenbahn, Urwelt ꝛc. Und folgt z. B. aus dem Begriffe „Krankheit", daß derjenige allemal krank ist, auf den ich diesen Begriff anwende?

Aehnlich verhält es sich mit den Zweckvorstellungen. Auch diese sind nur subjectiv begründet, so lebhaft sie sich auch für

unser Bewußtsein vordrängen und vor anderen Vorstellungen geltend machen mögen. Die Dinge selbst enthalten Nichts von Zwecken und Mitteln, sondern nur Ursachen und Wirkungen kommen bei ihnen vor *). Lediglich empfindende Wesen können die Umkehr der Causalreihen in Finalreihen (s. S. 168.) bewirken, und daß die Zwecke das Bewußtsein so stark einnehmen und die Seele so lebhaft beschäftigen, ist sehr natürlich. Jeder vorgestellte Zweck enthält Streben und Fühlen gemeinsam (wir fühlen den Werth des vorgestellten Dinges und suchen es zu erreichen, auch stellen wir schon im Voraus das Streben als befriedigt vor, wodurch ein doppeltes Gefühl der Steigerung [Befriedigung] entsteht), wie sollte ein solcher Akt von den bloßen kahlen Vorstellungen nicht bedeutend abstechen? Namentlich wird solches da der Fall sein müssen, wo wir die Causalverhältnisse, welche die Erreichung des Zweckes bedingen, gar nicht oder nur unvollkommen kennen, so daß sie nur schwach und dunkel für unser Bewußtsein mitklingen können, wie wenn Jemand bezweckt, seine Wohlfahrt in einem andern Erdtheile zu begründen und darum getrosten Muthes aufs Gerathewohl dahin auswandert, oder wenn Einer einen Bau unternimmt, vor dem er gewiß zurückbeben würde, wenn er die Mittel (die zur bezweckten Wirkung erforderlichen Ursachen) zu übersehen vermöchte. Werden nun auch auf diese Weise die Zwecke zum Ersten für unser Vorstellen, und ist in dieser Beziehung Nichts dagegen einzuwenden, daß wir von ihnen ausgehn und ihnen andere Vorstellungen, Begehrungen ꝛc. anreihen, so viel sich anreihen lassen, so sind sie doch nicht für das Reale, für die Natur das Erste, und wir verfallen in Irrthümer, wenn wir diesen nur subjectiv begründeten Vorzug sofort objectiv deuten. Vielmehr fragt es sich in jedem einzelnen Falle, ob uns das Causalverhältniß in den Dingen auch als Finalverhältniß dienen werde, wozu jedesmal eine besondere Untersuchung auf beson-

*) Aus dieser unläugbaren Wahrheit folgere man aber nicht, daß der Zusammenhang von Ursache und Wirkung in den Dingen ein verkehrter, also das Gegentheil von vernünftiger, zweckmäßiger Anordnung sei. Alles ist gewiß dem Weltzwecke entsprechend eingerichtet; aber wir kennen den Weltzweck nicht, und nur darum kann es zuweilen scheinen, als walte hie und da der blinde Zufall. Wären wir allwissend, so würden wir gewiß Alles in der besten Harmonie finden.

deren Grundlagen erforderlich ist, um so mehr, als hinter dem Nachher, das wir bei den Außendingen zunächst nur wahrnehmen, nicht immer ein Durch-etwas liegt. Vergl. S. 171 ff.

Endlich ist es auch eine falsche Deutung des bloß subjectiv Begründeten, wenn man Vollkommenheiten, wie sie uns in Gefühlen kund werden, als Bürgschaften dafür angesehen hat, daß das in dieser Art Gefühlte existire, außerhalb des Gefühles und vor ihm dagewesen sei. Man schließt da so: was nicht existirt, kann ich nicht fühlen, und wenn ich also die Hohheit empfinde, welche in den Ideen des Wahren, des sittlich Guten, der Schönheit, der Vernunft ꝛc. liegt, so müssen diese Ideen mir fertig angeboren sein, sonst könnten sie mir nicht zum Bewußtsein kommen. Allein so gut die Idee einer erhabenen Symphonie Niemandem angeboren, sondern nur ein spät erzieltes Entwickelungsproduct ist, von welchem das Angeborene weit verschieden, viel unvollkommener sich zeigt, so gut sind auch jene Ideen mit aller ihrer Herrlichkeit nicht als besondere Existenzen in dem Angeborenen vorhanden, sondern die angeborenen Vermögen tragen nur die Prädetermination zur künftigen Entstehung solcher Entwickelungsproducte in sich (vergl. S. 70). Eben so kann der Beweis, daß Gott existire, nicht daraus geführt werden, daß uns die Vorstellung von ihm als der Inbegriff aller Vollkommenheit sich aufdrängt und die höchste Gefühlssteigerung mit sich führt. Existirt denn ein Diamantberg, wenn mir die Vorstellung davon so lebhaft sich ausbildet, daß sie mich in Wonne und Entzücken versetzt? Das Dasein Gottes muß auf ganz andere Weise erhärtet werden.

Wir kommen immer wieder darauf zurück: nur äußere oder innere Wahrnehmung kann uns berechtigen, das Gedachte als existirend zu betrachten. Es gibt keine Methode des Denkens, welche uns auf rein abstractem Wege (durch bloßes Denken) über die Existenz des Gedachten Gewißheit geben könnte, und dies gilt auch eben so in Betreff der übrigen Denkgrundlagen. Wir mögen sie combiniren und dadurch verändern, wie wir wollen, wir bleiben immer im Gebiete unseres Vorstellens, Fühlens, Begehrens. Das Sein ist nun einmal ein Grundverhältniß für sich, wie auch die übrigen Grundverhältnisse für sich bestehn und

keins die Stelle des andern vertreten kann. Sie gewissenhaft auseinander halten, bleibt das A und O aller Methode des Denkens, aber ohne Hinzukommen der Wahrnehmung haben wir keine Gewähr für ihre Wirklichkeit in einem bestimmten Falle.

Allein giebt es nicht viele Fälle, wo wir Existirendes annehmen, ohne daß wir es wahrgenommen? Wenn wir eine Nachricht erhalten, die an Unvollständigkeit leidet, so ergänzen wir die Lücken, so weit wir nur immer können, und reihen die Ergänzungen in die Thatsachen ebenfalls als Thatsachen ein. Eben so handelt der Geschichtschreiber, dem mangelhafte Zeugnisse vorliegen; er fügt das Fehlende als Geschehenes hinzu und bringt so das Ganze in den Zusammenhang, der als der natürlichste in dem vorliegenden Falle sich aufdrängt. Wenn ferner der Zoolog die wenigen Ueberbleibsel eines urweltlichen Thieres in Gedanken so ergänzt, daß die ganze äußere und innere Organisation desselben hergestellt wird, so nimmt er Existirendes an, obgleich weder er noch sonst Jemand diese Ergänzungsbestandtheile jemals wahrgenommen hat. Ganz ähnlich ist der Fall, wo man gewisse Fabrikate aus rohen Stoffen, oder Vollkommenheiten des Denkens, der moralischen Entwickelung ꝛc. mit der größten Sicherheit darum erwartet, weil man Veranstaltungen zur Hervorbringung derselben getroffen hat.

Indessen liegt in solchen Fällen das angenommene Existirende doch immer noch im Bereiche des Wahrnehmbaren überhaupt; es ist nur unserer oder unserer gegenwärtigen (unmittelbaren) Wahrnehmung entzogen, weil es entweder jetzt räumlich von uns entfernt ist, oder weil es über unsre zeitliche Gegenwart hinausgeht, hinter uns in der Vergangenheit oder vor uns in der Zukunft liegt. Die Annahme von Existenzen geht aber noch weiter, erstreckt sich auch auf Solches, was seiner Natur nach gar nicht wahrgenommen werden kann.

Wenn der Seelsorger, der Kriminalrichter ꝛc. auf die Gemüthsbeschaffenheiten derjenigen schließen, mit denen sie zu thun haben, wenn der Arzt aus den Symptomen einer Krankheit sich das innere Wesen derselben deutet, wenn der Physiker aus den Erscheinungen der äußeren Natur, oder der Psycholog aus den Thatsachen des Selbstbewußtseins die inneren Kräfte abnehmen, die dem Geschehen zum

Grunde liegen, so beziehen sie sich auf Existirendes, von welchem keine Wahrnehmungen möglich sind, und doch thun sie es mit der Bestimmtheit und Sicherheit, welche dem Erkennen eigenthümlich zukommen.*) Mit welchem Rechte geschieht nun dieses?

Es liegt am Tage: so weit jene Annahmen richtig gebildet sind, stützen sie sich auf anderes (äußerlich oder innerlich) Wahrgenommenes, also auf Existirendes; es sind Unterlegungen nach erkannten **reellen Grundverhältnissen.** Was aber nach reellen Grundverhältnissen zusammenhängt, steht in einem nothwendigen Zusammenhange, und drängt uns dieser Zusammenhang, den wahrgenommenen Existenzen auch die nicht wahrgenommenen anzureihen, so sind wir unbestreitbar dazu berechtiget. Dabei versteht es sich von selbst, daß wir Manches nur bedingungsweise an das Existirende anschließen werden, um uns für etwa nöthig werdende Verbesserungen freie Hand zu bewahren. Im Uebrigen ist es jedoch gleichgiltig, ob die Unterlegungen in der Form des Denkens (in Urtheilen und Schlüssen), oder mehr in den unmittelbareren und frischeren Formen (als Wahrnehmungen) geschehn, obschon nicht zu verkennen ist, daß die erstere Form im Allgemeinen eine größere Bestimmtheit und Sicherheit gewährt und eine genauere und überzeugendere Prüfung verstattet.

Kaum braucht nun wohl noch bemerkt zu werden, daß die bezeichneten Fälle keine Ausnahmen von dem bisher wiederholt aufgestellten Gesetze sind: zur Behauptung der Existenz des Gedachten können uns lediglich äußere oder innere Wahrnehmungen berechtigen. Wir stützen uns dabei eben nicht auf bloßes Gedachtes, sondern allein auf Wahrgenommenes;

*) Gehen auch bei unsrer Selbstwahrnehmung die inneren (unbewußten) Kräfte oder Vermögen in die Wahrnehmung ein, so daß sie uns hierdurch vollständig kund werden, so sind sie doch als innere, unbewußte Kräfte nicht wahrnehmbar. Jedes Seelengebilde, sei es Vorstellung, Begehrung ꝛc., oder was es sonst wolle, ist nämlich, wie schon früher hinlänglich gezeigt, ein Kraftgebilde, das im innern, d. h. unbewußten Sein der Seele ruht, so lange es nicht erregt ist; erst durch Erregung wird es bewußt und dadurch für die Wahrnehmung gleichsam offen, wogegen uns die inneren Kräfte der Außendinge nie in solcher Art offenkundig werden können.

nur von diesem lassen wir uns unsere Annahmen diktiren, und so sind diese Fälle die entschiedensten Bestätigungen für jenes Gesetz.

Was die specielleren Vorschriften betrifft, nach welchen wir, um keine Irrthümer bei der Unterlegung von Existenzen zu begehen, zu verfahren haben, so beschäftiget sich damit eine große Anzahl von Wissenschaften: die allgemeine und besondere Hermeneutik, die pathologische Diagnostik, die Theorie des criminalistischen Untersuchungsverfahrens, die Pädagogik, die Seelenkunde ꝛc., und auf diese müssen wir für die weitere Ausbildung und Anwendung des aufgestellten Gesetzes verweisen. Indeß werden im Folgenden darauf bezügliche Bemerkungen noch in Menge vorkommen (s. bes. §. 42.).

Resultate:

1. Da der Mensch über sehr Verschiedenes denken kann und das Gedachte (der Gegenstand) niemals einerlei ist mit dem Denkakte, so sind die Begriffe, durch welche das Denken geschieht, streng auseinander zu halten mit dem, worauf sie bezogen werden. Das Letztere gewährt daher sehr mannigfaltige **Grundlagen des Denkens,** deren scharfe Unterscheidung noch nothwendiger und wichtiger ist, als die Unterscheidung der Begriffe selbst.

2. Gefunden können die Denkgrundlagen nur werden durch Wahrnehmung, durch Beobachtung, mithin die äußern nur durch äußere, die innern durch innere Wahrnehmung, wobei das Licht der Begriffe unterstützend mitwirkt.

3. Die denkenden Begriffe sind abstrahirt aus diesem Grundmaterial, ohne welches sie nie entstehen können, und es kann daher kein Vorstellungsinhalt in ihnen liegen, der nicht schon in dem Grundmaterial läge. Durch die Begriffe wird das letztere nur zu höherer Klarheit, Bestimmtheit und Fruchtbarkeit gesteigert (verarbeitet), was auch die übrigen durch die Begriffe bedingten Denkakte (Urtheile, Schlüsse ꝛc.) lediglich in höheren Graden thun.

4. Aus den Begriffen allein entscheiden zu wollen, ob das, worauf sie sich richten, so oder so sei, ja ob es überhaupt existire, ist darum unmöglich, weil sie auch aus bloßen Einbildungsvorstellungen hervorgehen können, und weil diese letzteren überall bei ihrer Entstehung mit concurriren. **Das Denken kann darum nur Richter über das sein, was aus ihm selber stammt;** das **vor** den Begriffen Liegende muß aus der Wahrnehmung, der Erfahrung erkannt werden; nur diese kann uns über die Beschaffenheit und die Existenz des Gedachten Auskunft geben.

5. Je höher (abstracter) das Denken wird, desto mehr fällt das Concrete bei ihm aus, es nimmt immer mehr das Gepräge der Subjectivität an. Dies gilt nicht nur von den auf Aeußeres sich beziehenden Begriffen, sondern auch von den das Innere betreffenden. Dazu kommt, daß schon die niedrigsten Begriffe nicht aus den Außendingen, die wir denken, **unmittelbar** hervorgehen, sondern erst aus den subjectiv gewordenen Eindrücken der Dinge, d. i. aus den erworbenen Anschauungen von den Dingen, so daß alles Denken zunächst nur ein ideeller Akt ist. Wir bleiben also beim Denken lediglich **in uns** thätig, können nicht aus uns hinaus und zu den Außendingen hinüber kommen, weshalb es die größte Thorheit ist, das bloße Denken für die Bürgschaft des Gedachten außer uns zu halten. Allerdings sind wir auch beim **Wahrnehmen** der Außendinge auf uns selbst, auf **unsere** Thätigkeit beschränkt; da aber das Nichtexistirende auch nicht auf uns einwirken könnte, so ist es ungereimt, das Dasein der Außendinge zu läugnen und sich einem absoluten Idealismus in die Arme zu werfen; bloß der **grobe** Realismus zeigt sich unstatthaft.

6. In Bezug auf unser eignes Sein sind wir mit der Erfassung des Wirklichen besser daran; aber auch hier sind die Begriffe nur das Allgemeine der concreten

Seelengebilde, und diese sind daher nicht aus den von ihnen abgeleiteten Begriffen, sondern nur durch unmittelbare Auffassung im Selbstbewußtsein zu erkennen, wobei allerdings das Licht der Begriffe noch mehr vonnöthen ist, als bei den aufzufassenden Gegenständen der Außenwelt. Näheres in §. 34.

7. Diese auf unser Inneres sich beziehenden Begriffe, wodurch wir das im Selbstbewußtsein Auftretende wahrnehmen, fallen mit dem Wahrgenommenen **qualitativ** in Eins zusammen; es kommen zum Letzteren keine fremdartigen Elemente durch die ersteren hinzu, weshalb wir das Geistige in uns erkennen, wie es **an sich** ist, nicht bloß wie es **erscheint** (aufgefaßt wird). Bei der Auffassung des Aeußern ist es anders; diese ist an die Sinnenvermögen gebunden, welche den einwirkenden Reizen der Dinge ihre subjective Natur aufdrücken, so daß ein und derselbe Gegenstand ganz anders erscheint, je nach dem wir ihn durch diesen oder jenen Sinn wahrnehmen. Die Wahrheit der innern Auffassungen ist darum die höchste, zuverlässigste, welche der Mensch zu erreichen vermag; Factoren und Product zeigen sich hier überall gleich.

8. Besonders wichtige Denkgrundlagen der Innenwelt sind die Gefühle, weil sie die Objecte bilden für die Wissenschaften der **Moral**, des **Rechtes**, der **Religion** und **Aesthetik**. Die Urtheile in allen diesen Wissensgebieten haben Gefühle zu Subjekten, Gefühlsbegriffe zu Prädikaten.

9. Daß die Anwendung der Mathematik dem aus Erfahrung Erkannten unmittelbar eine höhere Gewißheit gebe, ist unrichtig. Durch Zählen und Messen wird das an sich Ungewisse nicht gewiß, und mit ihren abstracten Formeln kann die Mathematik den Erfahrungsthatsachen nur insofern zu Hilfe kommen, als diese durch jene einen Zuwachs an Klarheit erhalten, wie solches bei Vergleichungen immer der Fall ist. Zur Zeit läßt sich

auf die Thatsachen unseres Inneren noch keine Mathematik anwenden.

10. Eben so ist es ein Irrthum, wenn man den Vorzug, den unsre Vorstellungen von dem Räumlich-Ausgedehnten besitzen, in den Objecten sucht. Nur in der höhern Kräftigkeit unseres Gesichtssinnes (Centralsinnes) ist dieser Vorzug begründet, und er hat darum nur subjectiven Werth. Der Materialismus ist daher im Unrechte mit der Behauptung, daß das materielle Sein eine höhere Substantialität habe, als das Geistige, das vielmehr das Beständigste, Bleibendste unter allen Existenzen ist, die wir kennen.

§. 29.

Ueber den sprachlichen Ausdruck der synthetischen Denkgrundlagen.

(Hypothetische und disjunctive Urtheile.)

Als synthetische Grundlagen des Denkens haben wir also, laut der §§. 24 — 28., Folgendes kennen gelernt.

1) Die mannigfaltigen Verhältnisse, welche von den äußeren Sinnen aufgefaßt werden: die räumliche Ausdehnung der Dinge (bloß vom Gesichts- und Tastsinn erkannt), die Farben derselben; die Dauer, Stärke und Höhe der Töne, Klänge ꝛc; das Harte, Weiche, Rauche ꝛc. an den Dingen; das Süße, Saure, Bittre derselben ꝛc.; das Duftende in allen Formen (lieblich, dumpfig, modrig) ꝛc.; die Wärme, Kälte, Tobrigkeit der Luft ꝛc; das Schwere, Leichte, Elastische an den Gegenständen ꝛc. — kurz Alles, was sinnlich wahrnehmbar ist.

2) Die Verhältnisse, in welchen sich uns die Entwickelung unseres eigenen Innern darstellt, mithin alles durch das Selbstbewußtsein Aufgefaßte: die Reproductionen, die Verknüpfungen, die Phantasien, die Begehrungen, Widerstrebungen, Wollungen, die Gefühle, die Verhältnisse der Bestrebungen unter sich und zum Thun, so wie die sich denselben anschließenden Verhältnisse zwischen Zwecken und Mitteln; ferner die Begriffe, Urtheile, Schlüsse, Ideen ꝛc.

3) Die Verhältnisse, die bei dem Zusammenhange der Dinge und Erfolge sowohl in der Außen- als der Innenwelt vorkommen: a) die äußerliche (bloß zeitliche) Verbindung dessen, was ist oder geschieht — das Zugleich und Nachher, b) die innerliche (reelle) Verbindung desselben — das Ineinander und Durcheinander (der eigenschaftliche und ursächliche Zusammenhang).

4) Die Existenz dessen, was wir denken, im Gegensatze zu dem bloßen Denken, das auch das Nichtexistirende umfaßt.

Es fragt sich nun, wie drückt die Sprache diese Grundverhältnisse aus? Werden sie durch den Sprachausdruck besonders bezeichnet oder fällt in der Regel das Synthetische in denselben Ausdruck hinein, der eigentlich nur für die Analysis bestimmt ist? Einiges davon wissen wir schon; man s. die Anmerk. auf S. 189.

Man nehme zuerst das einfache analytische Urtheil. Es wird am häufigsten gebraucht zur Bezeichnung der Eigenschaften der Dinge; z. B dieser Stein ist hart (schwer, leicht, groß, klein, grau, bunt ꝛc.), das Glas ist durchsichtig (zerbrechlich, spröde ꝛc.). Es sagt also (schlechtweg) aus, was im Gegenstande, über den es gefällt wird, liegt, und hiervon hat es den Namen kategorisches (unbedingt aussagendes) Urtheil bekommen.*)

Indem man es mit diesem Namen dem sogenannten hypothetischen (Bedingungs-) Urtheil gegenüberstellte, ließ man sich von der Ansicht leiten, es gebe Grundverhältnisse, die sich durch das kategorische Urtheil nicht ausdrücken ließen, so wie sich umgekehrt das hypothetische Urtheil nicht zum Ausdruck dessen eigne, was das kategorische Urtheil besage. Wie steht es damit?

Ein hypothetisches Urtheil ist die Verbindung zweier Urtheile, von welchem das eine als die Folge des andern anzusehen ist, d. h. mit der Wahrheit des einen (des Grundes) ist zugleich auch die Wahrheit des andern (der Folge) gegeben. Ein Beispiel ist folgendes. „Wenn der Apfel reif ist, so fällt er ab." Damit behaupte ich weder das Reifsein des Apfels, noch das Abfallen des-

*) Auch das verneinende Urtheil ist zugleich ein kategorisches, inwiefern es einem Gegenstande Etwas schlechthin (unbedingt) abspricht; z. B.: faules Wasser ist nicht trinkbar.

selben, sondern bloß die Abfolge des einen Urtheils aus dem andern: ihre Consequenz. Der Vordersatz kann in dem Augenblicke, wo ich das von einem Apfel aussage, gar nicht wahr sein, gar nicht Wirklichkeit haben, und dann fällt auch der Nachsatz hinweg. Mithin liegt in solchem Urtheil **an sich** gar kein reelles Grundverhältniß ausgedrückt, sondern bloß ein ideelles, ein Verhältniß zwischen meinen Vorstellungen; das Verhältniß in den Dingen kann dabei ein ganz anderes sein. Setze ich nun dafür: „der reife Apfel fällt ab", so habe ich ganz Dasselbe gesagt; aber ich habe es jetzt durch ein kategorisches Urtheil ausgedrückt, und wer sähe hier nicht, daß zwischen dem hypothetischen und kategorischen Urtheil nur ein grammatischer, kein logischer Unterschied ist? Jenes drückt bloß in breiterer Form (in zwei Urtheile zerlegt) aus, was dieses in gedrängterer Form darstellt. Jene zwei Urtheile können darum nur für zwei Glieder eines und desselben Urtheiles (als Subjekt und Prädikat) gelten.

Gilt nun diese logische Gleichheit zwischen dem kategorischen und hypothetischen Urtheil in allen Fällen? Gewiß! Wie das Verhältniß zwischen dem Dinge und seinen Eigenschaften, so lassen sich auch alle übrigen reellen Grundverhältnisse durch beiderlei Urtheile bezeichnen. Beispiele! Wenn in zwei Dreiecken die drei Seiten einander gleich sind, so decken sie einander = zwei Dreiecke von gleichen Seiten decken einander. Wenn Etwas ein Ton ist, so ist es auch eine Gehörempfindung = der Ton ist eine Gehörempfindung (s. vorher **N. 1.**). — Wenn dieses Thun ein von dir beabsichtigtes (erstrebtes) war, so ist es sittlich verwerflich = dieses dein Thun ist als ein beabsichtigtes sittlich verwerflich. Wenn Das bezweckt wird, so ist Jenes das beste Mittel dazu = zu diesem Zwecke ist Jenes das beste Mittel (dieser Zweck wird am besten durch jenes Mittel erreicht). Wenn Etwas ein Begriff ist, so ist es auch eine Vorstellung = der Begriff ist eine Vorstellung (s. vorher **N. 2.**). — Wenn die Sonne aufgeht, so wird es Tag = mit dem Aufgange der Sonne wird es Tag. Wenn der Winter vorbei ist, so kommt der Frühling = nach dem Winter kommt der Frühling. Wenn ein Thier seine Jungen säugt, so hat es rothes warmes Blut = das Säugethier hat rothes warmes Blut. Wenn das

Glas gerieben wird, so entwickelt es Electricität = das Glas entwickelt gerieben Electricität (s. vorher **N. 3. a.** und **b.**). — Wenn wir Etwas aus hinlänglicher Erfahrung erkannt haben, so existirt es auch = das aus hinlänglicher Erfahrung Erkannte existirt. Wenn Etwas bloß gedacht wird, so braucht es noch nicht zu existiren = das bloß Gedachte braucht noch nicht zu existiren (s. vorher **N. 4.**).

Hauptsächlich wird die hypothetische Urtheilsform gebraucht, um das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung (das Causalverhältniß) auszudrücken, z. B.: wenn das Eisen sehr erhitzt wird, so schmilzt es = große Hitze ist die Ursache vom (verursacht das) Schmelzen des Eisens. Hier haben wir zwei Glieder: Ursache — Wirkung, und diese werden natürlich sehr zweckmäßig in zwei Sätzen dargestellt. Eben so zweigliedrig ist das Verhältniß von Grund und Folge, weshalb auch dieses mit Recht die breitere Ausdrucksform liebt. Nur darf diese Aehnlichkeit nicht, wie geschehen, zu dem Irrthum verleiten, als stehe Alles, was in der hypothetischen Urtheilsform auftritt, in einem ursächlichen Zusammenhange, und Grund und Folge bedeute auch nur diesen Zusammenhang. Das hypothetische Urtheil ist zunächst bloß bestimmt, den Zusammenhang unserer Vorstellungen auszudrücken, also eine ideelle Verbindung zu bezeichnen. Nun muß natürlich Ursache und Wirkung, die immer in einem reellen Zusammenhange stehn, auch in unserem Vorstellen zusammenhängen, wenn sie von uns wahrgenommen werden, und sie erscheinen insofern immer auch als Grund und Folge. Aber nicht umgekehrt haben Grund und Folge immer einen reellen (in den Dingen liegenden) Zusammenhang, man müßte denn den psychisch-reellen meinen, der freilich nie fehlt, da das Fürwahrhalten des Grundes jederzeit die Ursache ist von dem Fürwahrhalten der Folge. Sonst aber ist, wie von selbst einleuchtet, das Ideelle wesentlich verschieden von dem Reellen. Beides liegt einander nur insofern parallel, als Grund und Folge eben so nothwendig von einander abhängen*), aus einander hervorgehen, wie Ursache und Wirkung. Dabei können beiderlei Ver-

*) Oder, wie man dies gewöhnlich ausdrückt: durch einander bedingt sind; daher der Name: Bedingungsurtheil (hypothetisches Urtheil).

hältnisse einander veranlassen. Ursache und Wirkung kann Niemand vorstellen, ohne sie als Grund und Folge zu denken, und Grund und Folge muß Jeder, der eine Erfindung machen, einen Plan ausführen will, zur Ursache und Wirkung werden lassen. So erklärt sich, wie man, da man nicht tief genug sah, diese Parallele für eine völlige Gleichheit halten konnte. Baue ich wohl auf eine reelle Verbindung, wo ich urtheile: wenn Luther gelebt hat, so hat auch Ossian gelebt? Gleichwohl kann das hier Verbundene für mein Denken einen Zusammenhang haben, daß mir die Gewißheit des Einen mit der Gewißheit des Anderen gleich steht. In anderen Fällen, z. B. in den Urtheilen: wenn Jemand diese Uniform trägt, so ist er eine Magistratsperson; wenn diese Nachricht wahr ist, so lebt mein Freund noch, ist das in dem ersten Gliede liegende Grundverhältniß wenigstens nicht die Ursache.

Also ein Dependenz-Verhältniß ist zwar allemal vorhanden zwischen den Gliedern des hypothetischen Urtheiles, keineswegs aber immer ein reelles Grundverhältniß, namentlich nicht immer das Causalverhältniß, sondern häufig ein anderes, und da im Uebrigen kategorisches und hypothetisches Urtheil einander in Bezug auf den Denkinhalt gleichstehen*), so wird nur die größere Bequemlichkeit des sprachlichen Ausdrucks zu entscheiden haben, ob man diese oder jene Urtheilsform in einem bestimmten Falle vorziehen solle. Das Verhältniß zwischen dem Dinge und seinen Eigenschaften ist in der Regel viel einfacher, als das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung;

*) Auch Subjektvorstellung und Prädikatbegriff im kategorischen Urtheile verhalten sich gerade so, wie Grund und Folge im hypothetischen: mit dem Subjekte ist das Prädikat gesetzt, und dieses kann darum aus jenem gefolgert werden; aber weder das Subjekt noch das Prädikat wird behauptet, sondern bloß ihr Verbundensein (ihre Abfolge, Consequenz); z. B.: der Pegasus ist ein geflügeltes Pferd; die Dreaden sind Bergnymphen; der Schwefel entzündet sich, die Glocke klingt, das Glas zerbricht ꝛc. Wenn man nun die Abhängigkeit der Folge vom Grunde und der Wirkung von der Ursache mit dem Titel Bedingung (Bedingtsein) bezeichnet, so paßt dieser Ausdruck auch auf die Abhängigkeit des Prädikates vom Subjekte, und somit erhellet, daß in dem kategorischen Urtheile jederzeit eine Bedingung enthalten ist; kurz: das Prädikat ist durch das Subjekt bedingt, d. h.: erst wenn das Subjekt gesetzt ist, kann das Prädikat gesetzt werden.

dort haben wir nur Ein Subjekt und Ein Prädikat, hier jedenfalls zwei Erfolge und nicht selten auch zwei Dinge, folglich wird sich die kategorische Form mehr für jenes, die hypothetische mehr für dieses empfehlen.

Neben das kategorische und hypothetische Urtheil stellen die Lehrbücher der Logik gewöhnlich noch ein drittes, als sei es diesen ebenbürtig: das disjunctive (Entgegensetzungs-) Urtheil, woraus die dreigliedrige Eintheilung der Urtheile nach der „Relation" hervorgegangen ist. Es ist ein Urtheil mit entgegengesetzten Prädikaten, z. B. „die Mineralien sind entweder verbrennlich oder unverbrennlich", kann aber mit jenen beiden nicht in gleiche Linie gestellt werden, da es ein gar sehr zusammengesetztes Denken zur Grundlage hat. Es setzt eine allgemeine Regel, welche eine Eintheilung enthält, so wie die Unterordnung eines einzelnen Falles unter dieselbe voraus, und hierdurch erst bekommt es seine Giltigkeit. So lange ich nicht weiß: alle Körper sind theils verbrennlich, theils unverbrennlich (allgemeine Regel), ferner: die Mineralien sind Körper (untergeordneter einzelner Fall), so lange kann ich auch nicht mit Gewißheit denken und sagen: die Mineralien sind entweder verbrennlich oder unverbrennlich. Was würde man wohl in jener Zeit, wo man die Sterne für größere oder kleinere Himmelslampen ansah, zu dem disjunctiven Urtheile gesagt haben: die Himmelslampen sind entweder leuchtende oder erleuchtete Welten? Jetzt hat kein Gebildeter in Betreff der Richtigkeit dieses Urtheils Bedenken, denn man weiß: alle Sterne sind theils leuchtende, theils erleuchtete Welten; man weiß ferner: jene vermeintlichen Himmelslampen sind Sterne; folglich ergiebt sich jetzt (aber auch erst jetzt) jenes Urtheil mit unumstößlicher Gewißheit. Offenbar ist also das disjunctive Urtheil ein aus Combination des Allgemeinen mit dem Besonderen hervorgegangenes Urtheil, steht sonach auf einer weit höheren Denkstufe, als das kategorische und hypothetische Urtheil (die einfache Denkakte sind), woraus folgt, daß man es, wenn die Urtheilsbildung genetisch betrachtet werden soll (keine andere Betrachtung führt zur Einsicht in ihr wahres Wesen!), nicht neben jene beiden als ein ebenbürtiges, als ein Urtheil von gleichem Range, hinstellen darf. Dies thut aber die

gewöhnliche Eintheilung der Urtheile nach der Relation (s. die Anmerk. auf S. 116.), deren Unzulässigkeit somit klar in die Augen springt. Mehr hierüber in §. 38.

Uebrigens sagt man wohl bloß dem Nichtkenner des grammatischen Satzbaues etwas Neues, wenn man darauf hinweist, daß, wie oftmals ein Wort einen ganzen Satz (ein Urtheil), so auch nicht selten zwei und mehr Sätze bloß ein einziges Urtheil bezeichnen, und daß darum der Sprachausdruck vom Denken selbst sorgfaltig unterschieden werden müsse. Wir wollen nur auf Einiges noch aufmerksam machen.

Wer zufrieden ist, der ist reich = der Zufriedene ist reich. Gott ist es, der die Welt regiert = Gott regiert die Welt. Er versicherte mir, daß diese Geschichte glaubwürdig sei = er versicherte mir die Glaubwürdigkeit dieser Geschichte. Die Astronomen beweisen, daß sich die Erde um sich selbst bewege = die Astronomen beweisen die Achsenbewegung der Erde. Die Ueberzeugung, daß der menschliche Geist unsterblich sei, ist sehr tröstlich = die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes ist sehr tröstlich. Ich blieb zu Hause, weil ich mich fürchtete = ich blieb aus Furcht zu Hause. Er kam nicht, denn er war krank = er kam wegen Krankheit nicht. Wir reisten ab, als der Tag anbrach = wir reisten bei Tagesanbruch ab. Mancher schreibt so, daß es Niemand lesen kann = Mancher schreibt ganz unleserlich. Dieser Sohn, welchen der Vater liebte, starb plötzlich = dieser vom Vater geliebte Sohn starb plötzlich. Es ist gesund, wenn man früh aufsteht = das Frühaufstehen ist gesund. Der rechtschaffene Mann spricht, wie er denkt = der Rechtschaffene spricht aufrichtig. Das Kind freut sich über das Geschenk, welches ihm der Vater gebracht hat = das Kind freut sich über das Geschenk des Vaters. Alle Vögel sind Geschöpfe, welche Eier legen = alle Vögel legen Eier (s. unten §. 33.). U. s. w.

Man sieht wohl ohne Mühe aus diesen Beispielen, daß Subjekt und Prädikat des Urtheiles oft grammatisch wie zerbröckelt vorliegen, folglich die zerstreuten Glieder erst zusammengedacht werden müssen, ehe Subjekt und Prädikat aufeinander bezogen werden können, und dabei kommt natürlich Alles darauf an, daß man nicht dem Subjekte zurechne, was zum Prädikate gehört, und umgekehrt. Ferner ist klar, daß, wenn die grammatischen Bestimmungen sich vermehren, sich auch der Umfang um so mehr verengert, wenn das, um dessen nähere Bestimmung sichs handelt, ein Begriff ist, mag er im Subjekte oder im Prädikate auftreten. Denn je mehr Inhalt auf diese Weise ein Begriff empfängt, desto kleiner wird sein Umfang (s. §. 16.). „Schreiben" z. B. ist dem Umfange nach ein weiterer Begriff, als „unleserlich schreiben", und eben so verhält sichs mit „aufstehen" und „früh aufstehen" ꝛc. Die Sprache hat größtentheils nur Wörter für die allgemeinsten Begriffe, und dies ist der Grund, warum solche sich sofort wieder auflösende Determinationen, die also von den festbleibenden zu unterscheiden sind (§. 13.), nöthig werden. Man vergleiche noch: kaufen, Brod kaufen, Brod theuer kaufen, Brod theuer auf dem Markte kaufen; trinken, Bier trinken, Bier täglich trinken, Bier täglich unmäßig trinken, Bier täglich unmäßig im Wirthshause trinken, u. s. f. Ueberall nur Ein Begriff, aber immer enger werdend dem Umfange nach. Was die Grammatiker als „Ergänzungen" und „Umstände" bei den Thätigkeitsbegriffen (Eigenschafts- und Zeitwörtern) so wie als „Attribute" der Dingbegriffe (Dingwörter) aufführen, dient bloß der Einschränkung der Begriffe hinsichtlich ihres Umfanges, und dieses zu wissen, hat mehr Werth, als die ängstliche Untersuchung, ob eine solche Bestimmung Ergänzung oder Umstand oder sonst Etwas sei. Die nämliche Einschränkung wird auch durch Zusammensetzungen bewirkt, z. B.: tragen, zutragen, eintragen, abtragen ꝛc., Papier, Schreibepapier, Druckpapier, Löschpapier, u. s. f., nur daß hierdurch bleibende Artbegriffe entstehen*). Dagegen kann keine Verengerung des Umfanges erfolgen, wenn das, was näher bestimmt wird, eine Anschauung, also ein Individuum ist, die Bestimmungen klären es dann bloß auf, z. B.: dieser Baum, welcher die herrlichsten Früchte trug, ward vom Blitze getroffen; die Sonne, dieser prächtige Himmelskörper, von welchem Licht und Wärme ausströmen, dieser Haupt- und Centralkörper unseres Sonnensystems, um den sich alle Planeten bewegen, stellt sich als eine kreisrunde und glänzende Scheibe dar. Daß der Urtheilsakt im Ganzen ein um so reicheres Denkmaterial enthält, je mehr die grammatischen Erweiterungen bestimmte einzelne Merkmale im Subjekte oder Prädikate, oder in beiden, zum Bewußtsein anschlagen, ist natürlich, aber immer behält der logisch einfache Satz trotz dem bloß Ein Subjekt und Ein Prädikat. Durch zu große Anhäufung der Bestimmungen wird indeß eine Verdunkelung der einzelnen veranlaßt, und der gute Stylist muß daher sorgfältig berechnen, wie viel er in dieser Beziehung seinen Lesern oder Hörern zumuthen dürfe. „Jeden anderen Meister erkennt man an dem, was er ausspricht; was er weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Styls" (Schiller). Bestimmungen, die sich von selbst verstehen, sollten nie erwähnt werden, denn dies macht den Styl „breit", und die Lust des Denkens ist dahin.

*) Oder richtiger gesagt, die an diese Wörter geknüpften Begriffe sind Artbegriffe, die immer noch sehr allgemeine, sehr weite sind. Bei der Mittheilung unserer Gedanken müssen wir uns der Wörter bedienen, die einmal als Zeichen gewisser Begriffe angenommen sind, und wo sie daher für das, was wir jetzt denken, zu allgemeine Titel sind, macht sich eben eine nähere Bestimmung zum Behufe ihrer Einschränkung auf das Einzelne nöthig. Soll nicht ein Reichthum an Wörtern entstehen, der zu Millionen anwüchse, so kann die Sprache nur die allgemeinsten Begriffe mit besonderen Wörtern bezeichnen. Vergl. §. 3. und S. 14 Anmerk.

§. 30.

Von den Vorbildungen und Fortbildungen der einfachen Urtheile. Nachträgliche und vorläufige allgemeine Bemerkungen darüber.

Ueberschauen wir das bisher durchschrittene Feld noch einmal, so zeigt sich: das einfache Urtheil setzt Vorbildungen voraus, ohne welche es theils gar nicht entstehen, theils nicht die Anwendung finden könnte, die es findet. Ohne Begriffe ist nämlich kein Urtheilen möglich; diese müssen also vorher entstanden sein: sie sind Vorbildungen für die Urtheile. Bei der Anwendung, welche die Begriffe zulassen, zeigten sich folgende Verhältnisse. Es konnte **a)** der Prädikatbegriff (qualitativ) ganz in der Subjektvorstellung enthalten sein; dies gab das analytische Urtheil selbst in seiner eigentlichen vollkommenen Gestalt (§. 17.). Es konnte **b)** der Prädikatbegriff gar nicht im Subjekte liegen, was zu verneinenden Urtheilen führt (§. 18.). Diese liegen zwar mit dem eigentlichen analytischen Urtheil in derselben Reihe, also nicht so weit zurück, als die Begriffe. Da sie aber die analytischen Urtheile augenscheinlich nur vor Irrthümern bewahren, indem sie bloß das Nichtineinanderliegende bestimmen, so können sie ebenfalls als Vorbildungen zu diesen angesehn werden. Eben so lagen in gleicher Reihe mit dem analytischen Urtheil **c)** die Vergleichungs- und Unterscheidungsurtheile (§. 19.), so wie **d)** die unvollkommenen Urtheile (die witzigen und dichterischen Vorstellungsverbindungen — (§. 20.); denn jene bestimmen, was zwei Vorstellungen zum Theil und zum Theil nicht mit einander gemein haben, während diese auf Eine Vorstellung gehen, von welcher sie etwas mehr oder weniger Passendes (Etwas, was darin liegt und zum Theil nicht darin liegt) aussagen. Durch solche Urtheile kann offenbar nur vorbereitet, vorgebildet werden, was in strengen analytischen Urtheilen zu Tage treten soll; sie sind noch nicht diese letzteren selbst. So verhält es sich auch **e)** mit den *synthetischen* Urtheilen (§. 21.). Im Subjekte des einfachen Urtheiles liegt nämlich nicht bloß das Prädikat, das wir *gerade jetzt* aus demselben analytisch hervorheben, sondern das Subjekt enthält jedesmal noch manches Andre: es ist jederzeit mehr oder weniger zusammengesetzt.

Es muß also Vorbildungen des einfachen Urtheiles geben, wodurch zunächst diese Zusammensetzung des Subjektes entsteht. Dahin gehört, wie das Anschauen, so auch das analytische Urtheil selbst, *wenn wir es von Andern empfangen, ihnen nachbilden*; es erweist sich dasselbe in diesem Falle als ein synthetisches für uns, als ein *unser eigenes* Urtheil (das immer ein analytisches ist) *vorbildendes*. Lagen aber die unter **b**, **c** und **d** genannten Urtheile mit dem analytischen in gleicher Linie, so steht dagegen das synthetische Urtheil, wie Alles, dem wir Synthesen verdanken, *neben* der Analysis; der eigentliche Charakter des Urtheilens ist ihm fremd.

Es fragt sich nun: *wie bilden sich die einfachen Urtheile weiter fort*, und zwar *logisch*, nicht bloß *grammatisch* fort? Alles Denken, das irgendwie eine Behauptung, eine Aussage enthält und nicht selbst ein einfaches Urtheil ist, muß sich auf solche zurückführen lassen, da in der ganzen Welt das Zusammengesetzte aus dem Einfachen sich erbaut und die Seele nicht mit dem zusammengesetzten Denken anfängt. *Grammatische* Zusammenziehungen können natürlich hierher nicht gehören, denn diese begründen niemals eine *neue eigenthümliche Denkform*, und die Logik hat es nur mit den Denkformen zu thun. Wenn man daher Sätze findet, wie: „Säugethiere und Vögel athmen durch wirkliche Lungen, aber Fische nicht"; oder: „die Säugethiere haben vier Füße, ausgenommen die Wassersäugethiere" — ꝛc., so sind das nur grammatische Combinationen einfacher Urtheile, durch welche *kein eigenthümliches höheres Denken* entsteht.

Dieses entsteht aber, wenn die Verbindung der Urtheile eine mehr *innerliche* ist. Dabei versteht es sich von selbst, daß Urtheile, die gar Nichts mit einander gemein haben, sich auch in keiner Weise vereinigen lassen, sie können bloß unverbunden neben einander treten. Eben so ist klar, daß in allen Punkten gleiche Urtheile durch ihre Vereinigung kein neues, sondern nur das nämliche Urtheil verstärkt (in zwei oder mehreren Spuren) geben, und bei der Fortbildung des Denkens handelt sichs um neue Urtheile. Es müssen also die zusammenzuziehenden Urtheile bei aller Verschiedenheit einen Bestandtheil haben, in welchem sie aufeinander fallen, und dieser Bestandtheil macht eben ihren Vereinigungspunkt

aus. Da nun die einfachen Urtheile immer nur aus zwei Bestandtheilen, aus Subjekt und Prädikat, bestehen, so folgt, daß die logische Zusammenziehung der Urtheile nur Statt finden kann, wenn die letzteren

entweder **A.** bei gleichen Subjekten verschiedene Prädikate,

oder **B.** bei gleichen Prädikaten verschiedene Subjekte haben,

oder wenn **C.** beiderlei Verhältnisse zugleich vorkommen, indem

Urtheile, die bei verschiedenen Prädikaten ein gleiches Subjekt besitzen, mit solchen vereinigt werden, die bei verschiedenen Subjekten ein gleiches Prädikat haben.

Die letzte Art Zusammenziehung ist also eine zweifache, und wenn, wie wir sogleich sehen werden, die erste das giebt, was wir Erklärungen, die zweite das, was wir Eintheilungen nennen, so giebt die dritte Generalisirungen, d. h. besondere und allgemeine Urtheile. Alle drei Arten dieser Combinationen fassen wir zusammen unter dem Titel: logische **Verschmelzungen**. Bei ihnen muß der gemeinsame Bestandtheil immer in derselben Stelle (sei es im Subjekte, sei es im Prädikate) der einzelnen Urtheile gegeben sein, weil, wenn er an verschiedenen Stellen vorkäme, die Vereinigung nicht so geschehen könnte, daß alle Bestandtheile der einfachen Urtheile erhalten blieben.

Ist nun hiermit die logische Zusammenziehung der Urtheile erschöpft? Keineswegs. Die genannten Zusammenziehungen geben in dem neuen Urtheile, das durch sie entsteht, die alten vollständig wieder; jenes schließt diese sämmtlich ein und kein Theil derselben fällt aus. Es kommt aber häufig auch der Fall vor, daß von dem Zusammengezogenen ein Theil, nachdem er zur Vermittelung gedient hat, ausgeworfen und also in dem neuen Urtheile nicht wiedergegeben wird. Vermöge jener Vermittelung wird ihm ein anderer Theil substituirt (untergelegt) und wir nennen darum diese Art der Zusammenziehungen logische **Substitutionen** (Unterlegungen). Man nehme z. B. folgende Urtheile: „Alle Gottlose sind verächtlich" — „manche Gottlose sind reich" — woraus das neue Urtheil entsteht: „manche Reiche sind verächtlich." In diesem letzten findet sich der Begriff „Gottloser", der in den beiden zusammengeflossenen lag, nicht mehr; er ist ausgeschieden,

nachdem er ihre Vereinigung vermittelt hatte, und wir erhalten eine Verbindung oder Beziehung zwischen den beiden andern Gliedern. Das ist die Entstehungsart der logischen Folgerungen oder **Schlüsse**, die sich auch dadurch von den vorigen Zusammenziehungen unterscheiden, daß der gemeinsame Bestandtheil der Grundurtheile nicht immer an derselben Stelle gegeben zu sein braucht, sondern sich das eine Mal im Subjekte, das andere Mal im Prädikate finden kann, wie z. B. in dem Schlusse: „alle Schlangen (Subj.) sind fußlos"; „alle Nattern sind Schlangen" (Prädik.); „folglich sind auch alle Nattern fußlos." Beim vorigen Beispiele fand sich der Begriff „Gottloser" beide Mal im Subjekte, was also nur zufällig war. — Es sei noch bemerkt, daß die erste unter diesen vier Arten der Zusammenziehung die einfachste und leichteste ist, die folgenden dagegen zu immer künstlicherer Verflechtung emporsteigen.

Die Schlüsse im engern und strengern Sinne dieses Worts sind demnach von den Verschmelzungen genau zu unterscheiden. Nur wenn man den Ausdruck Schluß im weiteren Sinne gebraucht, können darunter alle Ableitungen eines Urtheils aus einem oder mehreren anderen verstanden werden, so daß also auch die Ableitung der Erklärungen, Eintheilungen, besonderen und allgemeinen Urtheile aus ihren Grundurtheilen unter diesem Titel zu befassen sein würde. — Als der tiefste Grund aller Verschmelzungen wird sich uns wieder das allgemeine Gesetz ergeben, daß das Gleichartige einander anzieht.

Die folgenden Kapitel müssen nun jede dieser logischen Zusammenziehungen einzeln darstellen und zur nöthigen Klarheit erheben.

Viertes Kapitel.

Von den logischen Verschmelzungen.

§. 31.

Verschmelzung solcher Urtheile, welche bei gleichen Subjekten verschiedene Prädikate haben.

(Conjunktive Urtheile, Erklärungen.)

Das Kupfer ist ein Metall;
das Kupfer ist von eigenthümlich rother Farbe;
das Kupfer ist mäßig hart;
das Kupfer ist sehr biegsam;
das Kupfer ist zäh;
das Kupfer ist geschmeidig;
das Kupfer ist in Weißglühhitze schmelzbar.

Alle diese Urtheile haben gleiche Subjekte und verschiedene Prädikate. Um sie zu verschmelzen, hat man bloß die Prädikate zu einem Gesammtprädikate zu vereinigen, und so entsteht das Gesammturtheil: das Kupfer ist ein eigenthümlich rothes, mäßig hartes, sehr biegsames, zähes und geschmeidiges, in Weißglühhitze schmelzbares Metall. — Ein solches Gesammturtheil heißt ein conjunktives oder eine Erklärung.

Inwiefern sind nun solche conjunktive Urtheile höhere Denkentwickelungen?

Schon jedes einfache Urtheil kann eine Erklärung im weitesten Sinne dieses Wortes genannt werden; denn es klärt einen Theil von dem Inhalte des Subjektes auf durch einen (Prädikat-) Begriff, der ja stets ein stärkeres und klareres Vorstellen im Vergleich mit den mehr besonderen Vorstellungen (§. 10.) ist. Das

Verständniß des Subjektes muß nun natürlich wachsen, wenn das Subjekt durch Zusammenfassung mehrerer Prädikate in allen seinen Theilen oder seinem ganzen Inhalte nach klar gemacht wird, wie in dem angegebenen Beispiele geschieht, und das kann nicht einen tiefer oder auch nur dem einfachen gleich stehenden Denkakt geben. Man nennt eine solche erschöpfende Aufhellung eine Erklärung im engeren oder eigentlichen Sinne dieses Worts (eine Definition).

Die Erklärungen geschehen also stets durch höhere Begriffe, sie gehen im Begriffssystem von unten nach oben (§. 16.). Daraus folgt, daß alles Dasjenige nicht logisch erklärt werden kann, wofür es keinen höhern Begriff giebt, wie das Sein oder die Existenz, die Farbe, der Ton, die Vorstellung, das Gefühl, das Urtheil ꝛc. (s. S. 35); denn das Alles sind eigenthümlich einfache Qualitäten. Das Urtheil ꝛc. eine einfache Qualität? Es besteht ja aus Subjekt und Prädikat, wie kann es denn einfach sein? Man bedenke: das Urtheil wird erst dadurch zum Urtheil, daß das Prädikat als **in** dem Subjekte gegeben sich ankündigt, und dieses In ist doch ein einfaches Verhältniß. Gar viele Vorstellungen enthält unsre Seele, und sie geben keine Urtheile, obschon sie dies vermöchten, was aber sofort geschieht, sobald die eine als in der andern mitbegriffen erkannt wird. Aehnliche einfache Verhältnisse sind es, die den Begriff zum Begriff, den Schluß zum Schluß ꝛc. machen; auf die betreffenden einzelnen Bestandtheile kommt es dabei nicht an. Vergl. S. 35 f., wo eine Menge Begriffe aufgezählt sind, die alle ein bloß einfaches Wie, eine Form oder Qualität dessen zum Inhalte haben, was ihnen Zusammengesetztes zum Grunde liegt. Jede Erklärung davon wird nothwendig unklarer sein, als das Zu-erklärende selbst. Wir können das Letztere in solchen Fällen bloß durch Umschreibungen oder durch Erörterungen etwas näher bestimmen. Wenn wir früher sagten: Das Wesen des Urtheils besteht in dem Bewußtsein vom „Enthaltensein" des Prädikates in der Subjektvorstellung, so war das eigentlich nur eine Umschreibung, d. h. eine Feststellung der Umrisse, der Umgebungen des Urtheils. Die volle Eigenthümlichkeit des Urtheilens tritt hierdurch noch nicht zu Tage; diese kann vielmehr nur

durch die unmittelbare Auffassung unseres Selbstbewußtseins erkannt werden. Der Aufmerksame hat aber hieran genug, er wird nicht fehlgreifen. Eine Erörterung wäre es, wenn wir sagten: „das Urtheil hat mit dem Gleichnisse und der witzigen Combination gemein, daß auch diese Gleichsetzungen enthalten, wenn auch unvollkommenere; zugleich aber drückt das Urtheil Synthesen aus, welche durch Anschauungen, Gefühle ꝛc. in dasselbe hineinkommen". Der Ort, die Stellung des Urtheils im Verhältniß zu dem, was ihm angrenzt und mit ihm in Beziehung steht, ist zwar hierdurch angegeben, aber in die eigentliche Natur desselben ist hiermit nicht eingedrungen. Kurz: wo wir, wie in diesen Beispielen, gar keine logische Zusammengesetztheit haben, da ist auch Nichts denkbar, woraus wir dem Einfachen eine höhere Klarheit zuführen sollten.

Eben so folgt aus der Natur der Erklärungen, daß sie nicht anwendbar sind auf Individuen, auf Einzeldinge, wie: Napoleon, Paris, dieser Baum, dieses Haus ꝛc. In jedem Einzeldinge ist so Vielerlei enthalten, daß wir dieses Mannigfaltige nur annähernd, niemals erschöpfend angeben können, und eine Erklärung soll das Vorliegende vollständig aufhellen. Was wir also für die Erklärung der Einzeldinge thun können, wird bloß eine Beschreibung, eine Charakterisirung heißen dürfen, indem wir vor Allem das Wichtigste, das Wesentlichste mit Begriffen bezeichnen.

Die Erklärung hat demnach ihre Stelle in der Mitte zwischen zwei äußersten Punkten; ihr Subjekt darf keine Anschauung, es muß ein Begriff sein, aber dieser Begriff darf nicht zu den höchsten gehören.

Fragen wir nun, was für die Richtigkeit der Erklärungen erfordert wird, so ergiebt sich aus dem eben über ihr Wesen Gesagten folgende Antwort: sie müssen adäquat sein, d. h. Zuerklärendes und Erklärung (= erklärendes Gesammtprädikat) müssen einander decken in Hinsicht ihrer Vorstellungselemente; keins von Beidem darf über das andere hinausstehen, eins muß so viel Vorstellungselemente enthalten, als das andere. — Wollten wir z. B.

sagen: „der Begriff ist das mehreren Vorstellungen gemeinsame Vorstellungselement," so enthält diese Erklärung weniger, als das Zuerklärende, denn es fehlen die Merkmale des „Gesondertseins von den verschiedenartigen Elementen" und der „Verschmelzung mit vielen gleichartigen." Eben so entstünde eine Unangemessenheit, wenn man sagte: der Rhombus ist ein schiefwinkliges Parallelogramm, indem das Merkmal „der Gleichseitigkeit" fehlen würde. Dagegen nimmt man in die Erklärung zu viel auf, wenn man definirt: „das Urtheil ist die Vorstellung des Verhältnisses zwischen zwei Begriffen," denn das Subjekt des Urtheils kann auch eine Anschauung sein (s. S. 89).

Eine Erklärung heißt nun zu eng, wenn sie Merkmale fehlen läßt, sie sollte sich auch auf die übrigen hin erweitern; sie heißt zu weit, wenn sie zu viele Merkmale aufzählt, sie sollte sich auf die im Zuerklärenden vorhandenen einschränken. — Diese Titel findet man aber in allen bisherigen Lehrbüchern der Logik gerade umgekehrt. Woher kommt das? Man sieht bei den Erklärungen auf den Umfang*) des Subjektes, nicht auf den Inhalt, womit sie es doch allein zu thun haben, und da muß man denn freilich sagen: die Erklärung ist zu weit, wenn sie Merkmale fehlen läßt, denn dann läßt sich unter das Prädikat mehr unterordnen, als dies bei Vollständigkeit desselben möglich sein würde, und eben so muß man wiederum behaupten: die Erklärung ist zu eng, wenn sie zu viele Merkmale angiebt, denn in diesem Falle paßt unter das Prädikat weniger, als wenn es sich auf die wirklich vorhandenen Bestandtheile des Subjektes einschränkte. Vom Umfange des Erklärten genommen sind also diese Benennungen allerdings richtig; da aber die Erklärung nicht die Bestimmung hat, die Größe des Umfangs eines Begriffes zu messen, so ist der genannte bisherige Sprachgebrauch der Logiker als ein dem Wesen der Erklärungen zuwiderlaufender tadelnswerth und verwerflich.

Wie steht es nun mit den Proben, die man für die Erklärungen zu empfehlen gewohnt ist? Man soll nämlich eine zu weite Erklärung umkehren, eine zu enge mit negativer Beschränkung umkehren, dann werde man die Fehler entdecken, die

*) Was versteht man unter dem Umfang oder der Sphäre eines Begriffes? S. §. 16.

etwa darin liegen. Dabei hat man wieder (wohl zu merken!) nicht den Inhalt, sondern den Umfang des Subjektbegriffes ins Auge zu fassen. Allein was soll es mir, falls ich das Richtige nicht schon weiß, sonderlich helfen, wenn ich die vorgenannte zu weite Erklärung: der Begriff ist das mehreren Vorstellungen gemeinsame Vorstellungselement — so umkehre: das oder jedes gemeinsame Vorstellungselement ist ein Begriff; ferner: der Rhombus ist ein schiefwinkliges Parallelogramm — umgekehrt: das oder jedes schiefwinklige Parallelogramm ist ein Rhombus; endlich die zu enge Erklärung: das Urtheil ist die Vorstellung des Verhältnisses zwischen zwei Begriffen — umgekehrt: nichts als (oder nur) die Vorstellung des Verhältnisses zwischen zwei Begriffen ist ein Urtheil? Vielmehr wird mich diese Umkehrung, wenn mir die Kenntniß des Richtigen fehlt, in meinem Irrthume sogar bestärken. Bin ich gewohnt, jedes Urtheilssubjekt für einen Begriff anzusehen, weil es die Sprache immer durch einen begrifflichen (allgemeinen = gemeinsamen) Ausdruck bezeichnet, so darf ich nur hören: jedes schiefwinklige Parallelogramm ist ein Rhombus, und ich habe hierin eine scheinbare Bestätigung meines Irrthums, wogegen derjenige, der auch die Rhomboide als eine andere Art der Parallelogramme kennt, die sich vom Rhombus durch ungleiche Seiten unterscheidet, meinen Fehler sofort entdecken wird, aber nicht in Folge der ihm vorgehaltenen Umkehrung jener Erklärung, sondern lediglich in Folge seiner schon vorher erworbenen Kenntniß des Richtigen. Mit der Umkehrung der falschen Erklärung: das Urtheil ist die Vorstellung des Verhältnisses ꝛc. — wird es sich eben so verhalten.

Indeß haben solche Umkehrungen doch das Gute, daß sie als Erinnerungshilfen gegen Uebereilung sich nützlich erweisen. Während die zu weite Erklärung: „der Begriff ist das mehreren Vorstellungen gemeinsame Vorstellungselement“ immer noch als Urtheil richtig ist (sie giebt einen Bestandtheil aus dem Inhalte des Subjektbegriffes richtig an), mithin nur als Erklärung falsch (sie erschöpft den Inhalt des Subjektes nicht): so entsteht durch die Umkehrung ein falsches Urtheil; denn es ist offenbar falsch, daß jedes gemeinsame Vorstellen (Vorstellungselement) ein Begriff sein müsse, es kann auch (ja muß) als Bestandtheil in den Anschauungen,

den Urtheilen, Schlüssen ꝛc. liegen, diese mit ausmachen helfen. Hieran erinnert mich das entstandene falsche Urtheil und schützt mich somit vor Uebereilung. Die zu enge Erklärung ist zwar schon vor der Umkehrung als Urtheil falsch, indem sie ein Merkmal angiebt, welches dem Zuerklärenden nicht zukommt; durch die Umkehrung tritt dies aber noch stärker hervor, und sonach erweist sie sich als eine nicht zu verachtende Erinnerungshilfe. Man s. das vorgenannte Beispiel. Kann man sich aber an Etwas erinnern, was man noch gar nicht kennen gelernt hat?

Wir kommen jetzt zu der Frage: was versteht man unter Gedrängtheit oder Präcision der Erklärungen?

Sehen wir auf das Verhältniß der Erklärung (des Gesammtprädikates) zu dem Zuerklärenden (zum Subjekte), so leuchtet ein, daß hier eben so, wie beim einfachen Urtheile, die Analysis waltet; blicken wir dagegen auf das Gesammtprädikat für sich, so finden wir allemal eine Synthesis, und zwar eine um so größere, je vollständiger die Erklärung gegeben ist. Da versteht es sich nun von selbst, daß wir weder der Klarheit noch der Richtigkeit dienen, wenn wir uns nicht streng auf das beschränken, was im Subjekte Eigenthümliches liegt. Wollte man die Erklärung des Silbers so anfangen: es sei ein „Metall, welches schmelzbar und undurchsichtig ist ꝛc.“, so wäre das eine Bestimmung der wesentlichen Merkmale des Metalles, nicht ausschließlich des Silbers, und man hätte damit schon zweimal Dasselbe gesagt, rein aus logischem Gesichtspunkte betrachtet gesagt. Wollte ich dagegen das Parallelogramm so definiren: es sei diejenige vierseitige Figur, deren gegenüberstehende Seiten einander gleich und parallel, und deren gegenüberstehende Winkel einander gleich seien, so wären das zwar drei Merkmale, die dem Vorstellungsinhalte nach oder logisch genommen Verschiedenes angeben, die aber doch Ueberflüssiges aufzählen; denn ergiebt sich das Alles auch nicht, wie vorher beim Metall, durch bloßes Denken, also auf rein logischem Standpunkte, sondern nur aus der Anschauung des Parallelogramms, auf deren Grundlage man erst darüber denken kann, so zeigt doch die Geo-

metrie mit ihren Darstellungen, daß, wo das eine dieser Merkmale gegeben ist, auch die beiden andern gegeben sein müssen. Mithin wäre auch in diesem Falle gegen die Präcision gefehlt. Hieraus folgt:

soll die Erklärung gedrängt oder präcis sein, so darf 1) kein Vorstellungselement zwei oder mehrere Male aufgeführt werden, alle mit einander verbundenen Prädikate müssen vielmehr einander ausschließen, so wie 2) auch nicht solche Merkmale einfließen dürfen, welche sich aus den synthetischen Grundlagen des Denkens von selbst ergeben, auseinander abgeleitet werden können.

Betrachten wir jetzt noch folgende Erklärung: „Der Löwe ist von den Katzen die stärkste". Hier sind bloß zwei Merkmale angegeben: ein generelles (Gattungsbegriff) und ein specielles (Artbegriff). Wir erfahren, daß der Löwe ins Katzengeschlecht der Thiere gehört, welches Geschlecht wieder in verschiedene Arten zerfällt, von denen er die stärkste Art ausmacht. Gattung und Art fallen nun niemals zusammen, lassen sich auch leicht unterscheiden, und so empfiehlt sich diese Definition sicherlich durch Präcision. Allein wird uns durch sie wohl klar genug, was der Löwe ist? Hat er nicht wahrscheinlich noch andere Eigenthümlichkeiten von gleicher und wohl noch größerer Wichtigkeit? Augenscheinlich würde die Naturbeschreibung eine höchst dürftige Belehrung geben, wenn sie alle Dinge nur durch solche zwei Merkmale — der Gattung und der Art — abfertigen wollte, und sie handelt darum sehr löblich, daß sie es nicht thut, sondern sich der möglichsten Erschöpfung des Zuerklärenden befleißigt. Mithin hat die häufig aufgestellte Regel: man solle der Erklärung stets den zunächst höheren Gattungsbegriff zum Grunde legen und diesen begrenzen durch den unterscheidenden Artbegriff, wohl die Sicherheit der Präcision für sich, dagegen genügt sie selten dem Bedürfniß der vollen Klarheit, und es ist kein Grund vorhanden, warum die Erklärung nicht eben sowohl durch drei und noch mehrere weiter abliegende Begriffe sollte geschehen können. Auch liegt auf der Hand, daß es gar nicht möglich ist, jene Regel überall zu befolgen.

Gehen wir weiter! Lassen sich von einem und demselben Begriffe **verschiedene** Erklärungen geben? Offenbar nicht; sonst müßte ja das Nämliche durch Gleiches und Ungleiches gedeckt werden können, welches Letztere ein Ding der Unmöglichkeit ist. Man hat sich hier dadurch täuschen lassen, daß das erklärende Gesammtprädikat seine Theilvorstellungen verschieden gruppirt in sich aufnehmen kann, indem die einzelnen vorher so oder so zusammengeordnet werden. Gesetzt, ich sollte den Zorn definiren, so kann ich von dem Begriff der „Gemüthsbewegung" ausgehen, kann auch mit dem Zusammengesetzteren des „Affectes" anfangen, kann den noch specieller bestimmten des „Unlustaffectes" vornehmen. In jedem dieser Fälle entsteht eine andere untergeordnete Combination der dem Hauptbegriff hinzugefügten übrigen Begriffe, während zuletzt der gleiche Gesammtinhalt für die Erklärung herauskommt. Dann ist aber auch im Allgemeinen die eine Erklärung so gut als die andere, und nur der besondere Zweck, wozu ich definire, wird mich die eine der andern vorziehen heißen. Als verschiedene können sie gar nicht gelten, da der Vorstellungsinhalt bei allen derselbe ist *).

In allen Fällen, wo man sonst noch verschiedene Erklärungen eines und desselben Begriffes für möglich gehalten hat, ist das Erklärte verschieden, nicht die Erklärung.

Hierher gehören die Worterklärung (Verbaldefinition), die Sacherklärung (Realdefinition) und die Namenerklärung (Nominaldefinition). Die erste „setzt ein Wort für ein anderes oder für dieses mehrere andere", z. B. für Cirkel „Kreis", für Anthropologie „Wissenschaft vom Menschen" ꝛc. Die zweite „gewährt Einsicht in

*) Zur Probe: 1) Der Zorn ist eine Gemüthsbewegung, welche zu den Affecten und zwar zu den Unlustaffecten gehört und sich, als plötzliche Reaction wider den Gegenstand der Unlust, durch heftige Aeußerungen in Worten, Geberden oder Handlungen Luft macht. 2) Der Zorn ist ein Affect, welcher sich durch Unluststimmung charakterisirt und sich, als plötzliche Reaction ꝛc., durch heftige Aeußerungen ꝛc. Luft macht. 3) Der Zorn ist ein Unlustaffect, welcher sich, als plötzliche Reaction ꝛc., durch heftige ꝛc. Luft macht. — Hierbei muß man natürlich wissen, worin das Wesen des Affectes und speciell des Unlustaffectes besteht und wodurch er sich von der Leidenschaft, mit welcher er häufig verwechselt wird, unterscheidet.

die Möglichkeit oder das Wesen der Sache", wie die Erklärungen zeigen, welche wir in dieser Schrift vom Begriffe, vom Urtheile, von den logischen Zusammenziehungen ꝛc. aufgestellt haben. Die dritte „setzt uns in den Stand, den Gegenstand von allen anderen (ähnlichen) zu unterscheiden", z. B. Luftpumpe ist dasjenige Instrument, durch welches die Luft aus einem gewissen Raume weggeschafft oder doch in hohem Grade verdünnt werden kann (die Instrumente zum Verdichten der Luft pflegt man nicht Luftpumpen, sondern Compressionspumpen zu nennen). Daß nun in diesen drei Klassen von Erklärungen das Subjekt der Erklärung (das Erklärte) nicht dasselbe sei, leuchtet ein. Erstlich ist Wort und Sache anerkannt verschieden, aber auch der Name unterscheidet sich von beiden. Bekanntlich ist es häufig der Willkür und dem Zufall unterworfen, ob eine Sache mit diesem oder jenem Worte bezeichnet wird, und erst ein durch den traditionellen Sprachgebrauch bestimmt als Sachzeichen festgestelltes Wort heißt ein Name. Da dieser sonach nicht nothwendig von der Natur der Sache abhängt, so hätte man z. B. auch die Luftverdichtungswerkzeuge sehr wohl Luftpumpen nennen können, ja Manche nennen sie wirklich so. Für den, der diese Verbindung zwischen Wort und Sache in einem bestimmten Falle noch nicht kennt, bedarf es einer darauf bezüglichen Erklärung, und es ist doch wohl ein großer Unterschied, ob ich diese durch Zufall eigenthümlich gewordene Verbindung (den Namen) erkläre oder Wort und Sache beide für sich; in allen drei Fällen ist das Subjekt ein anderes.

Dieses Andersein des Subjektes zeigt sich namentlich noch in einem vierten Falle, wo der größte Anschein der Gleichheit Statt findet, weil der Umfang des Begriffes und das ihn bezeichnende Wort sich gleich bleiben. Den „Körper" erklärt man in der Physik als das im Raume Widerstand Leistende, in der Geometrie als das in allen drei Dimensionen Ausgedehnte, wobei es zugleich als in jeder Richtung ohne Widerstand durchdringlich gesetzt wird. Und das beurkundete nicht einen sehr verschiedenen Begriff vom „Körper"? Aber nicht bloß in verschiedenen Wissenschaften kommt so Etwas vor, sondern auch in einer und derselben Wissenschaft. Was ist eine Erklärung? Wir haben gesagt: „ein solches zusammengezogenes

Urtheil, dessen Gesammtprädikat den Inhalt des Subjektes vollständig klar macht"; wir könnten auch sagen: ein solches Urtheil, in welchem die Sphäre, die durch gegenseitige Beschränkung der verbundenen Prädikate entsteht, genau der Sphäre des Subjektbegriffes gleich ist (dieselbe deckt)". Offenbar sind aber diese verschiedenen Erklärungen nur deshalb verschieden, weil das Erklärte verschieden ist. Habe ich auch in beiden dieselbe Sphäre (dieselbe Gesammtheit von einzelnen Vorstellungsgliedern), so erhalte ich doch einen mehr oder weniger verschiedenen Vorstellungsinhalt, wenn ich sie aus diesem oder jenem Gesichtspunkte betrachte, und da der Begriff nicht etwas Anderes sein kann, als das, wozu ihn sein **Vorstellungsinhalt** macht, so müssen auch hier die erklärten Begriffe wesentlich verschiedene sein.

Giebt es neben den synthetischen auch analytische Erklärungen?

Ursprünglich entstehen, wie wir gefunden, alle Erklärungen auf synthetischem Wege, nämlich durch logische Zusammenziehung mehrerer einfachen Urtheile zu einem Gesammtprädikate für das zu erklärende Subjekt. Ohne daß diese Synthesis beabsichtiget wird, kommt sie bei allen Menschen zu Stande, sie macht sich im Fortgange des sich entwickelnden Denkens von selbst; warum? weil die gegenseitige Anziehung des Gleichartigen sich, wie auf Alles, so auch auf die Urtheile erstreckt, und die zur Bildung einer Erklärung erforderlichen Urtheile sind ja von Seiten ihrer Subjekte gleich. Wo wir aber die Bildung der Erklärungen, nachdem wir in den ungesucht entstandenen Musterbilder erlangt haben, mehr mit Absicht, also künstlich einleiten, können sie eben so wohl auf analytischem als synthetischem Wege hergestellt werden. Das erstere Verfahren wird sich nöthig machen, wo uns zunächst nur das Ganze: der zu erklärende Begriff (z. B. „Zorn, Tugend, Laster" ꝛc.) gegeben ist, den wir dann zu zerlegen, seine Theilvorstellungen zu ermitteln haben; dagegen wird sich das letztere Verfahren aufdrängen, wo, wie z. B. in der Geometrie, eine genaue Bestimmung und Unterscheidung vorgefundener Gegenstände zu erstreben ist. Es sind uns z. B. eine Anzahl Figuren vor Augen

gestellt worden, die alle bei sonstiger Verschiedenheit darin übereinkommen, daß sie vier Ecken haben, und es fragt sich, wofür wir jede ihrer Eigenthümlichkeit gemäß erklären sollen. Um nun die Erklärung des Quadrates zu gewinnen, werden wir den höheren Begriff des Viereckes zum Grunde legen und die Begriffe der Gleichseitigkeit und Rechtwinkligkeit hinzunehmen; um die Erklärung des Rhombus zu erzielen, bestimmen wir das Viereck durch die Begriffe der Gleichseitigkeit und Schiefwinkligkeit näher u. s. f.

Jede dieser Verfahrungsweisen hat ihre eigenthümlichen Vorzüge wie nicht minder ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten und Bedenken. Beim analytischen Verfahren sind wir des Subjektes der Erklärung gewiß, denn dieses ist uns ja gegeben, aber nicht so der Art und Weise, wie wir zu den Theilen gelangen sollen. Wie können wir sicher sein, daß wir den Inhalt des Begriffes vollständig dargestellt oder erschöpft haben? Dagegen ist das Letztere leicht, wo die Aufgabe synthetisch gelöst werden soll; die Factoren dazu sind uns ja gegeben und vollständig gegeben, aber leicht entsteht dann auch, wenn wir nicht vorsichtig zu Werke gehen, die Gefahr, daß wir Ueberflüssiges oder nicht wirklich Existirendes erhalten, z. B. den Begriff eines Viereckes, welches lauter rechte Winkel und lauter ungleiche Seiten hätte. Um also das Richtige vollkommen zu treffen, werden wir beide Verfahrungsweisen mit einander verbinden müssen, indem wir die höhern Begriffe und das in der Wirklichkeit Gegebene gleich sorgfältig und umfassend vergleichen.

Uebrigens ist es ein Irrthum, wenn Kant behauptet hat, die Mathematik besitze den großen Vorzug vor der Philosophie, daß, während die Letztere lediglich analytische Erklärungen zu bilden im Stande sei, jene die weit zuverlässigern synthetischen in ihrer Gewalt habe. Erstlich sind Licht- und Schattenseiten bei beiden Arten der Erklärungen gleich, und wenn es auch der Mathematik allerdings leichter fällt, von dem gegebenen Zusammengesetzten aus zum Elementarischen zu gelangen und die Verbindungsverhältnisse des Letzteren zu überschauen, so bestehen doch für beide Wissenschaften sonst ganz die nämlichen Grundverhältnisse, welche überhaupt bei den Erklärungen Platz greifen. Für beide liegt unmittelbar Zu-

sammengesetztes vor, das auf das Einfache zurückgeführt sein will; haben wir das Letztere mit Sicherheit erfaßt, so können wir dann von ihm ausgehen und daraus das Zusammengesetzte erbauen. Wo es daher der Philosophie gelungen ist, die Zergliederung weit genug zu ermöglichen, da sind wir auch im Stande, die synthetische Bildung der Begriffe und Erklärungen so vollkommen auszuführen, als es die Mathematik nur irgend vermag. Man nehme z. B. die Erklärungen, die wir von der „witzigen Combination", der „Gleichnißcombination", der „Begriffbildung" und der „Urtheilbildung" zu geben haben. Ganz so, wie vorher die Geometrie von dem höheren Begriff des Viereckes ausging, stellen wir hier den höheren Begriff: „Combination des Gleichartigen" voran, und indem wir dann die Begriffe von den verschiedenen Graden dieser Gleichartigkeit hinzunehmen, gewinnen wir zunächst die Begriffe von jenen vier Combinationen, womit zugleich ihre Erklärungen synthetisch gebildet sind. Demnach sagen wir: Witzcombination ist diejenige Combination des Gleichartigen, bei welcher das Ungleiche noch überwiegt; Gleichnißcombination ist diej. C. des Gl., wo Gleiches und Ungleiches einander das Gleichgewicht hält (vergl. S. 105); die Begriffbildung besteht in derj. C. des Gl., wo das Gleiche vorherrscht, und die Urtheilbildung zeigt sich als diej. C. des Gleichartigen, bei welcher von Seiten des Prädikates her gar nichts Ungleiches mehr vorkommt. Eben so haben wir die Begriffe von den logischen Zusammenziehungen oder Verschmelzungen (und hiermit auch ihre Erklärungen) dadurch gebildet, daß wir das allgemeinste Merkmal an die Spitze stellten, und zu diesem die Begriffe von den Modificationen hinzufügten, welche thatsächlich dabei vorkommen (s. S. 208 und die Anfänge der einzelnen diese Verschmelzungen behandelnden Paragraphen). Augenscheinlich haben wir hierbei dieselbe Sicherheit, wie bei den mathematischen Erklärungen, und wenn die Philosophie auch noch nicht in allen ihren Theilen zu dieser Sicherheit gelangen kann, so ist das doch nicht in ihrem Wesen, sondern bloß in ihrer bisherigen mangelhaften Ausbildung begründet. Es wird die Zeit kommen, wo sie, was diese Sicherheit so wie die Tiefe und Innerlichkeit der Anschauung betrifft, es der Mathematik noch wird zuvor thun können.

Dies führt auf etwas noch tiefer Liegendes. Die Richtigkeit des Erklärens kann nur formell gelingen, sie muß reell überall scheitern, wo nicht die zuerklärenden und eben so die zur Erklärung angewandten höhern Begriffe vorher richtig gebildet sind, d. h. so, daß sie ganz den Gegenständen entsprechen, die für die Erkenntniß in Frage kommen. Daraus folgt, daß wir, um die volle Richtigkeit zu erzielen, uns an die synthetischen Grundlagen des Denkens halten, zu diesen fleißig zurückkehren müssen. — Die Bestimmung der Erklärungen ist, das Zuerklärende vollständig klar zu machen. Wollten wir zu diesem Behuf uns rein im Gebiete des Denkens bewegen, so würden wir oft auf Begriffe treffen, die wieder einer Erklärung bedürfen, und da wir so zu immer höheren und zuletzt zu den höchsten Begriffen aufsteigen müßten (jeder Begriff erfordert ja zu seiner Erklärung einen höhern Begriff — s. S. 211), so würden wir unserem Zwecke häufig entgegenarbeiten, denn die höchsten Begriffe sind bei den meisten Menschen gerade die unklarsten (warum? s. §. 10.). Sonach bleibt uns nichts Anderes übrig, als die unklaren Begriffe dadurch vor Allem zur Klarheit zu erheben, daß wir sie aus den besonderen Vorstellungen genauer abstrahiren lassen. Auch dies genügt jedoch oftmals nicht, weil auch diese besonderen Vorstellungen (oder sonstigen besonderen Seelengebilde) nicht selten zu ärmlich, zu unklar gebildet sind, so daß auch sie erst in größerer Anzahl und mit größerer Klarheit erzeugt werden müssen.

So kommen wir auf das, was man „genetische Begriffserklärung" nennt. Wir müssen die Entstehungsweise (die Genesis) des Zuerklärenden darstellen, also zu der Natur, zum Wesen des betreffenden Gegenstandes herabsteigen, und das kann nicht durch bloßes Denken, das kann nur durch Wahrnehmung, durch Beobachtung geschehen. In dieser Beziehung zerfallen die Erklärungen in zwei Klassen: 1) in psychologisch-genetische und 2) in physisch-genetische.*) Die erste Klasse hat es mit den Thatsachen der Innen-

*) Streng genommen ist auch die erste Klasse als physisch-genetische zu bezeichnen; denn „physisch" heißt bloß so viel als „natürlich", und die Seele ist kein übernatürliches Wesen, wenn sie auch ein durchaus immaterielles

welt zu thun, erklärt dieselben nach den Gesetzen und Verhältnissen der Seelenentwickelung. So haben wir z. B. die Erklärungen des Begriffes, des Urtheiles, so wie der übrigen logischen Formen, die wir bisher kennen gelernt, aus dieser innern Entwickelung abgeleitet, und hierdurch ist uns die innere Organisation derselben gleichsam durchsichtig geworden. Eben so hat die Moral zu verfahren. Das Sittliche, das Unsittliche, die Pflicht, das Gewissen ꝛc. sind entstanden, sind also Bildungsformen, deren innere Natur eben nur aus der Verfolgung ihrer Entstehung erkannt werden kann, und so in allen andern philosophischen Wissenschaften. Die Erklärungen machen oder schaffen also hier das Zuerklärende (fälschlich hat man dies gemeint) eben so wenig, als die Außendinge dadurch gemacht oder geschaffen werden, daß man sie ihrer Entstehungsweise nach erklärt. Sie werden gemacht durch die psychischen Entwickelungsprocesse, gleichviel ob wir Erklärungen darauf folgen lassen oder nicht. Die aus diesen Processen und deren Producten abstrahirten Begriffe können weiter Nichts thun, als ihnen ein höheres Licht mittheilen, eine Klarheit, die indeß hier unter allen Arten der Aufklärung zur wahrsten, vollendetsten Erkenntniß führt. — Die zweite Klasse beschäftiget sich mit den Dingen der Außenwelt, erklärt ihre Entstehung nach den Gesetzen und Verhältnissen, die außerhalb der Seele herrschen. Vollziehen wir, was wir bekanntlich können, diese Erklärungen rein innerlich, so geschieht das durch diejenigen (geistigen) Spuren, die von den Auffassungen des Aeußeren her in uns aufbehalten sind; wir reproduciren dieselben und bringen sie dann in diejenige Anwendung, um welche sich's handelt. Wie bequem dies geschehen könne, zeigt sich am vollkommensten und reinsten in den genetischen Erklärungen der Geometrie, deren Grundelemente so höchst einfach sind, daß sie aus dem in der Wirklichkeit damit verbundenen Nebenwerk sich ohne Mühe absondern lassen. So wenn wir durch die Bewegung eines Punktes eine gerade Linie bilden, oder durch die Bewegung dieser um den einen feststehenden Endpunkt den Kreis werden lassen, oder

Wesen ist. Sie hat eine geistige Natürlichkeit, während alles Weltliche außer ihr materielle Natürlichkeit besitzt. „Physisch" und „materiell" ist aber nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche gleich, daher der obige Gegensatz.

auch den geraden Kegel und die Kegelschnitte erzeugen, indem wir in der bekannten Weise wiederum den Kreis in Anwendung bringen. Wir bedürfen hierzu keiner äußeren Darstellung, können, wenn wir wollen, Alles rein innerlich uns vergegenwärtigen, und in Folge der Einfachheit der Elemente entsteht uns dennoch die höchste Klarheit und Bestimmtheit. In anderen Fällen können wir Aeußeres zu Hilfe nehmen, z. B. indem wir die genetische Erklärung einer Maschine durch ein Modell, die Erklärung der Electricität durch Experimente erläutern. Aber nur an Klarheit und Bestimmtheit gewinnen wir hierdurch insofern, als der kräftige Gesichtssinn die Auffassungen des Räumlichen auch kräftig vollzieht, und die bloßen Einbildungsvorstellungen weniger Frische haben, auch leichter Falsches mit einfließen lassen können, wovor die Anschauung mehr schützt. Im Uebrigen ist die rein innere Darstellung des der Außenwelt Angehörigen meist eben so vollkommen in Sachen der Physik, als in Sachen der Geometrie; die genetischen Erklärungen sind in beiden Wissenschaften so anschaulich, daß wir oft diesen keinen Vorzug vor jenen zusprechen können. Vergl. S. 157 und f.

Alle diese genetischen Erklärungen aber unterscheiden sich von den früher betrachteten dadurch, daß sie es nicht mit logischen (Denk-) Verhältnissen zu thun haben, sondern mit dem, was dem Denken zum Grunde liegt: mit den synthetischen Grundverhältnissen. Das Logische (die Begriffe, Urtheile ꝛc.) begleitet zwar die zu erklärenden (wahrgenommenen) Gegenstände (es klärt sie ja auf!), aber es hat dabei nur das Zusehn, gleichsam das Hinzuleuchten; es hat dem vor ihm vorbeilaufenden Wirklichen Nichts vorzuschreiben (vergl. S. 149). Dies zeigt sich namentlich auch darin, daß die Begriffe, durch welche die Erklärung geschieht, nicht, wie dort, logisch höhere zu sein brauchen, sondern sich in Bezug auf logischen Rang ganz indifferent verhalten: sie liegen im Allgemeinen mit den zuerklärenden auf gleicher Stufe. Wir können nicht sagen, daß der Begriff der krummen Linie logisch ein höherer Begriff sei, als der des Kreises, oder der Begriff der Erinnerung (Einbildungsvorstellung) ein niederer, als der der sinnlichen Wahrnehmung, aus welcher wir jene erstere genetisch erklären.

Uebrigens ist es keineswegs nothwendig, daß jede Erklärung

die Genesis des Zuerklärenden bis zu den einfachsten Elementen zurück verfolge, die wir für unsre Erkenntniß zu erreichen im Stande sind. Dem Interesse der Klarheit wird genügt, wenn nur der Anfangspunkt klar ist, gleichviel von welchem Punkte wir anfangen. Die Logik z. B. braucht mit der genetischen Erklärung des „Begriffes" nur bis zu den besonderen Vorstellungen zurückzugehen, aus denen er vermöge des Abstractionsprocesses entsteht. Dies genügt für ihren Zweck vollkommen, indem sie dadurch für Alles, was sie zu erkennen hat, die vollste Klarheit erhält. In der Psychologie würde das nicht ausreichen; diese muß auch die Genesis der Anschauungen ꝛc. darstellen, weil sie sonst die Begriffe aus einem Dunkel ableiten würde, das auf diese mit übergehen müßte.

Eben so ist einleuchtend, daß eine Erklärung nach synthetischen Grundverhältnissen hinlänglichen Werth haben kann, wenn sie nur zu dem Grundverhältniß hinabreicht, bis zu welchem ich gerade jetzt in Folge der Richtung meines Denkens vorzugehen veranlaßt bin. Erkläre ich z. B. das Wollen als „die Thätigkeit der Seele, welche unmittelbar dem Handeln vorangeht", so wird der Psycholog sagen können, das sei eine sehr oberflächliche Erklärung, weil sie, abgesehen von ihren sonstigen Mängeln, keine Einsicht in die innere Natur des Wollens giebt, sondern bloß ein zeitliches oder äußerliches Verhältniß dabei trifft. Gleichwohl kann es Fälle geben, wo wir kein Bedürfniß eines tieferen Eingehens haben; vielmehr kann gerade eine solche Definition da am Platze sein, wo das Tiefere uns nur in Anderem aufhalten, für dieses störend sich erweisen würde.

Daher macht sich im Allgemeinen nur die Vorschrift nöthig, daß wir den sogenannten Cirkel (Diallele) im Erklären vermeiden, also den einmal dafür gewählten Anfangspunkt streng festhalten, ihn nicht zum Endpunkte dadurch machen, daß wir die gegebene Erklärung zuletzt wieder durch ihn erklären. So war es früher nichts Ungewöhnliches, daß man die Lust aus dem Begehren erklärte (als den Zustand, in welchem man zu bleiben, den man festzuhalten begehre), und dann wieder (genetisch) das Begehren aus der Lust.

Endlich ist klar, daß das Talent zu rein-logischen Erklärungen von der Vollkommenheit abhängig ist, in welcher wir die höheren

Begriffe in uns ausgebildet haben; es findet sich daher am meisten bei solchen Köpfen, die auf das abstracte Denken gerichtet sind. Eben so leuchtet ein, daß das Talent zu genetischen Erklärungen auf der Ausdehnung, Besonderheit und Genauigkeit beruht, mit welcher wir die Entwickelungen der inneren und äußeren Natur erkannt haben, mit andern Worten: auf der Kenntniß des Reellen in seinen besonderen Entwickelungs- und sonstigen Grundverhältnissen. Durch bloßes Denken ist dieses Talent auf keine Weise zu erwerben. Alle Versuche, sich das Concrete durch gewisse allgemeine Formeln unterthan zu machen, sind mißlungen und müssen, der Natur der Sache nach, in alle Zukunft hin mißlingen.*)

Fassen wir nun den Inhalt dieses §. kurz zusammen, so liefert er folgende Ergebnisse:

1. Eine **Erklärung** entsteht durch die Verschmelzung solcher Urtheile, welche bei gleichen Subjekten verschiedene Prädikate haben. — Ihren Grund hat diese Entstehung in dem allgemeinen Gesetz der gegenseitigen Anziehung des Gleichartigen.

2. Die **logische** Erklärung kann nur durch Begriffe geschehen, welche höher sind, als das Zuerklärende. Soll sie vollkommen sein, so muß sie den Inhalt eines Begriffes ganz aufklären, seine Theile erschöpfend aufhellen.

3. Was erklärt werden soll, darf daher weder ein einfacher Begriff (eine einfache Qualität), noch eine Anschauung (ein Individuum) sein. Für das Einfache fehlen die erklärenden höhern Begriffe, für die Anschauung ist keine Erschöpfung möglich. Das Einfache läßt sich bloß umschreiben und erörtern, das Individuum bloß beschreiben oder charakterisiren.

*) Da mit der wachsenden Kenntniß des Reellen auch die Begriffbildung fortschreitet und daher der Einzelne wie die Wissenschaft die Begriffe nicht selten umbilden muß, so entsteht hierdurch für die Feststellung der Erklärungen oder Definitionen eine besondere Schwierigkeit, die mancherlei Vorsicht erfordert, worüber weiter unten besonders zu sprechen sein wird.

4. Die Erklärungen sind falsch, wenn Zuerklärendes und Erklärung (= erklärendes Gesammtprädikat) einander nicht decken, wenn sie folglich entweder **zu weit** oder **zu eng** sind. Die zu weite zählt zu viele, die zu enge zu wenig Merkmale aus dem Inhalte des Subjektes auf (mit dem Umfange haben es die Erklärungen nicht zu thun). Nur **adäquate** Erklärungen sind richtig.

5. Eine gute Erklärung muß ferner **präcis** (gedrängt) sein, weshalb sie kein Vorstellungselement zwei oder mehrere Male aufführen, noch sich selbst verstehende aufnehmen darf. Die erklärenden Prädikate müssen vielmehr einander ausschließen und überflüssige wegbleiben. Zu dürftig sind in der Regel solche Erklärungen, welche bloß Gattungs- und Artbegriff anwenden.

6. Von jedem Begriffe ist bloß Eine Erklärung möglich, eine zweite nur insofern, als er aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet wird, denn dann gestaltet sich der Inhalt dieses Begriffes anders. Das Zuerklärende kann übrigens ein Wort, eine Sache und auch ein Name sein.

7. Es giebt **analytische** und **synthetische** Erklärungen. Jene schreiten von einem (gegebenen) Ganzen zu dessen Theilen, diese von den (gegebenen) Theilen zum Ganzen fort, und beide Arten sind in allen Wissenschaften möglich, haben aber auch beiderseits eigenthümliche Schwierigkeiten, die man am besten besiegt, wenn man beide Erklärungsweisen miteinander verbindet und sich dabei möglichst an das Wirkliche anschließt.

8. Von diesen unterscheiden sich die **genetischen** Erklärungen dadurch, daß sie das Zuerklärende aus seiner Entstehung erläutern und darum aus dem Gebiete des Denkens zum Reellen vordringen, wobei sie Begriffe anwenden, die im Allgemeinen dem zu erklärenden Gegenstande parallel laufen. Sie machen sich überall nöthig, wo die für eine **logische** Erklärung anzuwendenden

höhern Begriffe noch nicht klar und sicher genug in Jemandes Gewalt sind.

9. Der Cirkel im Erklären, der hier sehr leicht begangen wird, ist der Fehler, wo man den Begriff, den man zur Erklärung anwandte, wieder aus dem erklärt, was er selber erst erklärt hat, also gleichsam das Dunkle durch Lichtes aufhellet und dann wieder das Lichte durch jenes Dunkle.

10. Das Talent zu rein logischen Erklärungen ist bedingt durch die Erwerbung der **höheren** Begriffe, das Talent zu genetischen Erklärungen dagegen durch die Kenntniß des **Reellen**.

§. 32.

Verschmelzung solcher Urtheile, welche bei gleichen Prädikaten verschiedene Subjekte haben.

(Divisive Urtheile, Eintheilungen.)

Der Säuger ist ein Thier,
Der Vogel ist ein Thier,
Die Amphibie ist ein Thier,
Der Fisch ist ein Thier,
Das Insect ist ein Thier,
Der Wurm ist ein Thier.

Alle diese Urtheile haben gleiche Prädikate und verschiedene Subjekte. Zieht man diese Subjekte ohne Weiteres zusammen, wie solches bei den Erklärungen mit den Prädikaten geschah, so erhält man folgendes Subjekt: Säuger = Vogel = Amphibie = Fisch = Insect = Wurm. Ein solches Subjekt ist ein logisches Unding; denn dürfen auch im Urtheilssubjekte verschiedene Merkmale vorkommen, so darf es doch nicht ein mehrfaches, sondern es muß Ein Subjekt sein. Es lassen sich also jene Urtheile auf diese Art nicht verschmelzen. Was ist nun zu thun? Wie man sieht, machen die verschiedenen Subjekte zusammen das aus, was man die Sphäre, den Umfang eines Begriffes nennt (s. §. 16.), hier also desjenigen, der als gemeinsames Prädikat steht. Setzt man nun dieses Prädikat als Subjekt, was durch Umkehrung der Urtheile erzielt wird,

so treten ins Prädikat die verschiedenen Subjekte, und zwar nicht als Inhaltsmerkmale des neuen Subjektes („Thier"), sondern als Glieder, die den Umfang dieses Subjektbegriffes bestimmen, d. h. durch die Umkehrung ist nicht der Begriff, sondern der Umfang des Begriffes Subjekt geworden, und so entsteht uns das Gesammturtheil: die Thiere zerfallen in Säuger (Säugethiere), Vögel, Amphibien, Fische, Insecten und Würmer, oder: die Thiere sind theils Säugethiere, theils Vögel, theils Amphibien, theils Fische, theils Insecten, theils Würmer.*) — Ein solches Gesammturtheil heißt ein divisives oder eine Eintheilung.

Aus dieser Darstellung erhellet zugleich, daß die „Sphäre" nicht durch die Begriffe, als solche, entsteht, sondern erst das Ergebniß einer Reihe von Urtheilen ist, die darin übereinkommen, daß ihre Subjekte sich sämmtlich einem gemeinsamen (Prädikat-) Begriffe unterordnen.

Inwiefern sind nun die divisiven Urtheile höhere Denkakte?

Obgleich das einfache, einzelne Urtheil nur die Bestimmung hat, Etwas vom Inhalt des Subjektes anzugeben, so läßt es sich doch auch betrachten als Anfang für die Angabe der Sphäre des Prädikatbegriffes. Es bezeichnet einen Theil dieser Sphäre, inwiefern das Subjekt als ein mehr besonderes Vorstellen dem Prädikate als dem allgemeineren Vorstellen untergeordnet ist, und somit kann es als eine Eintheilung (der Sphäre) im weitesten Sinne dieses Wortes gelten. Fließen nun, wie in dem gegebenen Beispiele,

*) Daß übrigens durch diese Umkehrung an der Natur der Urtheile gar Nichts geändert wird, ist wohl an sich klar; bloß die Verschmelzung derselben in eines wird dadurch vermittelt. Sie behalten auch nach ihrer Umkehrung den Sinn: sowohl der Säuger, als der Vogel, die Amphibie, der Fisch, das Insect und der Wurm ist ein Thier (gehört zu den Thieren), und wenn diese letztere Zusammenfassung nicht die verschiedenen Subjekte bestehen ließe, also nicht bloß eine grammatische wäre, sondern wirklich Einen Denkakt, ein logisches Gesammturtheil gäbe, so wäre die Umkehrung kaum nöthig. Abgesehen davon aber würden wir ohne die Umkehrung von dem Sphärenverhältniß des betreffenden Begriffes niemals das deutliche Bewußtsein erlangen, das erst durch sie wirklich entsteht, und sie kann darum in keinem Falle als überflüssig erscheinen.

mehrere Urtheile so zusammen, daß das aus ihrer Verschmelzung entstehende Gesammtprädikat alle Theile der Sphäre des Subjektbegriffes angiebt (oder die Sphäre erschöpft), so entsteht eine Eintheilung im engern oder eigentlichen Sinne dieses Wortes (eine Division).*)

Die Eintheilungen geschehen stets durch niedere Begriffe, gehen also im Begriffssysteme von oben nach unten (§. 16.). Dies zeigt das vorhin aufgestellte Beispiel dadurch, daß die als Theilungsglieder aufgeführten Begriffe: Säuger, Vogel, Amphibie, Fisch, Insect und Wurm insgesammt einen geringern Umfang haben, als der Subjektbegriff: Thier. Widerspricht diese Erscheinung aber nicht der allgemeinen Natur des Urtheils, nach welcher das Prädikat allezeit ein höher liegendes Vorstellen sein muß? Keineswegs. Denn wer wird eingetheilt? Nicht der Begriff des Subjektes, sondern

*) Offenbar ist es falsch, das Wesen des Urtheiles als „Unterordnung unter einen Begriff" zu bezeichnen. Wenn ich sage: dieser Baum blüht, ist krumm gewachsen, hat viele Aeste ꝛc., so fällt es mir nicht ein, ihn unter die Begriffe „blühend, krumm, vieläſtig" unterzuordnen. Vielmehr entsteht dieses Verhältniß der Unterordnung oder der Sphäre erst durch die Verbindung mehrerer solcher Urtheile, welche gleiche Prädikate haben, und es kann darum dieses Verhältniß gar nicht als das eigentliche oder Grundwesen des Urtheiles angesehen werden. Man kann nur sagen, daß jedes Urtheil, welches seinem Gegenstande nach der Art ist, daß es mit anderen durch Gleichheit des Prädikates sich verbinden kann, zweierlei Bedeutung habe. Das Urtheil z. B.: „der Wallfisch ist ein Säugethier", wenn es für sich allein steht, bedeutet: dem Wallfische kommen die Merkmale zu, welche im Begriffe Säugethier gedacht werden; tritt es aber zusammen mit den Urtheilen: „der Delphin ist ein Säugethier, das Wallroß ist ein Säugethier, das Schuppenthier ist ein Säugethier" ꝛc., so gewinnt es die Bedeutung der Unterordnung unter den Begriff Säugethier oder der Angabe von dessen Sphäre. Dabei versteht es sich von selbst, daß, nachdem sich das Bewußtsein einmal auf die Vorstellung von der Sphäre gerichtet hat, die andern Urtheile mit dem nämlichen Prädikate nicht gerade immer schon vorhanden zu sein brauchen, sondern auch bloß vorausgesetzt werden können.

Noch merke man: die Angabe der Sphäre wird am bestimmtesten bezeichnet, wenn man sagt: der Wallfisch gehört zu den Säugethieren, die Biene gehört zu den Insekten ꝛc., wogegen das Wörtchen „ist" unentschieden läßt, ob es auf die Sphäre oder den Inhalt hinweise.

dessen Sphäre, d. h. die einzelnen Dinge, die unter dem Begriff enthalten sind, und die Vorstellungen (Anschauungen) davon stehen augenscheinlich noch unter den bezeichneten niederen Begriffen („Vogel" ist stets etwas Höheres als dieser Vogel, „Fisch" etwas Höheres, als dieser Fisch ꝛc.).

Wie die Erklärungen nicht überall angewandt werden konnten, so auch die Eintheilungen nicht. Die Bestimmung der letzteren geht dahin, daß sie die Sphäre des Einzutheilenden erschöpfen, alles unter ihr Enthaltene vollständig angeben sollen. Dies ist nicht möglich z. B. in Bezug auf das Weltall. Wir haben hier Theile genug, aber kein menschliches Denken kann sie umfassen. Eben so leuchtet ohne Weiteres ein, daß es von Individuen keine Eintheilung geben könne. Mithin gilt von den Eintheilungen dieselbe Beschränkung, wie von den Erklärungen: sie haben ihre Stelle in der Mitte zwischen zwei äußersten Punkten; ihr Subjekt darf kein Individuum, aber auch kein höchster Begriff sein, weil sich die Sphäre eines solchen niemals würde erschöpfen lassen. Oder getraut man sich z. B. alle einzelnen Beziehungen, alle einzelnen Ursachen ꝛc. aufzählen und klassificiren*) zu können, die unter den (zu den höchsten gehörenden) Begriffen der „Beziehung", der „Ursache" ꝛc. enthalten sind? Vergl. S. 35.

Was nun die Richtigkeit der Eintheilungen betrifft, so gilt auch hier die Forderung, daß sie adäquat seien, und das heißt hier: die Sphären der Eintheilungsglieder müssen zusammengenommen der eingetheilten Sphäre (der Sphäre des Subjektbegriffes) gleich sein oder dieselbe decken. Wollten wir z. B. die Dreiecke eintheilen in solche, bei welchen theils alle drei Seiten gleich, theils

*) Anfänger verwechseln gern das Eintheilen mit dem Theilen = Zertheilen, Zerlegen. Das Eintheilen ist stets ein Klassificiren oder Gruppiren, welches zwar Theile, Einzelnes voraussetzt, sie aber nicht erzeugt, sondern vielmehr zu kleineren Ganzen (Gruppen) zusammenordnet. Da man, der Kürze wegen, oft von Theilungs-, statt Eintheilungsgliedern, vom Theilungs-, statt vom Eintheilungsgrunde ꝛc. redet, so wird sich jene Verwechselung um so leichter einstellen, und es muß daher auf den Unterschied gelegentlich aufmerksam gemacht werden, sonst darf man sich nicht wundern, wenn Anfänger Individuen eintheilen wollen.

alle drei ungleich seien, so hätten wir die gleichschenkligen und diejenigen ausgelassen, welche zwei gleiche Seiten haben. Wir hätten also hier in der Eintheilung weniger, als im Einzutheilenden, dagegen hätten wir in derselben mehr, wenn wir bei der Eintheilung der Leidenschaften auch den Zorn, den Aerger, die Verzweiflung ꝛc. aufführen wollten, denn diese sind keine Leidenschaften, sondern Affecte. — Jene Eintheilungen heißen zu enge, diese zu weite, und es ist zu bemerken, daß beide Fehler auch zugleich vorkommen können. Wer die Himmelskörper eintheilte in Fixsterne, Planeten, Cometen und Nebensonnen, hätte die Trabanten weggelassen und die Nebensonnen als etwas gar nicht hierher Gehöriges aufgezählt, also theils zu wenig, theils zu viel gegeben. — Die zu engen Eintheilungen können als Urtheile richtig sein (nur als Eintheilungen falsch), die zu weiten sind auch als Urtheile fehlerhaft.

Wie wir die Erklärungen, obgleich sie es eigentlich nur mit dem Inhalte der Begriffe zu thun haben, doch auch zum Zwecke der Probirung an deren Begriffssphären messen konnten (s. S. 213), so lassen sich auch die Eintheilungen an dem Inhalte ihrer Begriffe messen. In diesem Falle ist die Eintheilung adäquat, wenn die zur Bezeichnung der Theilungsglieder gebrauchten Begriffe zusammengenommen nicht mehr und nicht weniger Vorstellungselemente gemeinsam enthalten, als diejenigen betragen, welche im Begriffe der einzutheilenden Sphäre gegeben sind. Es ist jedoch sehr erklärlich, daß diese Probe gewöhnlich nicht gebraucht wird, weil dazu ein Denken erforderlich ist, das wegen seiner Ausdehnung im Allgemeinen schwieriger sein muß, als das durch sie zu prüfende.

Noch gehört hierher die bekannte Behauptung, die logisch vollkommensten Eintheilungen seien diejenigen zweigliedrigen, in welchen das eine Theilungsglied die bloße Negation des anderen enthalte, z. B. die Mineralien sind theils Metalle, theils Nicht-Metalle. Bei dieser Fassung, und allein bei dieser, könne man gewiß sein, daß, was nicht zu der einen Klasse gehöre, nothwendig in die andere fallen müsse, und sonach werde eine völlige Erschöpfung des Einzutheilenden erreicht, die Eintheilung falle jederzeit adäquat aus. Versteht man aber unter einer Eintheilung mehr, als eine leere Formel, so gewinnt man auch für Eintheilungen dieser

Art durch das bloße Denken keine Sicherheit. Gesetzt, ich hätte an einigen Metallen erprobt, daß sie Leiter der Electricität sind, und ich theilte nun so ein: die Metalle sind theils Leiter, theils Nicht-Leiter der Electricität, so behauptete ich offenbar etwas Falsches; denn die Metalle sind sämmtlich Leiter der Electricität, und das zweite negativ-bestimmte Glied meiner Eintheilung müßte ganz wegfallen, weil es etwas Nichtwirkliches aufstellt. Mithin ergiebt sich, daß Eintheilungen dieser Art gerade die unvollkommensten sind; sie drücken nur eine theilweise, also mangelhafte Kenntniß der einzutheilenden Sphäre aus, und da Nichtkennen kein Vorzug ist, so ist für eine vollkommene Eintheilung vielmehr zu verlangen, daß sie alle ihre Glieder positiv bestimme. Hierzu kann freilich das bloße Denken nicht führen, sondern lediglich eine vollständige Vergleichung des Wirklich-Gegebenen, des Reellen. Nur als vorläufige sind jene Eintheilungen zu verstatten, so lange die Beobachtung noch an Unvollständigkeit leidet.

Dies führt auf die Präcision der Eintheilungen. Nach dem Gesagten steht in Voraus fest: die Zahl der Theilungsglieder kann durch die Logik in keiner Art bestimmt, sondern nur aus einer erschöpfenden Betrachtung der einzutheilenden Sphäre erkannt werden. Ob wir also zweigliedrige (Dichotomien), dreigliedrige (Trichotomien) oder überhaupt vielgliedrige (Polytomien) Eintheilungen anwenden sollen, das hängt von der Erfahrung, nicht vom bloßen Denken ab. Die Logik verlangt in dieser Beziehung nur, daß die Theilungsglieder, wie viele ihrer auch sein mögen, einander streng ausschließen, d. h. daß Nichts, was in der Sphäre des einen liegt, zugleich auch der Sphäre des anderen angehöre. Gegen diese Forderung würde gefehlt sein, wenn man z. B. die Dreiecke in rechtwinklige, gleichseitige und ungleichseitige eintheilte, denn die rechtwinkligen sind ja stets ungleichseitig, und so hätte man das Nämliche in zwei Theilungsgliedern aufgeführt. Indeß ist es als kein Fehler zu betrachten, wenn das in der wirklichen Natur der Dinge ineinander Ueberfließende auch in die Begriffe mit aufgenommen wird, durch welche die Theilungsglieder bezeichnet

werden. Denn wir dürfen bei unseren Eintheilungen nicht **präciser** sein wollen, als die Natur es selbst ist; wir dürfen nur wiedergeben, was die Beschaffenheit der Dinge uns darbietet, und so würde es offenbar ein Fehler sein, wenn wir z. B. zwischen den festen und flüssigen Körpern, zwischen dem dunkeln und klaren Vorstellen, zwischen den Vorstellungen und den Gefühlen ꝛc. durch unsere Eintheilung eine Grenze ziehen wollten, die sich in der Wirklichkeit nicht findet. Vielmehr sind Eintheilungen, deren Glieder das in der Wirklichkeit Schwankende in sich abspiegeln, gerade die vollkommensten.

Aehnlich, wie bei den Erklärungen, kommen wir nun zu der Frage: Sind von **derselben** Begriffssphäre verschiedene Eintheilungen möglich? Allerdings! denn es sind verschiedene Gesichtspunkte möglich, aus welchen die Sphäre betrachtet werden kann; auch sind diese Eintheilungen alle gleich zweckmäßig, nämlich jedwede da, wo der Gesichtspunkt gilt, aus welchem sie entworfen worden ist. So lassen sich die „Menschen" eintheilen nach der Farbe der Haut, nach der Form des Schädels, nach ihrer Größe, nach dem Alter, nach dem Besitzthum, nach dem Wohnorte, nach der Beschäftigung, nach dem Stande ꝛc. Warum sollte nicht jede dieser Eintheilungen ihren Platz haben, wo sie brauchbar, ja allein brauchbar ist? Für ein System der Botanik könnte freilich kaum Etwas zweckwidriger und lächerlicher sein, als wenn man die Eintheilung desselben nach der Farbe der Blüthen entwerfen wollte, und doch ist diese Eintheilung für den Blumisten angemessen, ja die einzige angemessene.*)

---

*) Es verhält sich also mit den Eintheilungen gerade umgekehrt, wie mit den Erklärungen: die Erklärung kann von jedem Begriffe bloß eine sein (s. den vor. §.). Dies hängt damit zusammen, daß es zwar gleichgeltende (den Sphären nach gleiche) Begriffe giebt, aber keine identische (dem Inhalte nach gleiche; s. S. 86 und 87), und daß die Urtheile es zunächst und ihrem Wesen nach nur mit der Angabe des Inhaltes zu thun haben, nicht mit der Unterordnung unter eine Sphäre (vergl. die Anmerk. auf S. 230. Der Inhalt ist dem Begriffe wesentlich und innerlich, ist er selbst; das Verhältniß der Sphäre ist für

Unter dem Eintheilungsgrunde (fundamentum dividendi) versteht man dasjenige Merkmal des Subjektbegriffes, dessen entgegengesetzte Bestimmungen bei der Eintheilung zum Grunde gelegt werden. In dem Begriffe „Mensch" z. B. finden sich die Merkmale: Hautfarbe haben, Religion haben ꝛc. Sehe ich auf jenes (nehme ich es zum Gesichtspunkte), so werden mich dessen entgegengesetzte Bestimmungen: weiß, schwarz, gelb ꝛc. zu der Eintheilung der Menschen nach der Hautfarbe führen; blicke ich auf dieses, dessen entgegengesetzte Bestimmungen sind: christlich, jüdisch, muhammedanisch, heidnisch, so vollziehe ich damit die Eintheilung nach der Religion, u. s. f. — Wird die gleiche Begriffssphäre nach verschiedenen Theilungsgründen eingetheilt, so entstehen Nebeneintheilungen; nehme ich ein Theilungsglied einer vollzogenen Eintheilung und theile es wieder ein, so entsteht eine Untereintheilung im Verhältniß zur vorigen Eintheilung. So sind die Eintheilungen der Dreiecke in „rechtwinklige, spitzwinklige und stumpfwinklige" und in „gleichseitige, gleichschenklige und ungleichseitige" Nebeneintheilungen. Sie stellen dieselbe Sphäre dar: die erste, indem sie die Größe der Winkel, die zweite, indem sie die Größe der Seiten im Verhältniß zu einander als Theilungsgrund anwendet. Habe ich aber die Seelenentwickelungen in Vorstellungen, Gefühle und Strebungen eingetheilt, und ich theile die Vorstellungen wieder in sinnlich producirte, reproducirte und in der Form des Denkens (durch vielfache Verschmelzungen des Gleichartigen) producirte ein, so ist diese letztere Eintheilung im Verhältniß zur ersteren eine Untereintheilung.

Daß Nebeneintheilungen auch als Untereintheilungen für einander angewandt werden können, ist im Allgemeinen richtig, aber man muß dabei mit großer Vorsicht verfahren, damit man nicht zu Hirngespinnsten, zu Unmöglichem komme. So könnten wir für die rechtwinkligen Dreiecke allerdings die vorhin angeführte Nebeneintheilung benutzen, welche das Größenverhältniß der

---

ihn nur ein äußerliches und gewissermaßen zufälliges. Uebrigens erhalten wir, da es die Eintheilungen mit der Sphäre zu thun haben, durch die verschiedenen Eintheilungen (eben so, wie bei den verschiedenen Erklärungen) das Gleiche wieder, nämlich die gleiche Sphäre.

Seiten zum **fundamentum dividendi** hat, und dann würden sie als gleichschenklige und ungleichseitige zu unterscheiden sein; nähmen wir aber, in blinder Anwendung, auch noch das dritte Glied dieser Eintheilung — die gleichen Seiten — hinzu, so erhielten wir etwas Unmögliches, denn rechtwinklige Dreiecke mit gleichen Seiten kann es nie geben.

Zerfallen die Eintheilungen ebenfalls, wie die Erklärungen, in analytische und synthetische?

Als Einleitung zu dieser mit Ja! zu beantwortenden Frage müssen wir ganz dieselben Bemerkungen wiederholen, welche auf S. 219 zu den analytischen und synthetischen Erklärungen vorausgeschickt wurden, und man möge sie dort noch einmal gefließentlich nachlesen. Auch die Eintheilungen entstehen ursprünglich durch Synthesis: durch logische Zusammenziehung mehrerer einfachen Urtheile, die sich auch hier größtentheils von selbst — durch das Gesetz der gegenseitigen Anziehung des Gleichartigen — macht; ihre Entstehung durch Analysis ist eine mehr abgeleitete, künstlich hervorgerufene, wie es im Fortgange des Denkens späterhin auch die synthetische sein kann. Ferner kehren die Vorzüge, Schwierigkeiten und Bedenken bei den künstlich gemachten Eintheilungen eben so wieder, wie sie bei den Erklärungen auf künstlichem Wege sich fanden. Liegt uns zunächst das Ganze, die einzutheilende Sphäre, vor, so haben wir sie zu zerlegen, die angemessenen Theilungsglieder zu finden, also die Eintheilung auf analytischem Wege zu vollziehen. Sind wir hierbei unsrer Sache allerdings insofern gewiß, als uns das Subjekt der Eintheilung (z. B. Tugend, Leidenschaft) in bestimmter Umgrenzung gegeben ist, so hat doch das Verfahren, wie wir die sämmtlichen Theilungsglieder finden, also die Sphäre erschöpfen sollen, seine bedenklichen Schwierigkeiten. Ist uns dagegen der Eintheilungsgrund mit seinen entgegengesetzten Bestimmungen gegeben, so ist die Aufgabe eine synthetische, denn hier sind diese Bestimmungen mit dem einzutheilenden Begriffe so zu verknüpfen, wie sie in einer möglichst natürlichen Aufeinanderfolge sich darbieten. Dieses Verfahren ist leicht und die Vollständigkeit der Ausführung unterliegt keinem Bedenken. Aber

auch hier können wir bei nicht genugsamer Vorsicht eben so Ueberflüssiges oder nicht wirklich Existirendes erhalten, wie solches bei den Erklärungen zu befürchten war. Ist mir als Eintheilungsgrund für die Eintheilung der Menschen die Farbe gegeben, so würde ich deren Verschiedenheiten ganz richtig benutzen, wenn ich als Eintheilungsglieder zusammenstellte: „schwarze, weiße, rothe, grüne, blaue, violette ꝛc. Menschen"; wo giebt es aber Menschen von blauer, grüner, violetter ꝛc. Hautfarbe? Auch hier also wird ungeschmälerte Vollkommenheit nur zu erreichen sein, wenn wir das analytische und synthetische Verfahren verbinden und die höhern Begriffe mit dem in der Wirklichkeit Vorliegenden so wie jene und dieses für sich gleichmäßig mit Sorgfalt und Umsicht prüfend gegen einander halten.

Auch für die Eintheilungen macht sich indeß noch etwas tiefer Liegendes geltend. Mit aller Richtigkeit des Eintheilens ist Nichts gethan, wenn nicht vorher die Sphäre des einzutheilenden Begriffes so gebildet ist, daß sie den Erkenntnißzwecken oder den sonstigen Zwecken entspricht; ferner die untergeordneten Begriffssphären so, daß sie die Natur der vorliegenden Gegenstände von wichtigen Seiten her charakterisiren. Ein System der Pflanzen, nach der Farbe der Blüthen entworfen, würde, wie Erklärungen, so auch Eintheilungen zulassen, die allen Regeln der Logik vollkommen Genüge thäten; was wäre aber hierdurch für die Erkenntniß gewonnen? Die Eintheilungen, wie die Erklärungen, müssen so beschaffen sein, daß sie das Zuerkennende in allen seinen, auch tiefer liegenden Eigenthümlichkeiten in sich abspiegeln, was nicht erzielt werden kann, wenn nicht vorher die Erkenntnißgegenstände nach deren sämmtlichen Theilen aufgefaßt und nach allen Richtungen hin durchforscht worden sind. Die Logik kann und soll diese Vorarbeit nicht ersparen; sie würde ja sonst darauf ausgehen, statt die Kunst zu denken, die Kunst nicht zu denken zu lehren.

Dies nun hat man vielfach verkannt, namentlich in Hinsicht der Eintheilungen, indem man der Logik die Macht zuschrieb, gewisse Zahlen und Verhältnisse bestimmen zu können, nach welchen sich alle Gegenstände **a priori** und unabhängig von ihrem Vorstellungsinhalte müßten eintheilen lassen. Schon die Kantische Kategorientafel hatte die Tendenz, einen solchen für Alles fertigen Schematismus der Eintheilung aufzustellen. Noch entschiedener ist diese

Grille bei Schelling und Hegel zu finden, indem sie die Dreizahl als die einzig vernünftige, für alle Eintheilungen nothwendige dargestellt und ihren Weltconstructionen zum Grunde gelegt haben. Andere versuchten es dann mit der Vierzahl, die, als bereits in der Kantischen Kategorientafel enthalten, eine ungerechte Zurücksetzung erfahren zu haben schien, und so ging es mit noch andern Zahlen.

Dieses Verfahren scheint allerdings eine Art von Rechtfertigung darin zu finden, daß die Eintheilung, als fertiges Product ins Auge gefaßt, von den höheren Begriffen zu den niederen fortgeht, wodurch der Anschein entsteht, als liege es in ihrer Natur, unmittelbar von oben her zu erbauen (zu construiren). Dieser Anschein verschwindet jedoch sogleich, wenn wir nicht eine fertige, sondern eine Eintheilung in ihrer lebendigen Entstehung betrachten. Wie wir bereits gefunden, entsteht jede Eintheilung durch Umkehrung solcher Urtheile, in welchen das Besondere das Bestimmende ist, und so kann das Gegentheil, das Anfangenwollen vom Allgemeinen, nur Unnatürliches zu Tage fördern. Nur nach den besonderen Beschaffenheiten der einzutheilenden Sphäre, also aus dem Einzelnen heraus, läßt sich über die Zweckmäßigkeit einer Eintheilung entscheiden. Warum finden wir in der Mathematik, in den Naturwissenschaften nicht lauter gleichgliedrige Eintheilungen? warum kommen sie hier in allen Sorten vor? Weil das Wirkliche es nicht Anders mit sich bringt.

Dabei soll nicht geläugnet werden, daß man für die Eintheilungen auch die höher liegenden Begriffe des Vorstellungsgebietes, das sie betreffen, sorgsam zu berücksichtigen habe. Ueberhaupt: obgleich die Erklärungen und die Eintheilungen nach entgegengesetzten Richtungen hin liegen, so bedingen und bestimmen sie sich doch gegenseitig, und die Geschichte der Wissenschaften lehrt, daß nach jedem bedeutenden Fortschritte in der einen Richtung erst wieder in der anderen ein ähnlicher Fortschritt eintreten mußte, ehe es gelang, in jener ersteren Richtung angemessen weiter zu schreiten.

Auf der einen Seite nämlich bedarf die Eintheilung der Erklärung, weil sie deutlich erkannte Theilungsgründe nicht entbehren kann. Ehe man auf den Gedanken kommen konnte, die Pflanzen nach den Staubfäden einzutheilen, mußte die Bedeutung

der letztern für die Organisation und das Leben der Pflanzen erkannt sein, und das setzte wieder voraus, daß man in der Erklärung dieser so weit vorgeschritten war, daß jene Erkenntniß sich daraus zu entwickeln vermochte. Eben so ist die von uns gegebene Eintheilung der logischen Zusammenziehungen, die keine Logik vor Beneke aufstellen konnte, bloß dadurch möglich geworden, daß durch diesen Forscher die Natur der einfachen Urtheile aufgedeckt worden ist. So lange nicht das verschiedene Verhältniß zwischen Subjekt und Prädikat in den einfachen Urtheilen, welches Verhältniß die eigenthümliche Natur der verschiedenen Urtheile bestimmt, aufgeklärt war, so lange konnte auch von keiner sachgemäßen Eintheilung jener Zusammenziehungen die Rede sein. Es fehlte mit der Einsicht in das genannte Verhältniß auch der Eintheilungsgrund, der für die Zusammenziehung der einfachen Urtheile den Ausschlag giebt.

Auf der andern Seite aber müssen wir auch für die Erklärung die Eintheilung benutzen, und zwar in doppelter Hinsicht.

Zuerst die untergeordnete Eintheilung, die Eintheilung der Sphäre des zuerklärenden Begriffes selbst. Gesetzt, wir wollten über die Natur des Lichtes Aufklärung haben, indem wir zweifelhaft wären, ob wir es als materiell oder als immateriell denken sollten. Nun lehrt die Erfahrung, daß es einzutheilen sei in solches, das theils direct vom leuchtenden Gegenstande kommt, theils von andern Gegenständen zurückgeworfenes, theils von der ursprünglichen geraden Richtung abgebogenes ist ꝛc. Hiermit ist die Sphäre des Begriffes „Licht“ angegeben. Was gewinnen wir nun dadurch für seine Aufklärung? Da das Allgemeine (hier der Begriff Licht) von der Beschaffenheit sein muß, daß die in der Wirklichkeit gegebenen Besonderheiten desselben damit vereinbar sind, sollten uns da die genannten einzelnen Eintheilungsglieder keinen Wink ertheilen über die Natur des Lichtes? Würden die Besonderheiten, die sie aufzählen und die alle von einander ganz verschieden sind, zum Lichte passen oder nicht vielmehr von ihm wegzudenken sein, wenn es immaterieller, geistiger Natur wäre? Unsern Geist kennen wir. Kommt in demselben eine Zurückwerfung, eine Fortpflanzung in geraden Linien, eine Brechung ꝛc. vor?

Zweitens kann uns, wie die untergeordnete, so auch die übergeordnete Eintheilung für das Erklären Dienste leisten, d. i. diejenige, von welcher der zuerklärende Begriff bloß einen Theil ausmacht. So waren es nur verschiedene Glieder einer und derselben Eintheilung, wenn wir früher die Witzcombination, die Gleichnißcombination, die Begriffbildung und die Urtheilbildung zusammenstellten, denn durch sie wurde der übergeordnete Begriff: Combination des Gleichartigen — eingetheilt. Für die Bestimmung der Natur des Urtheils und seiner Bildung gewannen wir dadurch bedeutend an Licht, und wie dieser eine Begriff (der Begriff vom Urtheil), so haben auch die den drei übrigen Gliedern entsprechenden Begriffe dadurch höhere Klarheit empfangen. Eben so ist in Folge davon, daß wir die verschiedenen Gattungen der logischen Zusammenziehungen auf Seite 208 zusammenstellten, wahrlich für keine einzige eine Verdunkelung eingetreten. Besonders schätzbar ist es hierbei, wenn es uns gelingt, die Theilungsglieder auf Gradabstufungen zurückzuführen. Dies war der Fall in der genannten vorletzten Eintheilung. Die Gleichheit der combinirten Elemente ist am geringsten beim Witze, schon bedeutender beim dichterischen Gleichnisse, noch größer bei der Begriffbildung, am größten endlich beim Urtheile, bei welchem sich nach Seiten des Prädikates hin gar keine Ungleichheit mehr findet. Wenn sich nun zeigt, daß diesen Abstufungen genau die Grade der Klarheit entsprechen, die diesen Combinationen eigen sind, indem die Witzcombination die geringste, das Urtheil die höchste Klarheit besitzt, so liegt doch wohl am Tage, daß diese verschiedene Gleichheit die Ursache der verschiedenen Klarheit ist; oder welche andere Ursache könnte hierzu wohl noch aufgefunden werden? Will man noch ein Beispiel aus der äußern Natur, so nehme man die Besonderheiten der Töne. Bei langsamen Bewegungen gewisser Körper entsteht ein raschelndes Geräusch; wird die Bewegung beschleunigt, so hören wir ein dumpfes Gemurmel; wird dieselbe noch schneller, ein Sumsen, wie bei dem raschen Fluge mancher Insecten; bei noch größerer Schnelligkeit endlich wird ein musikalischer Ton erzeugt, der dann um so mehr an Höhe zunimmt, je rascher die Schwingungen erfolgen; und indem also die Gradabstufungen auf beiden Seiten in genauem Parallelismus zu einander

stehen, so sind wir zu dem unzweifelhaften Schlusse berechtigt, daß die Bewegung und die Entstehung des Tones einen tiefern Zusammenhang mit einander haben (bekanntlich wissen wir jetzt, daß die Luft diesen Zusammenhang vermittelt).

Man sieht, daß wir mit diesen Beispielen bereits zu den sogenannten natürlichen Eintheilungen gekommen sind, die lediglich ein Resultat des Zurückgehens auf das Reelle, ein Product aus den synthetischen Denkgrundlagen sein können, wiewohl es schon für die aus bloß logischem Standpunkte entworfenen Eintheilungen unmöglich ist, alle Berücksichtigung des Reellen von sich zu weisen. Sie sollen die charakteristischen Synthesen des Natürlichen in voller Besonderheit in sich abspiegeln, während die künstlichen Eintheilungen sich an irgend welche einzelne Merkmale anschließen, die als besonders anschauliche, leicht faßliche, im Verhältniß zu besonderen Zwecken wichtige, erscheinen, ohne Rücksicht darauf, welche Bedeutung dieselben für die Natur des Gegenstandes im Ganzen haben. Mit andern Worten: die natürlichen Eintheilungen sollen erschöpfend und doch auch einfach sein.

Diesen beiden entgegengesetzten Anforderungen zusammen zu genügen, wird überaus schwer halten. Die Natur, besonders in ihren höhern Gebieten, bringt uns überall einen unendlichen Reichthum von Bestimmungen entgegen. Es fragt sich: welche unter diesen sind als die ursprünglichen, welche als abgeleitet anzusehen? eine Frage, deren Beantwortung nur gelingen kann, wenn wir in der genetischen Erklärung dessen, was dem einzutheilenden Gebiete angehört, bereits bedeutende Fortschritte gemacht haben. Man denke an die vorgenannten Eintheilungen aus der Logik.

Da wird es denn eine bedeutsame Hinweisung auf den tiefern Zusammenhang der Dinge sein, wenn die Nebeneintheilungen auf einander fallen (s. S. 235 f.). Diese sind nach verschiedenen Eintheilungsgründen innerhalb der gleichen Begriffssphäre gemacht, z. B. die Eintheilung der Dreiecke einmal nach den Winkeln und dann nach den Seiten. Die gleichseitigen und die gleichwinkligen fallen aufeinander, eben so die gleichschenkligen und die mit zwei gleichen Winkeln, ferner die ungleichseitigen und die mit lauter ungleichen Winkeln. Wäre dies möglich, wenn Seiten und Winkel

nicht in einem inneren, nothwendigen Zusammenhange stünden, wenn nicht die einen durch die anderen bedingt wären? Wir haben vorher die logischen Anziehungen (Combinationen) des Gleichartigen betrachtet, und wir theilten sie ein nach dem Größenverhältniß zwischen den gleichen und den verschiedenen Bestandtheilen (S. 240 vergl. mit S. 221). Aber auch nach den Erfolgen, die aus der gegenseitgen Anziehung hervorgehen, lassen sie sich eintheilen. Beim Witz dauert die Anziehung der ungleichartigen Elemente nur einen Augenblick, es erfolgt sofort eine gegenseitige Abstoßung, das Bewußtsein kann bei ihnen nicht Stand halten; beim dichterischen Gleichniß fehlt diese Abstoßung, das Verschiedenartige beruht nebeneinander im Bewußtsein, ohne daß es inniger sich zu vereinigen strebte; bei der Begriffbildung zeigt sich ein Anstreben zur Durchdringung, zum Einswerden, bei der Urtheilbildung endlich haben wir die Durchdringung, ohne daß ein Anstreben dazu nöthig wäre (vergl. hierzu S. 107). Zuletzt können wir bei dieser Eintheilung noch auf die verschiedenen Grade der Förderung sehen, welche wir diesen Anziehungen in Betreff der Klarheit verdanken, welche (laut S. 240) beim Witze nur gering, bei den folgenden Combinationen immer größer ist. Nach welchem Eintheilungsgrunde wir also auch klassificiren, es fallen diese Nebeneintheilungen genau aufeinander und decken sich gegenseitig; wir haben eine natürliche Eintheilung, welche die höchste Vollständigkeit mit der höchsten Einfachheit verbindet, und da sie das Charakteristische nach allen Seiten hin in sich abspiegelt, so wird uns dadurch der innige, tiefe Zusammenhang verbürgt, in welchem die eingetheilten Momente mit einander stehen.

Nur hüte man sich, diese Parallele der Nebeneintheilungen weiter auszudehnen, als sie der Natur der Sache nach reichen kann. Diese Vorsicht findet man leider nur zu häufig verletzt. Man denke an die unmenschliche Behandlung der Neger, der amerikanischen Indianer, kurz der farbigen Menschen. Weil man sich einbildete, die Eintheilung der Menschen nach der Hautfarbe falle zusammen mit der Eintheilung derselben nach den intellectuellen und moralischen Fähigkeiten, so hielt man sich für berechtigt, jene Völker dem Viehe gleich zu setzen, wiewohl nicht zu verkennen ist, daß hierbei auch

der schändlichste Eigennutz seine Rolle spielte. Aehnliche Vorurtheile liegen der von Gall begründeten, von Spurzheim und Combe weiter ausgebildeten Schädellehre, so wie der Lavaterschen Physiognomik zum Grunde. Die Gestalt des Schädels, die Gesichtsbildung sollen parallel sein den geistigen und sittlichen Eigenthümlichkeiten, und die Eintheilungen der Menschen nach der Schädelform, nach der Gesichtsform sollen darum zusammenfallen mit den Eintheilungen derselben nach dem intellectuellen und moralischen Charakter. Die neuere Psychologie hat das Falsche dieser Zusammenstellungen so überzeugend nachgewiesen, daß man ganz anders ausholen muß, wenn man einen wirklich begründeten Zusammenhang zwischen jenem Aeußern und diesem Innern nachweisen will. Daß ein solcher Zusammenhang existire, ist nicht geradezu in Abrede zu stellen; nur können die bis jetzt angenommenen Parallelen nicht die rechten sein. Wie soll denn z. B. der Verstand (die Gesammtheit der Begriffe, Urtheile und Schlüsse) ein besonderes Gehirn- und Schädelorgan haben, da er selber gar nicht in der Besonderheit außer und neben den Anschauungen existirt, wie man sich einbildet?

Noch ein anderes Beispiel solcher übereilter Hypothesen geben die Bestrebungen, für die Verstandes-Fähigkeiten der verschiedenen Thiergattungen äußere Merkmale aufzufinden, die diesen Fähigkeiten parallel wären. Als solche Merkmale haben Einige die Größe des Gehirns, andere das Verhältniß zwischen dem Gewichte desselben und dem des ganzen Körpers, noch Andere das Verhältniß zwischen dem Gehirn und dem Rückenmark, oder auch zwischem dem Gehirn und den übrigen Nerven, oder zwischen dem kleinen und großen Gehirn, noch Andere endlich den sogenannten Camperschen Winkel*) angenommen. Es wäre unstreitig höchst interessant, wenn sich ein solches äußeres Kennzeichen auffinden ließe, aber auch bei den hierauf gerichteten Bemühungen muß man ein heilsames Mißtrauen gegen seine Vermuthungen nähren, muß die versuchten Pa-

*) Gebildet durch zwei Linien, deren eine vom obern Schneidezahn bis zum äußersten Stirnpunkt, die andere vom untern Punkte der Nase bis zur Oeffnung des Ohres gezogen wird. Je größer dieser Winkel ist, je mehr er sich dem rechten nähert, deste höher sollte die Verstandesfähigkeit des Thieres sein.

rallelen immer wieder vergleichend prüfen, und sich die Unbefangenheit des Geistes bewahren, welche die verneinenden Bescheide der Natur willig anerkennt und dem erfinderischen Scharfsinne nicht allein vertraut.

Leider sind noch fast alle Wissenschaften voll von verderblichen Vorurtheilen dieser Art, welche aus dem an sich löblichen Bestreben hervorgehen, für das Zuerkennende einen tiefern Zusammenhang zu entdecken, und sie finden oft gerade bei den besten Köpfen am meisten Vorschub. So soll der psychologische Sensualismus, der das Geistige aus den Sinnenthätigkeiten ableitet, nothwendig Materialismus sein, der moralische Sensualismus soll dem Egoismus, dem Atheismus gleich stehen und dergl.

Wovon wird nun das Talent für die Entwerfung von Eintheilungen vorzüglich abhängen? Unstreitig von der Genauigkeit und Vollständigkeit unserer Kenntniß der einzutheilenden Sphäre, weshalb es sich, im Gegensatze mit dem Talente zu Erklärungen, vorzugsweise bei denjenigen Köpfen finden wird, die mehr auf das Besondere gerichtet sind.

Resultate:

1. Eine **Eintheilung** entsteht durch die Verschmelzung solcher Urtheile, welche bei gleichen Prädikaten verschiedene Subjekte haben. — Es ist auch hier wieder das Gesetz der gegenseitigen Anziehung des Gleichartigen, wodurch die Eintheilungen größtentheils sich von selbst bilden.

2. Die Eintheilung ist eine Gruppirung (Klassifizirung) dessen, was zur **Sphäre** eines Begriffes gehört, und geschieht immer durch Begriffe, welche niedriger stehen, als der einzutheilende Subjektbegriff.

3. Das einzutheilende Subjekt darf daher kein Individuum, aber auch kein höchster Begriff sein; denn Individuen lassen sich nur **zer**theilen, zergliedern, und die höchsten Begriffe sind zu umfassend, als daß man alles unter ihnen Enthaltene aufzählen könnte. Die gute

Eintheilung soll aber eben so **erschöpfend** sein, als die Erklärung.

4. Wie die Erklärungen, so dürfen auch die Eintheilungen weder zu weit, noch zu eng sein, sondern die Sphären der Eintheilungsglieder müssen die Sphäre des Subjektbegriffes decken oder ihr **adäquat** sein. Die Eintheilung ist **zu weit,** wenn sie mehr, dagegen **zu eng,** wenn sie weniger Eintheilungsglieder aufzählt, als das Einzutheilende unter sich befaßt.

5. Alle Eintheilungsglieder müssen **positiv** bestimmt werden, wenn die Eintheilung vollkommen sein soll, weshalb diejenigen zweigliedrigen, in welcher das eine Theilungsglied die bloße Negation des anderen ist, nur leere Formeln sind, die noch dazu leicht zu Unwirklichem verführen. Nur aus der wirklichen Erfahrung heraus, nicht aus bloßem Denken lassen sich richtige Eintheilungen bilden.

6. Die Eintheilungsglieder müssen ferner einander streng ausschließen, damit die Eintheilung **präcis** (genau) sei. Nur muß man nicht präciser sein wollen, als die Natur es ist, und wo diese keine Grenze zieht, darf daher auch die Eintheilung keine enthalten. Auch in dieser Beziehung ist mit dem bloßen Denken Nichts auszurichten; die Beschaffenheit und die Anzahl der Theilungsglieder lassen sich lediglich durch Beobachtung, durch Erfahrung bestimmen.

7. Von einer und derselben Begriffssphäre sind verschiedene Eintheilungen möglich, weil man von verschiedenen Gesichtspunkten dabei ausgehen kann. Die entgegengesetzten Bestimmungen desjenigen Merkmals, das man bei der Eintheilung als Gesichtspunkt annimmt, geben die Eintheilungsglieder, und das Merkmal selbst heißt der **Eintheilungsgrund.** Nebeneintheilungen entstehen dadurch, daß verschiedene Eintheilungsgründe bei der gleichen Begriffssphäre in

Anwendung gebracht werden können, wogegen die nochmalige Eintheilung eines bereits gewonnenen Theilungsgliedes eine Untereintheilung im Verhältniß zur vorigen giebt.

8. Wie die Erklärungen, so sind auch die Eintheilungen theils **analytische**, theils **synthetische**. Jene zerlegen ein (gegebenes) Ganzes (die einzutheilende Sphäre) in die angemessenen Theilungsglieder; diese gehen vom (gegebenen) Eintheilungsgrunde mit seinen entgegengesetzten Bestimmungen aus und verbinden dieselben mit dem einzutheilenden Begriffe. In beiden Fällen sind sehr leicht Irrthümer möglich, denen man nur dadurch entgeht, daß man beide Verfahrungsweisen mit einander verbindet und sich nicht an das bloße Denken, sondern zugleich an das erfahrungsmäßige Wirkliche hält.

9. Es kann daher keinen in Voraus fertigen Schematismus für die Eintheilung aller Wissensgebiete geben, sondern jede Eintheilung hat sich nach der besonderen Natur der Gegenstände zu richten, weshalb es eine Ungereimtheit ist, gleichgliedrige Eintheilungen für Alles und Jedes zu verlangen. Aus bloß logischem Standpunkte lassen sich dergleichen zwar herstellen; soll aber die Eintheilung wahrhaft nützen, so darf sie nicht bloß **logisch** richtig sein, sondern sie muß die Erkenntniß der Gegenstände befördern und hat darum die tiefer liegenden Eigenthümlichkeiten der Dinge in sich abzuspiegeln.

10. Wie die Eintheilungen oft der Erklärungen bedürfen, wenn man zu deutlich erkannten Eintheilungsgründen gelangen will, so auch umgekehrt die Erklärungen der Eintheilungen, weil oftmals erst durch die letzteren vollkommenes Licht für die Aufklärung vermittelt wird. Offenbar können hier nur die **natürlichen**, auf das Wesen der Dinge zurückgehenden

Eintheilungen von Werth sein, versteht sich unter der Voraussetzung, daß sie **erschöpfend** und zugleich auch **einfach** sind.

11. In Folge der großen Zusammengesetztheit der Naturdinge werden die natürlichen Eintheilungen nur gelingen, wenn man bereits in den natürlichen Erklärungen bedeutendere Fortschritte gemacht hat. Einen wichtigen Aufschluß über den tieferen Zusammenhang der Dinge gewährt es, wenn die Nebeneintheilungen aufeinander fallen; nur hat man sich zu hüten, daß man diese Parallele nicht da sucht, wo sie nicht in Wirklichkeit, sondern bloß scheinbar vorhanden ist, denn dies führt zu den gröbsten Irrthümern.

12. Das Talent zur Bildung von Eintheilungen ist bedingt durch eine genaue und vollständige Kenntniß der einzutheilenden **Sphären**, also durch Erwerbung von Anschauungen des **Besonderen, Einzelnen** (des Reellen).

§. 33.

Verschmelzung solcher Urtheile, welche ein gleiches Subjekt bei verschiedenen Prädikaten, mit solchen, die ein gleiches Prädikat bei verschiedenen Subjekten haben.

(Bestimmung der Verhältnisse zwischen den Sphären zweier oder mehrerer Begriffe.)

Diese Rose ist eine Blume;
Diese Nelke ist eine Blume;
Dieses Veilchen ist eine Blume;
Dieser Oleander ist eine Blume. U. s. w.

Diese Rose ist wohlriechend;
Diese Nelke ist wohlriechend;
Dieses Veilchen ist wohlriechend;
Dieser Oleander ist wohlriechend. U. s. w.

Diese Rose ist schönfarbig;
Diese Nelke ist schönfarbig;
Dieses Veilchen ist schönfarbig;
Dieser Oleander ist schönfarbig. U. s. w.

Hier haben wir drei Reihen von einfachen Urtheilen. Faßt man diese Reihen zusammen ins Auge, so geben sie ein Ganzes mit gleichen (als die nämlichen wiederkehrenden) Subjekten und verschiedenen Pädikaten; nimmt man jede Reihe für sich, so hat sie verschiedene Subjekte und gleiche Prädikate. Mithin treten uns im ersten Falle Erklärungen, im zweiten Eintheilungen entgegen, so daß also die in den beiden vorigen Paragraphen besprochenen Verhältnisse hier zugleich vorkommen. Es gestalten sich uns sonach aus jenen drei Reihen zwei einander kreuzende Reihen, was eben so der Fall sein würde, wenn wir auch ursprünglich vier und noch mehr Reihen gehabt hätten. Sind wir nun im Stande, diese sämmtlichen einfachen Urtheile zu einem einzigen zusammenzuziehen? Sehr bequem dadurch, daß wir das Prädikat der ersten Reihe — Blume — zum Subjekte des neuen Urtheils machen, indem wir in dieses die Vorstellungen der einzelnen Blumen zusammenfassen, die dann als einzelne wegfallen, d. h. die sämmtlichen Subjekte in sämmtlichen drei Reihen fallen weg. Das Uebrigbleibende sind die Prädikate der beiden folgenden Reihen, die wir dem neuen Subjekte anschließen, und so entsteht uns das Gesammturtheil: Blumen (einige — alle) sind wohlriechend und schönfarbig. — Ein solches Gesammturtheil heißt ein besonderes, wenn es sich nur auf Einiges, dagegen ein allgemeines, wenn es sich auf Alles erstreckt, was zum Umfange des Subjektes gehört. Mit einem gemeinschaftlichen, bald im engeren, bald im weiteren Sinne zu nehmenden Titel heißen sie beiderseits Generalisirungen.

Man sieht also: das Subjekt dieses Gesammturtheiles ist nicht der Begriff „Blume", sondern die Sphäre dieses Begriffes, wie bei den Eintheilungen. Trotz dem liegen auch so viele Erklärungen darin, als Prädikate darin liegen, die sich auf das Subjekt

Blume (dieses als Begriff gefaßt) beziehen. Mithin kann durch ein solches Gesammturtheil eben so wohl der Inhalt (wie bei der Erklärung) als der Umfang des Subjektes (wie bei der Eintheilung) erläutert werden. Eine höhere Denkentwickelung wird hierdurch jedesmal so weit vermittelt, wie weit in beiderlei Beziehung Vollständigkeit erreicht wird. Könnten wir sagen: alle Blumen sind wohlriechend und schönfarbig, so wäre der volle Umfang dieses Begriffes bestimmt worden; könnten wir durch noch mehr Prädikate alles Uebrige, was in den Blumen liegt, angeben, so wäre der volle Inhalt desselben erschöpft.

Wie früher gezeigt worden, ging die Erklärung im Begriffssystem von unten nach oben, die Eintheilung von oben nach unten. Hier findet Beides unmittelbar nicht Statt, sondern die im Gesammturtheile verglichenen Begriffe gelten zunächst als gleichliegend; es kommt darauf an, ob durch ein solches Urtheil der Inhalt aufgeklärt oder die Sphäre des Subjektbegriffes bestimmt werden soll. Im erstern Falle sind die Prädikatbegriffe höhere, im letzteren niedere im Verhältniß zum Subjekte.

Augenscheinlich ist es indeß Hauptzweck dieser Verschmelzungen (Generalisirungen), den Umfang, die Sphäre des Subjektes zu erläutern, und zwar (wohl zu merken!) dadurch zu erläutern, daß dieselbe mit den Sphären der Prädikatbegriffe verglichen wird (im vorigen Beispiele also die Sphäre des Subjektbegriffes „Blume" mit den Sphären der Begriffe: „wohlriechend" und „schönfarbig").

Aus dem vorigen Paragraphen ist uns bekannt, daß die Sphäre eines Begriffes niemals durch bloßes Denken gefunden werden kann, und so würde es offenbar eine falsche Auffassung der vorliegenden Verschmelzungen sein, wenn man in ihnen die Quelle dieser Sphärenerkenntniß suchen wollte. Sie können nur in sich abspiegeln, was wir schon auf anderem Wege und vor dem Denken von den Sphären der Begriffe gefunden haben, können es aber durch diese Vergleichung in höheres Licht setzen. Noch irriger würde die Meinung sein, als handele sich's bei diesen Zusammenziehungen um die Feststellung des Verhältnisses zwischen zwei oder mehreren **Begriffen.**

Um die Feststellung des **Sphären**verhältnisses der Begriffe handelt sich's allerdings, aber nicht um das Verhältniß der Begriffe selbst. Dies macht einen gewaltigen Unterschied. Wie die Begriffe selbst zu einander sich verhalten, erfahre ich nur, wenn ich auf ihren Inhalt sehe, denn Begriff und Inhalt des Begriffes ist Eins (s. §. 15. zu Anfange). Man hat aber jene Meinung bis in die neuesten Zeiten gehegt, und ist, weil eine Art Verhältnißbestimmung im Urtheil allerdings vorliegt, sogar zu dem noch größern Irrthum fortgegangen, als bestehe das Wesen des Urtheils überhaupt darin, eine „Vor- und Darstellung des Verhältnisses zwischen zwei oder mehreren Begriffen" zu sein. Die Hauptschuld von diesem Irrthume trägt die aristotelisch-scholastische Logik, welche die Schlüsse im engeren Sinne dieses Wortes zum Mittelpunkt der ganzen Logik machte und von genetischer Entwickelung der logischen Erscheinungen sich wenig oder Nichts träumen ließ. Das Subjekt des Urtheiles kann ja auch eine Anschauung (Einzelvorstellung) sein (s. S. 88 f.), und wenn ich auch z. B. über den Begriff „Großmuth" urtheile: sie „ist eine Tugend", so ist dieses Urtheil doch von demselben Character, als wenn ich sage: diese Nelke ist ein Gartengewächs; beide sagen nur Etwas vom Inhalte des Subjektes aus, wie das die wesentliche Bestimmung aller einfachen Urtheile ist*). Wie wir dazu kommen, das Subjekt dem Prädikate unterzuordnen, also bei dem letzteren auf die Sphäre zu sehen, ist in der Anmerk. auf S. 230 gezeigt worden, und da in den besonderen und allgemeinen Urtheilen, wie sie durch die vorliegende Verschmelzung entstehen, immer mehrere (einige—alle) Dinge durch das Subjekt mit einem oder mehreren Prädikatbegriffen in Vergleichung gestellt werden, so drängt sich hier das gegenseitige Verhältniß der Sphären dem Bewußtsein vorherrschend auf, woraus sich begreift, daß und warum es gewöhnlich geworden ist, bei diesen Verschmelzungen fast ausschließlich nur auf das Sphärenverhältniß der Begriffe zu achten.

*) Man kann darum fehlerfrei nur behaupten: das Wesen des Urtheiles besteht darin, das Verhältniß zwischen seinem Subjekt und seinem Prädikat zu bestimmen — ob in Hinsicht des Inhaltes oder des Umfanges, bleibt hiermit offen gelassen.

Auf dieses Verhältniß, das natürlich nicht überall ein gleiches sein kann, bezieht sich die bekannte Eintheilung der Urtheile nach der Quantität des Subjektes (vergl. die Anmerk. auf S. 116). Umfaßt das Subjekt die ganze Sphäre seines Begriffes (z. B. alle Thiere haben Bewegungskraft), so heißt das Urtheil ein allgemeines (generelles, universelles); umfaßt das Subjekt nur einen Theil dieser Sphäre (z. B. einige Thiere haben Lungen), so heißt es ein besonderes (specielles, particuläres); ist das Subjekt eine einzelne Vorstellung (z. B. diese Blume riecht, sein Bruder Karl ist ein reicher Mann), so wird es ein einzelnes (individuelles, singuläres) genannt. Gegen diese Eintheilung, die theoretisch und praktisch nicht geringe Wichtigkeit hat, ist Nichts einzuwenden, wenn man nur die Urtheile dieser drei Klassen nicht als gleich einfache betrachtet. Dies hat man freilich gethan, weil man jedes Urtheil als die Vorstellung des Verhältnisses zwischen zwei Begriffen ansah. Wäre diese Ansicht richtig, so würde allerdings das besondere und allgemeine Urtheil eben so einfach sein, als das einzelne; da sich aber diese Eintheilung auf die Sphäre des Subjektbegriffes bezieht, so erscheinen die speciellen und generellen Urtheile als wesentlich zusammengesetzt und müssen darum auf einer höheren Bildungsstufe stehen, als die individuellen. Auch kann die Wahrheit jener nur aus den einzelnen stammen, aus denen sie zusammengezogen sind. — Daß es die gegenseitige Anziehung des Gleichartigen ist, welche macht, daß sich die einzelnen Urtheile zu besonderen und allgemeinen verbinden, oft ungesucht und wider unsern Willen verbinden, braucht wohl um so weniger noch ausdrücklich erinnert zu werden, da wir diese Thatsache schon bei den Erklärungen und Eintheilungen, welche den Generalisirungen zum Grunde liegen, kennen gelernt haben.

Was den sprachlichen Ausdruck der allgemeinen Urtheile betrifft, so übersehe man nicht, daß sie oft wie einzelne aussehen. „Der Mensch ist sterblich" — klingt gerade so, wie: „der Mond ist veränderlich"; aber dort wird an alle Menschen gedacht (jeder Mensch ist sterblich oder alle Menschen sind sterblich), hier nur an ein Einzelding. Eben so: das Gold ist gelb = alles G. ꝛc.; das Messing ist ein Kunstproduct = alles M. ꝛc., vergl. dem mit: das Mittelmeer ist groß, das Kattegat ist ein Meerbusen. — Diese Erscheinung kommt daher, daß jedes Wort (die Eigennamen ausgenommen, vergl. jedoch §. 3.)

einen Begriff ausdrückt, und daß die Begriffe allgemeine Vorstellungen sind, die stets die Gesammtheit dessen umfassen, was durch sie bezeichnet ist. Da indeß der Sprachgebrauch, weil auch die Einzelvorstellungen nur durch Begriffswörter bezeichnet werden können, oft große Unbestimmtheiten in dieser Beziehung zuläßt und hervorbringt, so hat man sich wohl zu hüten, daß man nicht für einzeln halte, was allgemein genommen sein will, und umgekehrt. S. §. 3. Eine gefließentliche Prüfung führt leicht auf das Rechte. Hierbei mag noch erinnert sein, daß es im partikulären Urtheile nicht gerade immer heißen muß: „einige"; es kann dafür auch: manche, etliche, viel, wenige ꝛc. gesetzt werden, je nachdem dies der Inhalt der Urtheile mit sich bringt.

Ehe wir weiter gehen, wollen wir zu dem an die Spitze dieses §. gestellten Beispiele noch einige andere hinzufügen.

Alexander war ein Kriegsheld,
Cäsar war ein Kriegsheld,
Tamerlan " " ",
Napoleon " " ;

Alexander ist berühmt,
Cäsar " ",
Tamerlan " ",
Napoleon " ;

Alexander war mächtig,
Cäsar " ",
Tamerlan " ",
Napoleon " ;

Alexander war ein Eroberer,
Cäsar " " ",
Tamerlan " " ",
Napoleon " " .

Also: Einige Kriegshelden sind berühmt als mächtige Eroberer.

Der Merkur ist ein Planet,
Die Venus ist ein ",
Die Erde " " ",
Der Mars " " ; ꝛc.

Der Merkur ist an die Sonne gebunden,
Die Venus " " " " ",
Die Erde " " " " ",
Der Mars " " " " ; ꝛc.

Der Merkur bewegt sich elliptisch um die Sonne,
Die Venus " " " " " ",
Die Erde " " " " " ",
Der Mars " " " " " ; ꝛc.

Der Merkur wird von der Sonne erleuchtet,
Die Venus " " " " " ",
Die Erde " " " " " ",
Der Mars " " " " " ; ꝛc.

Der Merkur wird von der Sonne erwärmt,
Die Venus " " " " " ",
Die Erde " " " " " ",
Der Mars " " " " " . u. s. w.

Also: Die Planeten (einige — alle) sind an die Sonne gebunden, bewegen sich um diese elliptisch, werden von ihr erleuchtet und erwärmt ꝛc.

Der Zeisig ist ein Vogel,
Die Schwalbe " " " ",
Das Rothkehlchen " " " ; ꝛc.

Der Zeisig hat Rückenwirbel,
Die Schwalbe " " ",
Das Rothkehlchen " " ; ꝛc.

Der Zeisig hat rothes warmes Blut,
Die Schwalbe " " " " ",
Das Rothkehlchen " " " " ; ꝛc.

Der Zeisig hat Federn,
Die Schwalbe " " ",
Das Rothkehlchen " " ; ꝛc.

Der Zeisig legt Eier,
Die Schwalbe " ",
Das Rothkehlchen " "; ꝛc.

Der Zeisig brütet sie aus,
Die Schwalbe " " ",
Das Rothkehlchen " " "; u. s. w.

Also: Alle Vögel haben Rückenwirbel, rothes warmes Blut, Federn, legen Eier und brüten sie aus.

Aus dem letzten Beispiele ersieht man, daß die Subjekte der Grundurtheile bereits Begriffe sein können.

Wenn es nun, wie vorher angegeben, bei diesen Verschmelzungen hauptsächlich darum zu thun ist, daß dieselbe Sphäre zugleich zweien (oder mehreren) Begriffssphären eingeordnet und hierdurch diese Begriffssphären nach ihrem Verhältnisse zu einander bestimmt werden, so heißt das mit anderen Worten: es wird bestimmt, ob die Sphären ganz oder theilweise zusammenfallen, ob sie einander völlig oder nur zum Theil gleichgesetzt sind (die Sphäre entsteht hier, wie im Anfange gezeigt, allemal dadurch, daß die Subjekte der einzelnen Urtheile unter dem ersten Prädikatbegriff zusammengefaßt werden). Da die Urtheile dem Prädikate nach ebenfalls verschieden, entweder bejahend oder verneinend sind, so läßt sich auch auf dieses Qualitätsverhältniß mit sehen, und aus diesem doppelten Gesichtspunkte betrachtet treten vier Verhältnisse hervor, außer welchen keine weiter bei diesen Verschmelzungen möglich sind.

1) Die eine Sphäre liegt ganz in der anderen Sphäre. So ist es bei den allgemein — bejahenden Urtheilen, z. B.: alle Planeten bewegen sich elliptisch um die Sonne, alle Vögel legen Eier.

2) Die eine Sphäre liegt ganz außerhalb der andern Sphäre. Dadurch characterisiren sich die allgemein — verneinenden Urtheile, z. B.: alle Planeten sind nicht selbstleuchtend,

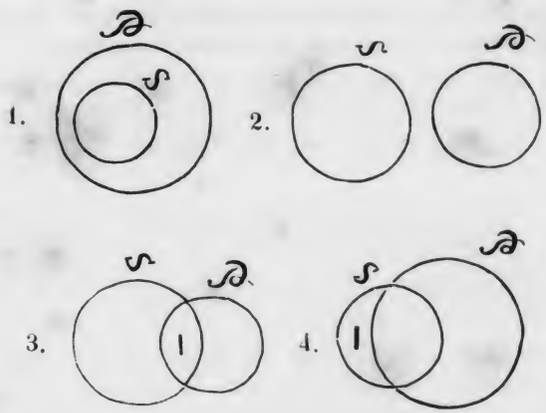
alle sittlichen Eigenschaften sind nicht angeboren — (wofür die Grammatik den gebräuchlichern Ausdruck bestimmt hat: kein Planet ist selbstleuchtend, keine sittliche Eigenschaft ist angeboren).

3) Die eine Sphäre liegt zum Theil in der anderen Sphäre. Dies gilt von den besonders — bejahenden Urtheilen: einige Vierecke sind rechtwinklige Figuren, einige Thiere leben im Wasser.

4) Die eine Sphäre liegt zum Theil außerhalb der anderen. So bei den besonders — verneinenden Urtheilen: einige Mühlen werden nicht vom Wasser getrieben, einige Münzen sind nicht aus Silber geprägt.

Wie schon auf S. 230 in der Anmerk. erwähnt, wird das Sphärenverhältniß am deutlichsten durch den Ausdruck „gehören" bezeichnet. „Die Sonne ist ein Firstern" — braucht nicht von einem Sphärenverhältniß verstanden zu werden; es ist aber auf dieses bestimmt hingewiesen, wenn es heißt: „die Sonne gehört zu den Fixsternen." Will man nun das Sphärenverhältniß in den vorigen Beispielen recht deutlich hervortreten sehen, so drücke man sie so aus: alle Planeten gehören zu dem, was sich elliptisch um die Sonne bewegt, alle Vögel gehören zu den Eier legenden Geschöpfen. — Kein Planet gehört zu den selbstleuchtenden Dingen, keine sittliche Eigenschaft gehört zu dem Angeborenen. — Einige Vierecke gehören zu den rechtwinkligen Figuren, einige Thiere gehören zu dem, was im Wasser lebt. — Einige Mühlen gehören nicht zu denen, die vom Wasser getrieben werden, einige Münzen nicht zu denen, die aus Silber geprägt sind. Zugleich sieht man aus dieser Zusammenstellung, daß in den bejahenden Urtheilen das Prädikat **an sich** immer über das Subjekt hinausreicht, dasselbe umfaßt.

Jetzt betrachte man folgende Figuren. Sie zeigen **räumlich** anschaubar, wie weit die Sphären der Begriffe zusammen- und außer einander fallen. Der Kreis für die Subjektssphäre ist mit **S**, der für die Prädikatsphäre mit **P** bezeichnet, und die Nummern entsprechen den vorher gebrauchten.



Zugleich lehren diese Figuren noch Etwas, was von der gewöhnlichen Sprache nicht ausgedrückt wird, nämlich die Quantitäts- oder Sphärenverhältnisse der Prädikate. Diese kommen überall in Frage, wo die Urtheile als Gleichsetzungen zwischen den Sphären (des Subjektes und Prädikates) eine Rolle zu spielen haben, wie solches namentlich bei den analytischen Schlüssen, aber auch schon bei den Umkehrungen der Urtheile ꝛc. der Fall ist. Und da leuchtet denn in die Augen, daß in Bezug auf diese Gleichsetzung die Sphären der Prädikate bei den beiden verneinenden Formen (bei 2 und 4) als allgemein, bei den beiden bejahenden (bei 1 und 3) als besonders (particulär) bestimmt auftreten. Sage ich: kein Planet ist selbstleuchtend, oder alle Planeten sind nicht selbstleuchtend, so sind alle Subjekte vom ganzen Prädikate ausgeschlossen, aber dieses „ganz“ oder „alle“ beim Prädikate drückt die gewöhnliche Sprache nicht aus, obgleich der Sinn ist: zu allem Selbstleuchtenden gehören alle Planeten nicht (s. die zweite Figur). Sage ich: einige Mühlen werden nicht vom Wasser getrieben, oder gehören nicht zu denen, die vom Wasser getrieben werden, so sind die letzteren wieder nicht als alle bezeichnet, und doch werden die „einigen“ im

Subjekte von dem ganzen Umfange des Prädikats ausgeschlossen. Die vierte Figur zeigt dies augenscheinlich. Sage ich ferner: alle Vögel legen Eier, so kann nicht die ganze Sphäre dieses Prädikates mit der Sphäre des Subjektes zusammenfallen, also nicht alles Eierlegen den Vögeln zugehören, denn auch die Fische und die Insecten legen Eier. Das Prädikat umfaßt hier das Subjekt viel zu sehr, als daß es mehr denn particulär genommen mit diesem gleich gesetzt werden könnte. Dies zeigt die erste Figur dadurch, daß sich der Kreis des Subjektes auf der einen Seite vom Kreise des Prädikates weiter entfernt. Urtheile ich endlich: einige Thiere leben im Wasser, so ist es wieder nur ein Theil der Prädikatsphäre, welcher mit der Subjektsphäre zusammenfällt; denn das „leben im Wasser“ erstreckt sich auch auf die Pflanzen, und man kann daher alles Wasserleben unmöglich von den Thieren, zumal einigen, aussagen. Auch hier also steht das Prädikat dem Subjekte nur particulär genommen gleich. In der dritten Figur ist dies versinnbildet. Wäre es nun, wie namentlich die zuletzt besprochenen zwei Fälle zeigen, nicht sehr gut, wenn die gewöhnliche Sprache diese verschiedene Quantität des Prädikates ausdrücklich mit bezeichnete und dabei angäbe, wie weit sie mit dem Umfange des Subjektes zusammentrifft und nicht zusammentrifft? Würden wir nicht an bedeutender Klarheit dadurch gewinnen und vor manchen Irrthümern bewahrt bleiben? Der jetzt übliche Sprachgebrauch würde dadurch freilich manche Störung erleiden, denn z. B. in den zwei letzten Fällen müßten wir ziemlich geschraubt sagen: alle Vögel sind Einiges, was Eier legt; einige Thiere sind Einiges, was im Wasser lebt, ꝛc., wenn wir das nur theilweise Zusammenfallen der Prädikat- mit der Subjektsphäre ausdrücklich bezeichnen wollten. Schon genug indeß, daß wir sehen: die Prädikatsphäre ist in allen Fällen an sich, und so lange nicht ihr Gleichstehen mit der Subjektsphäre in Frage kommt, eine größere, als die Subjektsphäre; in den verneinenden Urtheilen steht sie sogar als eine unendliche, unbegrenzte da; denn dadurch, daß man ein Subjekt dem Verneinten unterordnet, setzt man es gleichsam in das grenzenlose Leere hinein, in eine Sphäre, von der es ins Endlose hin umgeben wird. Oder wo wäre wohl die Grenze des Nicht-Langen, wenn ich sage: dieser Stab ist nicht lang? Das Kurze

deutet auf eine bestimmte Begrenzung hin, das Nicht-Lange schließt jede Grenzbestimmung aus.

Fragen wir jetzt, wie es mit der Conversion oder Umkehrung der Urtheile stehe, so bietet uns die gegebene Darstellung in Betreff derselben viel Licht. Umgekehrt wird ein Urtheil, wenn man das Prädikat desselben zum Subjekte und das Subjekt zum Prädikate macht.*) Hierbei entscheidet eben das Sphärenverhältniß zwischen beiden, und zwar nach dem Grundsatze: wie weit die Sphäre von **S** der von **P** gleich ist, so weit muß auch die Sphäre von **P** der von **S** gleich sein. So weit diese Gleichheit fehlt, so weit kann natürlich die Umkehrung nicht rein oder einfach erfolgen, sondern es muß dann die eine Sphäre verändert, d. h. die Quantität zu einer anderen gemacht werden. Diesen letzteren Fall nennt man auch die zufällige Umkehrung (**conversio per accidens**), und wir erhalten dadurch eine andere Urtheilsgattung. Man nehme zuerst das allgemeinbejahende Urtheil. In diesem ist das Prädikat particulär bestimmt**), woraus folgt, daß bei der Umkehrung auch nur Particuläres im Subjekte auftreten darf, die allgemeine Quantität desselben also der besonderen weichen muß. Da alle Vögel nur mit Einigem, was Eier legt, zusammenfallen, so darf ich auch nur einiges Eier Legende als Vögel bezeichnen. Im allgemeinverneinenden Urtheile dagegen ist das Prädikat so allgemein, als das Subjekt (**S** ist von allen **P** ausgeschlossen), weshalb wir auch für das umgekehrte Urtheil eine allgemeine Quantität im Subjekte erhalten. Dies giebt die reine Umkehrung, die **conversio simplex**, und die Urtheilsgattung bleibt hier dieselbe; also: alle Planeten sind nicht selbstleuchtend — umgekehrt: alle selbstleuchtenden Weltkörper sind nicht Planeten; alle sittlichen Eigenschaften sind nicht angeboren — alles Angeborne ist nicht sittliche Eigenschaft ꝛc. Beim besonders-bejahenden Urtheil haben wir zwei particuläre Sphären, denn es ist hier das Prädikat particulär bestimmt. Man setze: einige Thiere leben im Wasser — umgekehrt: einiges im Wasser Lebende sind Thiere, mithin ist die Umkehrung auch hier eine reine. Wenn man dagegen (viertens) gemeint hat, das besonders-verneinende Urtheil lasse sich gar nicht umkehren, so beruht diese irrige Ansicht bloß darin, daß die gewöhnliche Sprache keinen Ausruck hat für verneinende Urtheile, deren Prädikate particulär bestimmt wären. Man betrachte das Urtheil: einige Bäume sind nicht Tannen; umgekehrt heißt es: alle Tannen sind nicht Bäume. Nun sind aber doch die Tannen allesammt Bäume; worin liegt also die Schwierigkeit? Man setze: alle Tannen sind nicht jene (einigen) Bäume, und die Sache erscheint als vollkommen richtig. Dieses „einige" beim Prädikat drückt aber die gewöhnliche Sprache nicht mit aus, sie setzt vielmehr hier ein als allgemein bestimmtes Prädikat, und dieses könnte freilich dem „einige" im Subjekt nicht gleichstehen. Es ist aber offenbar: sind einige Bäume von der Sphäre der Tannen ausgeschlossen, so ist auch diese Sphäre ausgeschlossen von jenen (einigen) Bäumen, und wenn somit ein Theil (das Subjekt) nicht mit dem Ganzen (dem Prädikat) zusammenfällt, so fällt auch dieses Ganze, ins Subjekt gesetzt, nicht mit dem Theile zusammen, der jetzt ins Prädikat zu stehen kommt. Sind demnach einige Vögel nicht Lerchen, so sind auch alle Lerchen nicht Vögel, nämlich nicht jene einigen Vögel. Etwas recht klar Verständliches entsteht freilich durch diese Umkehrung nicht, und sie wird daher mit Recht für unpraktisch gehalten.

Die so eben besprochenen Umwandlungen der Urtheile ließen die Qualität des Prädikates unberührt, Es giebt aber noch Umkehrungen, bei welchen diese Qualität verändert wird, so daß die bejahenden Urtheile zu verneinenden, die verneinenden zu bejahenden sich gestalten. Man nennt dies die Contraposition oder die Gegensetzung der Urtheile. Es wird hier nämlich nicht darauf gesehen, wie sich die **P**, sondern wie sich die Nicht-**P** zu **S** verhalten. Auch hier läßt sich jene Versinnlichung durch Kreise sehr

*) Von dieser logischen Umkehrung ist die grammatische zu unterscheiden. Die letztere heißt Inversion, und läßt Subjekt und Prädikat bleiben, was sie sind, weist ihnen bloß einen entgegengesetzten äußerlichen Platz an, z. B.: Gott ist gerecht — gerecht ist Gott. Die Bestandtheile des Urtheils behalten hier ihren logischen Charakter, und der Zweck der Umstellung ist bloß, das Prädikat durch die Voranstellung nachdrücklicher hervorzuheben, weshalb es auch stärker betont wird.

**) Nämlich als dem Subjekte gleichstehend, oder nur ein Theil desselben steht dem Subjekte gleich (läßt sich ihm gleich setzen).

gut gebrauchen, um die Verhältnisse dieser Umwandlung mit Leichtigkeit zu bestimmen, nur daß man hier das um den Kreis von P Herumliegende (denselben ins Unendliche hin Umgebende) vergleichen muß. Zuerst: sind alle Vögel Eier legende Wesen, so muß auch Alles, was nicht Eier legt, nicht Vogel sein. Das allgemein-bejahende Urtheil läßt sich demnach rein (ohne Veränderung der Quantität) contraponiren, und wir erhalten ein Urtheil, welches von derselben Gattung ist, wie das vorige. Dagegen kann bei dem allgemein-verneinenden die Contraposition nur verändert Statt finden, denn man muß die allgemeine Quantität mit der besonderen vertauschen. Aus dem Urtheile: alle sittlichen Eigenschaften sind nicht angeboren, kann ich nicht ableiten, daß alles Nicht-Angeborne sittliche Eigenschaft sei, sondern nur daß einiges Nicht-Angeborne sittliche Eigenschaft ist. Eben so folgt aus dem Satze: alle Giftbeeren sind nicht genießbar — bloß, daß einiges Nicht-Genießbare Giftbeeren sind. Das besonders-bejahende Urtheil läßt sich eben so wenig mit Sicherheit contraponiren, als sich das besonders-verneinende mit Bestimmtheit umkehren ließ. Man nehme den Satz: einige Menschen sind krank. Contraponirt müßte er heißen: einige Nicht-Kranke sind auch nicht (einige) Menschen (denn die bejahende Qualität muß zur verneinenden werden). Die Bewohner einer Stadt können und werden Kranke und Nicht-Kranke umfassen, und da sie alle zusammen immer nur einige Menschen, aber auch nicht weniger sind, so darf man ihnen das „(einige) Menschen sein" nicht absprechen. Bei dem besonders-verneinenden Urtheile erfolgt die Contraposition, ohne daß eine Veränderung der Quantitätsverhältnisse erforderlich wäre. Sind einige Bäume nicht Erlen, so sind auch einige Nicht-Erlen Bäume; sind einige Münzen nicht aus Silber geprägt, so ist auch einiges nicht aus Silber Geprägte Münzen; sind einige Vierecke nicht rechtwinklige Figuren, so müssen auch einige nicht-rechtwinklige Figuren Vierecke sein. U. s. w.

Bis jetzt hatten wir es mit den Verhältnissen zwischen Subjekt und Prädikat im Urtheile zu thun. Sehen wir endlich noch auf die Urtheile in ihrer Ganzheit, so treffen wir abermals Gegensätze an,

welche dadurch entstehen, daß bei gleichen Subjekten und Pradikaten eine verschiedene **Qualität** des Prädikates gegeben ist. Wir haben also dann bejahende und verneinende Urtheile von dem gleichen Vorstellungsinhalte, und es können diese „Gegensätze zwischen den Urtheilen" in dreifacher Gestalt auftreten.

1) Die Urtheile sind contradictorisch entgegengesetzt (widersprechende), wenn aus der Wahrheit des einen die Falschheit des anderen folgt, und eben so aus der Falschheit des einen die Wahrheit des anderen. Im Verhältnisse dieses entschiedensten und stärksten Gegensatzes stehen die allgemeinen zu den besonderen Formen: das allgemein-bejahende zum besonders-verneinenden, das allgemein-verneinende zum besonders-bejahenden Urtheil. Ist es wahr, daß sich alle Planeten elliptisch um die Sonne bewegen, so muß es falsch sein, daß sich einige Planeten nicht elliptisch bewegen; ist es falsch, daß alle Weltkörper selbstleuchten, so muß es wahr sein, daß einige Weltkörper nicht selbstleuchten. Und so durch alle übrigen Formen in den namhaft gemachten Verhältnissen hindurch.

2) Die Urtheile sind conträr entgegengesetzt (bloß widerstreitende), wenn zwar aus der Wahrheit des einen die Falschheit des anderen folgt, aber nicht umgekehrt aus der Falschheit des einen die Wahrheit des anderen, so daß sie also zusammen falsch sein können. In diesem Verhältnisse stehen die beiden allgemeinen Formen zu einander. Ist es wahr, daß sich alle Planeten elliptisch bewegen, so muß es falsch sein, daß sich alle Planeten nicht elliptisch bewegen. Aber wenn es auch falsch wäre, daß alle Planeten Monde haben, so brauchte es deshalb noch nicht wahr zu sein, daß sie alle nicht Monde haben; umgekehrt: wenn es falsch wäre, daß alle nicht Monde haben, so brauchte es deshalb noch nicht wahr zu sein, daß alle von Monden begleitet sind.

3) Endlich sind Urtheile subconträr entgegengesetzt, wenn zwar aus der Falschheit des einen die Wahrheit des anderen folgt, aber nicht umgekehrt aus der Wahrheit des einen die Falschheit des anderen, so daß sie folglich zusammen wahr sein können. Dies gilt von den beiden particulären Formen in ihren Verhältnissen zu einander. Ist es falsch, daß einige Säuge-

thiere Eier legen, so muß es jedenfalls wahr sein, daß einige Säugethiere nicht Eier legen; wenn es dagegen wahr ist, daß einige Lilien weiß sind, so braucht es darum keineswegs falsch zu sein, daß einige Lilien nicht weiß sind; vielmehr ist ja Beides wahr.

Man sieht leicht, daß diese Gegensätze ganz die parallele Verschiedenheit haben, die wir oben (S. 86) in Hinsicht der Begriffe fanden. Mit der Wahrheit von „roth" ist die Falschheit von „nicht roth" gegeben, und eben so mit der Falschheit von „roth" die Wahrheit von „nicht — roth". Jeder Begriff und seine Negation stehen im contradictorischen Gegensatze. Dagegen folgt wohl aus der Wahrheit von „roth" die Falschheit von „grün", aber nicht aus der Falschheit von „roth" die Wahrheit von „grün". Zwischen diesen (gleichmäßig positiv bestimmten) Begriffen herrscht nur ein conträrer Gegensatz: beide können zugleich falsch sein, indem dasselbe Ding an derselben Stelle weder roth noch grün ist. Endlich würde sich auch hier ein subconträrer Gegensatz nachweisen lassen, nämlich zwischen den beiden negativ bestimmten Begriffen, wie „nicht-roth" und „nicht-grün." Ist es falsch, daß ein Gegenstand „nicht-roth" ist, so folgt die Wahrheit, daß er auch „nicht-grün" sei, aber aus der Wahrheit von „nicht-roth" ergiebt sich nicht die Falschheit von „nicht-grün", sondern Beides kann zusammen wahr sein, indem der Gegenstand sowohl nicht-roth als nicht-grün ist.

Diese von S. 258 an erörterten Umänderungen der Urtheile bezeichnet man übrigens auch als Schlüsse, und zwar als unmittelbare Schlüsse, weil sich kein zweites Urtheil zu ihrer Vollziehung nöthig macht. Näheres in §. 37.

§. 34.

Näheres über die Generalisirung der Urtheile oder die Bildung allgemeiner Urtheile.

Das Wesen der Inductionen.

Da die im vorigen §. dargestellte Verschmelzung der Urtheile es vornehmlich mit der Bestimmung der Sphären der Begriffe zu thun hat, und da sich diese Bestimmung, wie dort ebenfalls angegeben, nicht durch bloßes oder logisches Denken erzielen läßt,

so führt uns dies abermals auf die Grundlagen des Denkens, wie schon die Erklärungen und die Eintheilungen darauf hindrängten. Fertige Urtheile, deren Subjekte zweien oder mehreren Prädikaten untergeordnet sind, z. B. die Venus, die Erde, der Jupiter, der Mars ꝛc. ist ein Planet, — bewegt sich um die Sonne, — bewegt sich elliptisch ꝛc. ꝛc. — lassen sich freilich leicht zu allgemeinen verschmelzen; denn ist Alles fertig gegeben, so kann für die Verbindung kein Bedenken entstehen. Der Inhalt der Urtheile stehet dann fest, und wenn wir sie zusammenfassen, zusammendenken, so ist dieses logische Verfahren an keine Rücksichten weiter gebunden: es ist ein bloß äußerliches, zufälliges. Wem also lauter solche fertige Urtheile für die Herstellung allgemeiner entgegengebracht würden, dem brauchte die Logik bloß zu sagen: laß keines weg — und die Sache wäre abgethan.

Anders stellt sich das Verfahren, wenn die zusammenzufassenden Urtheile erst gemacht werden sollen, und das ist der häufigste Fall bei der Bildung allgemeiner Urtheile. Hier reicht die bloße logische Thätigkeit nicht aus, sondern es kommt vor Allem auf eine Untersuchung des Wirklichen, außerhalb des Denkens Liegenden, an, in Bezug auf welches die Generalisirungen gebildet werden sollen, und da wir hiermit immer auf Zusammengesetztes treffen, so macht sich eine sorgfältige, objectiv-richtige Zerlegung desselben nöthig. Wie und welcher Art sind alle Thiere? alle Gewächse? alle Mineralien? alle Kunstproducte? Das vermag keine Logik aus sich selbst anzugeben; nur durch genaue Vergleichung des Einzelnen läßt sich darüber entscheiden, des Einzelnen, worein das ganze betreffende Gebiet zerlegt worden ist, und somit erhellet, daß die Generalisirungen nur durch das bewerkstelliget werden können, was man Induction nennt.

Induction heißt Anführung, Aufzählung des Einzelnen, was sich unserer Wahrnehmung darbietet, also thatsächlich vorliegt, nicht bloß eingebildet ist. Durch diese Aufzählung entstehen Gruppen und Reihen,*) aus welchen sich, wie wir bereits in §. 9. gesehen haben, Begriffe hervorarbeiten, weil das Gleichartige in un-

*) Die Beispiele zu Anfange des vorigen §. so wie die S. 252 f. aufgestellten waren bereits Inductionen.

seren Vorstellungen einander immer anzieht und so zu einem gesonderten Bewußtseinsakte zusammentritt. Werden auf diese Gruppen- und Reihenbegriffe solche Begriffe bezogen, die den einzelnen Gliedern von deren Sphären entsprechen, so lösen sie sich in Urtheile auf, z. B.: „alle Säugethiere haben rothes, warmes Blut" (oder auch: „wenn ein Thier ein Säugethier ist, so hat es ꝛc."), und es kann dem Unkundigen vorkommen, als biete dieses auflösende Urtheil dem Vorstellungsinhalte nach mehr dar, als der Subjektbegriff enthält, was aber durchaus nicht der Fall ist. Denn in dem „alle Säugethiere" liegt das „rothes, warmes Blut haben" eingeschlossen, es tritt im Prädikate nur klarer und bestimmter hervor, weshalb es für den eigentlichen Gegenstand der Erkenntniß, um den sich's handelt, gleich ist, ob er in der gedrängteren Form des Begriffes oder der breiteren des Urtheiles gedacht wird.*)

Aus §. 9. wissen wir bereits, daß unter den Gruppen- und Reihenbegriffen besonders diejenigen von Wichtigkeit sind, in welchen wir die Arten, Gattungen, Klassen ꝛc. der Dinge, so wie die allgemeinen Naturgesetze (die Gesetze der materiellen und der geistigen Natur) denken. Es sind hierher aber auch die mathematischen Ariome zu rechnen, z. B.: zwischen zwei Punkten ist nur Eine gerade Linie möglich; die gerade Linie ist der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten; Gleiches zu Gleichem giebt Gleiches ꝛc.; denn diese Ariome bilden sich ebenfalls, wie wir weiter unten sehen werden, aus Gruppen oder Reihen einzelner Anschauungen hervor. Somit liegen allen diesen Denkakten Inductionen zum Grunde, aus denen sie hervorgehen lediglich durch die Anziehung des Gleichartigen. Sind mitunter Schlüsse nöthig, um das einzeln Aufgezählte zum Allgemeinen zu steigern, so ist das doch nur etwas Zufälliges und neben der Induction Bedingtes, und es ist daher falsch, die Inductionen selbst

*) Uebrigens ist zu bemerken, daß die Gruppen- und Reihenbegriffe oft mehr bloße allgemeine Anschauungen, als strenge Begriffe sind, weil das Gleichartige hier nicht immer zu der genauen Sonderung verschmilzt, wie solches für die eigentlichen Begriffe erforderlich ist. Das Einzelne, was einem solchen Begriffe zum Grunde liegt, ist einander so verwandt und ähnlich, daß es schon an sich ein ziemlich allgemeines (gemeinsames) Gepräge hat, folglich ohne Weiteres die Dienste des Begriffes thut. Den Grund sehe man in der Anmerk. S. 180.

Schlüsse zu nennen. Höchstens könnten sie Schlüsse heißen in dem Sinne, wie es die Erklärungen, die Eintheilungen und die logischen allgemeinen Urtheile sind, bei welchen wir ebenfalls Urtheile von andern Urtheilen ableiten oder jene aus diesen „schließen", dieses Wort in der weitesten Bedeutung genommen (s. §. 37.). Die durch Inductionen gefundenen allgemeinen Naturgesetze sind nichts Anderes, als allgemeine Thatsachen, die geometrischen und arithmetischen Ariome nichts Anderes, als allgemeine Verhältnißbestimmungen ꝛc.; und da nicht einmal die Urtheilsform, wie wir vorhin gesehen, für diese Denkakte nöthig ist, wie sollte die noch viel weiter vorliegende eigentliche Schlußform (s. den folgenden §.) für sie wesentlich sein?

Indem wir jetzt auf das Wesen der Induction näher einzugehen gedenken, müssen wir Viererlei, was dabei vorkommt, auseinanderhalten. Es kommt nämlich zuerst auf den Inhalt der Synthesen (dessen, was zu Gruppen und Reihen zusammengefaßt wird), zweitens auf die Form der Zusammenfassung oder der Synthesis, drittens auf die Allgemeinheit derselben, so wie viertens darauf an, ob sie das, worum sich's handelt, vollständig oder nur bruchstückartig enthält, so daß wir im letzteren Falle eine Ergänzung von anderswoher veranstalten müssen. — Die beiden ersten Punkte bedingen einander so unmittelbar, daß wir sie in Gemeinschaft betrachten können.

1) Bestimmung des Inhalts und der Form der Synthesen.

Kommt es also bei den Inductionen nur auf die Zusammenfassung des in seiner Wirklichkeit Wahrgenommenen an, so braucht man, scheint es, nur die äußern oder in manchen Fällen die inneren Sinne*) offen zu halten, und es wird sich Alles gleichsam von selbst machen. So leicht und schnell geht dies aber nicht.

Erstlich nehmen die Sinne nicht wirklich Alles wahr, was sie wahrnehmen könnten. Was uns zur Auffassung vorliegt, ist meist so reichhaltig, so verwickelt und zum Theil so klein und fein, daß wir bei dem Meisten schon ungefähr wissen müssen, was wahrzunehmen ist, um diese Wahrnehmung wirklich zu

*) Was versteht man unter den inneren Sinnen? S. die Antwort auf S. 182 und noch ausführlicher bei N. §. 77.

vollziehen. Wie viele Kometen sind in früherer Zeit unbeobachtet vorübergegangen, welche jetzt, wo Alles auf sie gespannt ist, selbst ohne die seitdem erfundenen Fernöhre erblickt werden würden. Die Veränderung der Gegenstände durch Electricität hat seit Anfang der Welt Statt gefunden, die Ablenkung der Magnetnadel vermöge eines electrischen Drahtes gewiß hundertmal vor dem Entdecker Oerstedt; und doch kennt man jene erst seit reichlich hundert Jahren her, diese ist eine Wahrnehmung der neuesten Zeit. Manche ungebildete Menschen mögen sich im Allgemeinen eben so reich und interessant entwickeln, wie der gewiegteste psychologische Beobachter; aber nur der Letztere wird dessen inne. Sollen also die Wahrnehmungen und in Folge dessen auch die Inductionen nicht auf das Hervorstechendste und Gröbste beschränkt bleiben, so ist es an der gewöhnlichen Thätigkeit der Sinne nicht genug; sie bedarf vielmehr einer Unterstützung theils durch äußere Hilfsmittel, theils und vornehmlich durch das, was ein schon gebildeter Geist aus seinem Innern zu dem hinzubringt, um dessen Erkenntniß es sich handelt.

Wichtiger noch ist, was ferner hierbei in die Waagschale fällt. Die meisten Wahrnehmungen sind gar nicht geeignet für solche Inductionen, die zu wissenschaftlich werthvollen Producten zu führen vermöchten. Das Zuerkennende erfassen sie nämlich nicht tief und elementarisch genug, und was sie enthalten, muß nicht selten ganz anders, ja entgegengesetzt **gedacht** oder vorgestellt werden, weil es in der That verschieden oder selbst das Gegentheil von dem ist, was vor den Sinnen vorgeht.

Man überlege Folgendes. Der Dampf und der Luftballon steigen in die Höhe, entfernen sich also von der Erde. Gleichwohl giebt es kein Naturgesetz, wodurch unmittelbar eine solche Entfernung begründet würde, sondern das Gesetz, nach welchem dieselbe erfolgt, lautet: alle Körper werden zur Erde hin angezogen. Indem wir uns dies vorstellen oder denken, haben wir gerade das Entgegengesetzte von dem, was die Wahrnehmung auffaßt. Die Planeten ferner sehen wir umherschweifen am Himmel, und das Naturgesetz, nach welchem dies geschieht, lautet: sie bewegen sich in einer regelmäßigen Bahn. Bei der Begriffbildung zeigt sich dem unmittelbaren Selbstbewußtsein eine Analysis, eine Trennung,

das dabei wirklich Geschehende ist aber keine Analysis, sondern im Gegentheil eine Synthesis (Verschmelzung des Gleichartigen), und das dieser zum Grunde liegende Gesetz ist es, was den Schein der Trennung hervorbringt. Die Erregung der unbewußten Denkakte zum Bewußtsein erfolgt, wenn wir der unmittelbaren Auffassung glauben dürften, langsamer, als die Erregung der besonderen Vorstellungen, und doch ist sie in Wahrheit eine schnellere, weil die gleichen Bestandtheile der Denkakte die Erregungselemente rascher anziehen, als solches die ungleichen Bestandtheile jener Gebilde zu thun vermögen. Und so in unzähligen anderen Fällen.

Der Grund dieser Widersprüche läßt sich leicht angeben. Fast alle Thatsachen, welche unserer äußeren oder inneren Wahrnehmung vorliegen, sind Producte aus vielen elementarischen. Sie sind also nach synthetischen Grundverhältnissen zusammengesetzt, und wollen wir diese Zusammensetzung rückgängig verfolgen, so kann dies nicht durch die Zergliederung oder Analysis geschehen, bei welcher wir lediglich Begriffe und Urtheile anwenden, d. h. durch logische, sondern wir müssen eine Zerlegung nach den reellen Grundverhältnissen des Denkens durchführen. Die zusammengesetzte Wahrnehmung eines Baumes wird logisch zergliedert, wenn ich sage: er enthält Wurzeln, einen Stamm, Aeste, Zweige, Blätter ꝛc.; habe ich aber damit die Grundelemente getroffen, die den Baum realiter ausmachen? Seine Grundelemente sind ja Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff ꝛc, und wenn ich diese zwar auch in Begriffsform vorstellen kann, so stammt meine Kenntniß derselben doch nicht aus den Begriffen: Kohlenstoff ꝛc., sondern aus den Anschauungen des Kohlenstoffes ꝛc.

Allerdings haben auch die Synthesen, welche in dem unmittelbar Aufgefaßten vorliegen, eine gewisse untergeordnete Wahrheit. Es ist wahr, daß der Dampf in die Höhe steigt, daß sich die Denkakte langsamer zum Bewußtsein ausbilden ꝛc. Bleiben wir aber dabei stehen, so bringt es die Wissenschaft zu keiner Harmonie ihrer Erkenntnisse; die zahllose Mannigfaltigkeit von Bestimmungen hält sie in einer Zerstreuung und Zerrissenheit fest, die es zu keinem durchgreifenden einfachen Zusammenhange kommen läßt, und sie behauptet dann Gegensätze, wo in der Wirklichkeit keine vorhanden sind. So ging es den Alten, die zwei Klassen von Körpern annahmen, solche nämlich, denen eine Bewegung zur Erde, und solche, denen eine Bewegung zum Himmel

hin eigenthümlich sei. Eben so geht es noch Tausenden in unserer Zeit, welche meinen, die Entwickelung des Bewußtseins beim Denken sei wesentlich verschieden von derjenigen, welche die besonderen Vorstellungen zeigen, und die Seelenkrankheiten glaubt man noch immer von ganz anderen Gesetzen abhängig, als nach welchen die gesunde Seele sich entwickelt, während doch eine tiefer eindringende Psychologie über allen Zweifel hinaus den Beweis führt, daß beide durchaus den gleichen Entwickelungsgesetzen unterliegen, welche nur darum als entgegengesetzt erscheinen, weil sie unter anderen Verhältnissen und in andern Verbindungen wirken (m. vergl. Beneke's „Lehrbuch der Psychologie", 2te Aufl. S. 343 u. ff. und Dessen „Beiträge zu einer rein seelenwissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenkrankheitskunde", S. 30 ff.).

Muß nun nicht eine solche halbe und oberflächliche Erkenntniß auch zu einer verkehrten Praxis führen? Wie oft hat man Krankheiten verschlimmert, indem man das Heilverfahren gegen äußerliche Symptome richtete! Welche grausige Behandlung erfuhren häufig die Seelenkranken, weil man von ganz falschen Theorien ausging! Wie verkehrt ist der Einfall, das Denken durch den Genuß hitziger Getränke zu unterstützen, die seine an sich große Schnelligkeit zum Uebermaße und zur lähmenden Verwirrung steigern müssen!

Was ist also zu thun, um das Wahrgenommene richtig zu zergliedern und so zu dem wahrhaft Wirklichen vorzudringen? — Zuvörderst beherzige man, daß es oft schon sehr schwierig ist, der Zusammengesetztheit des Beobachteten überhaupt inne zu werden. Was sich als einfach darstellt, wird nur zu leicht für wirklich einfach gehalten. So in allen vorher angeführten Beispielen. Oder man nehme die früher geglaubte fuga vacui (den Abscheu der Natur vor dem Leeren). Entsteht in der Pumpe durch das Hinaufziehen des Stempels ein leerer Raum, so sehen wir das Wasser hineinschießen, und indem wir weiter Nichts sehen, Nichts, was dasselbe hinaufdrängte, so muß es dem nicht wissenschaftlich gebildeten Beobachter vorkommen, als sei dieser Erfolg durchaus einfach. Hieher gehört auch die Annahme, es gebe angeborene allgemeine Begriffe, einen angeborenen Verstand, Willen ꝛc. Indem sich dem Bewußtsein unmittelbar nur einfache Vorgänge bei der Entwickelung des Verstandes ꝛc. darstellen, so begreift man sehr wohl, wie Jahrhunderte und Jahrtausende vergehen konnten, ehe man auch nur eine Ahnung faßte, daß dieselben zusammengesetzt und so vielfach durch andere Vorgänge vorbereitet sein könnten.*)

*) Warum sind die Begriffe klarere und dauerhaftere Verstellungen,

Wie wird man nun der Zusammengesetztheit des Einfachscheinenden zunächst inne? Hauptsächlich dadurch, daß die nämlichen Thatsachen nicht immer in derselben Art Statt finden, daß also die einzelnen Glieder der Synthesen nicht immer in derselben Weise beisammen sich zeigen. Das Hineindringen des Wassers in den leeren Raum der Pumpe ging nicht über 32 Fuß hinaus; bei andern Flüssigkeiten zeigten sich andere Höhen als die äußersten Punkte, bis zu welchen sie emporstiegen. Die als angeboren betrachteten Begriffe und Sätze müßten sich bei allen Menschen vorfinden, bei vielen aber finden sie sich nicht; vom Verstehen und Wollen nehmen wir bei Kindern in den ersten Lebenswochen noch Nichts wahr, und auch bei den Erwachsenen zeigen sich diese Vorgänge sehr verschieden, je nachdem sie sich auf verschiedene Gegenstände und Verhältnisse beziehen. Ueberall weisen diese geistigen Erfahrungen auf Producte hin, an denen die Außenwelt den entschiedensten Antheil hat, und sie könnten darum nur angeboren sein, wenn auch die äußern Einflüsse mit angeboren wären, also ihre Wirksamkeit geäußert hätten, bevor sie Statt gefunden.

Gesetzt nun, dergleichen Erfahrungen hätten uns zu der Einsicht gebracht, das der Wahrnehmung Vorliegende sei gewiß oder doch höchst wahrscheinlich zusammengesetzt, was haben wir weiter zu thun? — Da uns, wie wir öfter gesehen, nur die äußere oder die innere Wahrnehmung des Vorgestellten für die Existenz desselben Bürgschaft leisten kann, so folgt, daß, wo es sich um die Bestimmung von Existirendem handelt, die Inductionen nichts Anderes geben können und sollen, als allgemein-vorliegende Thatsachen. Wir dürfen uns also nicht an bloß einigen Thatsachen genügen lassen, sondern müssen sie so vollständig, bestimmt und genau als möglich auffassen. Vielleicht finden sich darunter die

als die Einzelvorstellungen (die Wahrnehmungen)? Nicht einmal diese Frage hat man sich vorgelegt, geschweige daß man sie zu beantworten versucht hätte. Erst Beneke hat entdeckt, in welchen Ursachen diese Vorzüge begründet sind. M. s. oben §. 10. und §. 17., bes. S. 92. Eben so ist erst durch diesen Forscher bekannt geworden, daß die scheinbar langsamere Bewußtseinserregung bei den Denkakten in deren größeren Zusammengesetztheit ihren Grund hat, so wie überhaupt eine Menge bisheriger psychologischer Räthsel durch ihn erst ihre Lösung gefunden haben.

elementarischen, deren wir bedürfen, von selbst, oder sie geben uns wenigstens fruchtbare Winke, wie wir sie in dieser oder jener Form des Denkens verarbeiten sollen. Wie das Letztere eine besondere Betrachtung verdient, so auch das Erstere, das mit anderen Worten so viel heißt, als: wir müssen vor Allem unsere Auffassungen, unsere Wahrnehmungen vervollkommnen. Wir sprechen darum von Diesem und Jenem jetzt besonders.

A.

Vollkommnere Ausbildung der Wahrnehmungen.

Daß es an dem bloßen Offensein der Sinne nicht genug ist, wurde kurz vorher nachgewiesen; vielmehr ist zur Bildung hinlänglich vollkommner Wahrnehmungen ein Mitarbeiten des Geistes erforderlich, oder bestimmter dessen, was wir von früher her als passenden geistigen Erwerb besitzen (s. S. 44. 51. 61). Um den Sinn dieser Forderung genau zu verstehen, müssen wir zunächst drei Arten von Wahrnehmungen unterscheiden: die gewöhnlichen, die Beobachtungen und die durch Versuche (Experimente) gewonnenen.

Unter „gewöhnlichen" Wahrnehmungen verstehen wir die ungesuchten, die ohne unser Zuthun für uns eintreten. Auch diese zwar setzen gleichartige Vorbildungen (Spuren) voraus; denn das Kind in seinen ersten Lebenswochen bildet ja noch keine solche Wahrnehmungen, wie der ausgebildete Mensch, warum? weil ihm die Spuren von früheren Eindrücken fehlen. Je mehr sich letztere aber gleichartig und zahlreich ansammeln, desto mehr gewinnen die entsprechenden späteren Auffassungen an Stärke, Bestimmtheit und Klarheit. Dieses Mitarbeiten des innerlich (geistig) Angesammelten nun giebt das, was man Auffassungskraft und Aufmerksamkeit nennt, die also in jedem Falle beiderseits nur so weit reichen können, als besondere gleichartige Spuren innerlich für den jetzigen Auffassungsakt vorhanden sind und wirklich bei demselben zur Mitwirkung kommen, mithin als vollkommene Empfängnißkräfte hinzu erregt werden, sonst haben wir Unaufmerksamkeit oder völligen Mangel an Auffassungskraft.*) Die äußern Eindrücke sind also bei Wahrnehmungen dieser

*) Warum versteht man eine ganz fremde Sprache nicht? Warum kann man

Art das Veranlassende, das Fordernde, die geistige Kraft ist nur das Geforderte, gleichsam Gehorchende, das mitwirkt und nicht mitwirkt, je nachdem die Umstände dafür günstig oder ungünstig sind; es unterliegt dieser innere Factor den mannigfaltigsten Wechselfällen. Dies ist der Grund, warum die gewöhnlichen Wahrnehmungen meistentheils nur flüchtig und mit beschränkter Auffassungskraft vollzogen werden; es brauchen zufällig nur andere Gebilde der Seele eine etwas stärkere Erregung empfangen zu haben, und das Einwirkende findet keine Aufmerksamkeit.

Bei weitem vollkommener also sind im Allgemeinen die gesuchten Wahrnehmungen oder die Beobachtungen. Hier ist das Innere das Fordernde: wir sind schon im Voraus gespannt; wissen schon ungefähr, was wir wahrnehmen werden, und halten die Spuren des bisher wahrgenommenen Aehnlichen bereit, um sie in die neu gebildete Auffassung verstärkend hineinzulegen. Dies führt nicht nur zu einer größeren Klarheit der Wahrnehmung, sondern sie wird auch vollständiger und genauer gebildet, da wir das Meiste schon fertig gebildet hinzubringen, und die in uns vorhandene übrige Kraft ganz auf dasjenige wenden können, was die vorliegende Thatsache eigenthümlich Neues darbietet. Hierzu kommt noch der wichtige Vorzug, daß das Aufgefaßte sogleich in Zusammenhang gesetzt wird mit demjenigen, was ihm verwandt ist, d. h. nach reellen Verhältnissen mit ihm in Verbindung steht, während es bei den gewöhnlichen Wahrnehmungen nicht selten neben dem Ungleichartigsten gebildet und aufbewahrt wird. Sonach kann man sagen: schon ehe die Wahrnehmung geschehen ist, wird solchergestalt für die vollkommnere Ausprägung der Synthesen und deren induktive Verschmelzung gesorgt.

Was die Versuche betrifft, so kommt bei ihnen noch hinzu, daß das Wahrzunehmende durch besondere Veranstaltungen von uns hervorgerufen wird. Natürlich können wir hier die Beobachtungen um so mannigfaltiger und genauer anstellen,

dem, was in ihr gesprochen wird, keine eigentliche Aufmerksamkeit zuwenden? Weil es an passenden Spuren fehlt, die nur durch Ansammlung von Eindrücken dieser Sprache allmälig entstehen können.

je mehr wir diese Veranstaltungen in unsrer Gewalt haben. Wir brauchen nicht zu warten, sondern können beobachten, so oft wir wollen, und zwar, was so wichtig ist, nach einem bestimmmten Plane. Indem wir in die Experimente willkürlich hineinlegen, was uns angemessen scheint, legen wir der Natur bestimmte Fragen vor, auf welche sie uns antworten muß, und zwar, wenn wir es recht anzufangen wissen, mit der Genauigkeit antworten muß, welche das jedesmalige Interesse der Wissenschaft erfordert.

Ist es daher zu verwundern, daß in allen Naturwissenschaften diejenigen Zweige, in welchen sich Experimente anstellen lassen, ungleich raschere und stätigere Fortschritte gemacht haben, als die hierzu nicht geeigneten? Wie sich geschichtlich nachweisen läßt, haben die Vulkane, die Erdbeben, die Meteorsteine, das Verschwinden von Sternen zu den ersten Gegenständen gehört, welchen der Mensch eine gespannte Aufmerksamkeit zugewandt hat. Aber wie langsam und unsicher haben sich die hierauf bezüglichen Theorien ausgebildet, während die Theorien der Elektricität, der chemischen Verwandtschaften ꝛc., ungeachtet ihres späteren Ursprunges, in sehr bedeutender Weise fortgeschritten sind. So lange sich die Mineralogie auf bloße Beobachtung beschränkte, ist sie wenig über eine todte Nomenclatur hinausgekommen; einen tieferen wissenschaftlichen Charakter hat sie erst gewonnen, seitdem sie mit der Chemie in Verbindung gesetzt und durch zahlreiche Experimente erläutert worden ist.

Trotz dem ist zwischen Experiment und Beobachtung nicht der weite Unterschied, wie zwischen Beobachtung und gewöhnlicher Wahrnehmung. Die Letztere wird zur Beobachtung durch das Geistige, was in uns bei ihr mitwirkt; unmittelbar die Auffassung selbst wird dadurch vervollkommnet. Dies fällt bei dem Experiment weg; es ist dasselbe an sich nicht vollkommener, als die sonstige Beobachtung. Während daher der größere Vorzug der Beobachtung durch das Innere des Beobachters bedingt ist, kommt bei den Experimenten im Allgemeinen wenig darauf an, ob sie gerade vom Beobachter, oder auch überhaupt nur von Menschen veranstaltet werden. Es erwächst uns der gleiche Vortheil, wenn die Natur selbst sie uns vormacht, wie bei den Bewegungen der Planeten, die uns ohne unser Zuthun Alles darbieten, was wir zu der genauesten Bestimmung dieser Bewegungsverhältnisse bedürfen. Das Ungünstige hierbei bestehet bloß darin, daß solche Experimente zu selten vorkommen und wir daher auf das beschränkt

sind, was sie in längeren Zwischenzeiten darstellen. Wie ganz anders würde es mit der Kenntniß unseres Sonnensystems stehen, wenn wir auch da die Natur zwingen könnten, auf unsere Fragen uns zu antworten nach einem Plane, den wir uns für die Vervollkommnung unserer Erkenntniß entworfen hätten! Obgleich also die Möglichkeit des Experimentirens nur ein Nebenumstand für die Beobachtung ist, so ist er doch ein Umstand von der höchsten wissenschaftlichen Bedeutung.

Dies führt auf die wichtigen Fragen: können wir uns selbst (unser Inneres) durch Beobachtung auffassen? können wir sogar an uns und Andern experimentiren? Beides nicht! sagen Manche. Für eine genaue Auffassung halten die psychischen Thätigkeiten nicht genug still, und da hier der Beobachter und das Beobachtete Eins sind, so schieben sich mancherlei Störungen dazwischen. Allein schon das, was unsre bisherigen logischen Erörterungen uns gezeigt haben, berechtigt uns zu dem Urtheile, daß die Selbstbeobachtung möglich, ja daß sie sogar in vieler Beziehung gegen die äußeren Beobachtungen im Vortheil ist. Die Auffassung unserer selbst geschieht durch die Begriffe, die sich auf die Beschaffenheiten, Formen und Verhältnisse des Geistigen beziehen, aus diesen sich, wie alle anderen Begriffe, hervorgebildet haben (s. S. 182). Es hindert uns Nichts, sie in jeder Vollkommenheit zu erzeugen, wenn wir es nur richtig anfangen, und wir können darum durch sie jeden Grad von Stärke, Klarheit, Stätigkeit und Gewandtheit, wie nur irgend bei der Beobachtung des Materiellen, für die Selbstbeobachtung erwerben.

Noch mehr. Wer die rechte Aufmerksamkeit auf sich wendet, dem liegt ununterbrochen ein Reichthum von Thatsachen zur Beschauung vor, wie sie bei der Bewegung der Planeten in solcher Anzahl sich nicht finden, und wir wagen daher getrost, zu behaupten, die Natur mache uns auch hier die Experimente, deren wir nur irgend bedürfen, mit einer Vollständigkeit selber vor, die nicht erwünschter sein kann. Es möchten sich nur wenige psychologische Probleme aufweisen lassen, für welche der gewiegte Beobachter seiner selbst und Anderer nicht Alles, dessen er zur Lösung derselben bedarf, schon lediglich im Schatze seiner Erinnerung vorfinden könnte.

Sonach dürften wir uns allenfalls trösten, wenn es wahr wäre, daß wir an uns selbst zu experimentiren nicht vermöchten. Allein das Gegentheil ist wahr. Wenn wir es nur recht anfangen, vermögen wir an uns selber Versuche anzustellen in der größten Ausdehnung, Mannigfaltigkeit, Genauigkeit. Wir können z. B. über einen Gegenstand denken, nachdem wir vorher über einen ganz anderen oder über einen ähnlichen gedacht haben, können dies so oder so lange Zeit hindurch thun, können dann wieder unseren Erinnerungen, unseren Phantasien freien Lauf lassen, können hierauf zum Denken zurückkehren, nächstdem eine Lectüre vor- und nach dieser das Denken wiederum aufnehmen, können den Vorsatz eines äußeren Thuns dazwischen zur Ausführung bringen, können zu ästhetischen Genüssen übergehen, etwas Verdrießliches reproduciren, ein mächtiges Verlangen in uns aufwecken und es wieder zurückdrängen ꝛc. — Alles zu dem Zwecke, unsre betrachtende Aufmerksamkeit darauf zu richten.

Nicht wenig endlich wird unsre wissenschaftliche Erkenntniß dadurch gefördert, daß wir im Stande sind, das in bedeutender Vergrößerung darzustellen, was für die gewöhnliche Beobachtung zu klein, zu fein ist. Man denke an die Mikroskope und Teleskope, denen die Naturwissenschaften so ungemein viel verdanken. Auch für die Betrachtung der menschlichen Seele giebt es solche Vergrößerungen — zwar nicht vergrößernde Gläser, wohl aber ähnliche Hilfsmittel. Wir können z. B. die Wirkungen betrachten, wo sich gewisse Ursachen Jahrhunderte hindurch gleich geblieben sind, oder wo dieselben auf ganze Stände, Berufsgattungen, Völker gewirkt haben, oder wir können Beispiele auswählen, bei denen gewisse Akte hundert- und tausendfach von gleichem Charakter zusammen gegeben sind (m. s. oben S. 93). In allen diesen Fällen liegt eine Verstärkung des Zubeobachtenden vor, welche uns ganz dieselben Dienste leistet, wie der äußeren Natur gegenüber die Vergrößerungsgläser. Es steht also auch in dieser Beziehung die Wissenschaft von der menschlichen Seele den Wissenschaften von der äußeren Natur wenigstens nicht wesentlich nach, während sie es diesen in anderen Punkten selbst wesentlich zuvorthun kann.

B.

Verarbeitung der wahrgenommenen Thatsachen im Denken.

(Natur des Inductionsprocesses.)

Zuerst also mußten, wie im Vorigen gezeigt worden, die Thatsachen genau festgestellt, genau ermittelt werden, wobei wir in der Regel nicht auf Elementarisches, sondern auf Zusammengesetztes treffen, das nicht selten als einander entgegengesetzt erscheint (das Feuer, der Rauch ꝛc. steigen in die Höhe, der Stein und andere Körper fallen zu Boden ꝛc.). Dieses Verschiedenartige soll nun zweitens so zusammengefaßt werden, daß das Verschiedene (für das Denken) verschwindet, und ein allgemeines, überall gleiches Gesetz sich herausstellt, welches für die ganze Gruppe oder Reihe der entgegengesetzten Thatsachen den harmonischen Grund abgiebt. Durch bloß logische Verschmelzung kommen wir hier, wie ebenfalls schon angedeutet, nicht fort, sondern wir müssen zu den Grundlagen des Denkens vordringen, müssen die Thatsachen nach ihrem reellen Sein zergliedern, wozu uns dringend der Umstand auffordert, daß das Zusammengruppirte oder Zusammengereihte sich zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Verhältnissen anders zeigt, denn sonst. Haben wir auf diesem Wege die Vorstellungen von dem Reell-Einfachen gewonnen, so können wir darauf rechnen, daß diese sich gegenseitig anziehen, so weit sie einander gleichartig sind, und so von selbst zu dem zusammenschmelzen werden, was wir als gemeinsames Gesetz suchen. Denn diese Anziehung hat sich ja schon geltend gemacht, als wir die Thatsachen zusammenzustellen uns bewogen fanden, obgleich noch viel Verschiedenes an ihnen haftete; um wie viel mehr wird sie jetzt die Hemmung, die von dem Verschiedenen ausgeht, zu überwinden und die Gegensätze durch das Gleiche an ihnen zu neutralisiren im Stande sein. Es kann sein, daß in manchen Fällen Jahrhunderte dazu gehören, das Gleiche am Verschiedenen zu entdecken und in den Bereich des menschlichen Vorstellens zu bringen; ist dies aber einmal gelungen, dann siegt die Anziehung des Gleichartigen in allen Menschen über das verdeckende Ungleiche, so bald sie nur die betreffenden Vorstellungen sich hinlänglich klar

vergegenwärtigen, und die Induction bewährt eben in dieser Anziehung ihre eigentliche, innerste Natur. Ein Beispiel soll dies veranschaulichen.

Der Luftballon steigt in die Höhe, warum? weil er zur Erde hin angezogen wird. Diese Behauptung muß dem als eine Ungereimtheit erscheinen, der das Wesen der Luft noch nicht kennt. Man hat aber entdeckt, daß die Luft elastisch sei, daß sie also den Körper, welcher in sie eindringt und sie zusammendrückt, fortschleudert, wie jeder elastische Körper solches thut. Nun ist bloß noch die Frage: warum bewegt sich der Luftballon nicht seitwärts, wenn er losgelassen wird, sondern allemal aufwärts? Weil die Luft nach den Seiten hin dem Luftballon gleichmäßigen Widerstand leistet, nach oben aber fort und fort weniger, bis er den Punkt des Gleichgewichtes mit der Luft erreicht hat. Warum aber dies wieder? Weil die Luft an der Nähe der Erde durch die Anziehungskraft der letzteren weit mehr verdichtet ist, als nach oben zu, folglich unten weit mehr elastische Spannung hat, als oben, wo sie immer dünner wird, da die Anziehung (dies liegt in ihrem Gesetz) in die Ferne hin abnimmt. Natürlich muß jeder Körper, der die Elasticität der Luft durch seine (sogenannte) eigene Schwere zu überwinden vermag, lediglich fallen, er kann nie steigen, d. h. seine zusammengedrängten Bestandtheile werden von der Anziehungskraft der Erde stärker ergriffen, als z. B. das dünne, wenig ergreifbare Wasserstoffgas im Luftballon, und so muß der Stein, das Holz ꝛc. fallen, d. h. seine Bewegungsrichtung zur Erde hin nehmen. So entgegengesetzt also alle diese Erscheinungen sind, sie unterliegen alle der nämlichen Anziehung zur Erde hin, und ohne dieser stiege kein Ballon, kein Dampf, kein Feuer ꝛc. in die Höhe*). Daß die Menschen dies

*) Wenn die Physiker zuweilen sagen: „die Luft ist unten dichter und elastischer, weil die oberen Schichten derselben auf die unteren drücken“, so reden sie nach dem Sprachgebrauch des gemeinen Lebens; sie wissen aber recht wohl, daß der Grund von der größeren Dichtigkeit der untern Luft nicht oben, sondern unten in der Erde zu suchen ist. Eben so ist es mit der Redensart: der leichtere Körper schwimmt auf dem flüssigen, weil ein Volumen von diesem letzteren schwerer ist, als das gleiche Volumen von jenem, z. B.: das Holz auf dem Wasser. Wäre keine Anziehungskraft der Erde da, welche macht, daß das Wasser unten dichter ist, als oben, so würde das Holz im Wasser eben so zu Boden fallen, wie in der Luft, und die Elasticität des Wassers würde es, wenn man es abwärts drückt, nicht in die Höhe schnellen. Die gleichen Volumina allein machen es nicht. Daß bei der gleichen Anziehungskraft der Erde doch der eine Körper schwerer sich zeigt, als der andere eben so große, beruht auf der verschiedenen Beschaffenheit ihrer Bestandtheile, namentlich auf der verschiedenen Dichtigkeit derselben.

gefunden, verdanken sie durchaus nicht einer Wahrnehmung, auch nicht einem Verstande, wie man ihn früher angenommen, noch weniger der sogenannten Vernunft, die ein schöpferisches Vermögen sein sollte (warum hat sie denn vor 300 Jahren ihre Schöpferkraft in Bezug auf die genannten Erscheinungen noch nicht geäußert?), sondern lediglich der als allgemeines Seelengesetz waltenden Anziehung des Gleichartigen. Natürlich muß das Gleichartige in die Seele aufgenommen sein, wenn es in derselben sich anziehen soll, es muß ferner in der Menge und Lückenlosigkeit aufgenommen sein, daß das in den Anschauungen mit liegende Entgegengesetzte von ihm überwunden, zurückgedrängt, zum Unbewußtwerden gezwungen werden kann, und so lange daher in dem eben besprochenen Beispiele nicht die Elasticität der Luft mit aufgefaßt ist, so lange kann auch das gleiche Gesetz, das Alles nach unten zieht und gerade hierdurch die Gegensätze in dem Wahrgenommenen hervorbringt, nicht erkannt werden. Erst die Elasticität der Luft erweist sich als die vermittelnde Vorstellung, mit deren Hilfe sich das gleichsam nur verstohlen hervorblickende Gleiche an den übrigen Vorstellungen, den entgegengesetzten Merkmalen zum Trotz, zu vereinigen vermag. Eine Anziehung nach unten ist diese Anziehung in der Seele freilich nicht, obgleich sie zufällig hier aus der inductiven Zusammenfassung von Wahrnehmungen das Gesetz der Schwere geliefert hat, und wir wollen vor dieser lächerlichen Verwechselung der psychischen Anziehung der gleichen Vorstellungselemente mit der materiellen Anziehung der Körper zur Erde hin noch ausdrücklich gewarnt haben. Sie ist eben nur das Gesetz, das wir hundertmal im Vorigen schon fanden, und sollen wir noch ein Beispiel aus der innern Erfahrung anführen, so sei es die schon erwähnte größere Schnelligkeit in der Erregung des Bewußtseins bei den Denkakten (Begriffen, Urtheilen ꝛc.). Scheinbar werden die Erinnerungen, die Einbildungsvorstell-

ungen, die Phantasieakte ꝛc. schneller zum Bewußtsein reproducirt, und man konnte glauben, es walteten hier zwei verschiedene Gesetze. Seitdem man aber weiß, daß die Begriffe viel elementenreicher sind, als die ihnen zum Grunde liegenden Gebilde, und daß die Erregung zu jedem einzelnen Elemente hin gelangen muß, wenn der Begriff in seiner Ganzheit bewußt werden soll, seitdem ist auch klar, daß es ein und dasselbe Gesetz ist, welches dort die Schnelligkeit, hier die scheinbare Langsamkeit bedingt. Nimmt also Jemand bei sich wahr: meine Erinnerungen ꝛc. reproduciren sich schnell, meine Denkakte langsamer, so hat er insofern Entgegengesetztes wahrgenommen, wie es vorher bei den äußern Wahrnehmungen auch geschah. Entdeckt er aber hierzu noch, daß die Begriffe aus weit mehr Elementen zusammengesetzt sind, als die Grundvorstellungen, und daß diese Elemente einzeln erregt werden müssen, so zeigt sich ihm Gleiches am Entgegengesetzten. Die Gebilde sind nämlich hier darin gleichartig, daß sie ihre Erregung nur durch die Ausgleichung des Beweglichen ans Feste empfangen können, und daß diese Ausgleichung die einzelnen Elemente (das Feste) treffen muß. Dies macht das Gesetz der Bewußtseinserregung aus. So lange das Bewußtsein noch zu sehr durch das Verschiedenartige der Gebilde in Beschlag genommen ist, kann dieses Gesetz nicht bemerkt werden. Ist aber die Zergliederung der Wahrnehmungen so weit vorgedrungen, daß dieses Gleiche überall neben dem Verschiedenen hervortritt, dann macht sich die gegenseitige Anziehung desselben auch so stark geltend, daß das Ungleiche nicht mehr hemmend entgegenwirken kann, und somit zeigt sich wieder, daß zur Gewinnung eines harmonischen Gesetzes aus den verschiedenen Thatsachen heraus Nichts weiter erforderlich ist, als die inductive Zusammenfassung derselben in der rechten Vollständigkeit und genauen Zergliederung. *)

Was nun schließlich insbesondere die Form der Zusammenfassung oder Verbindung anlangt, so wissen wir aus dem Früheren, daß hierbei mancherlei Schwierigkeiten in den Weg treten. Gehören

*) Wer die Einwendungen, die man gegen diese Erklärung machen könnte, zusammengestellt und gründlich widerlegt sehen will, den verweisen wir auf Beneke's System der Logik, 2ter Theil, S. 20—36.

die Thatsachen, welche inductiv aufgezählt sind, der Außenwelt, dem Materiellen, an, so fragt sich's, ob sie bloß der Zeit nach zusammen oder aufeinander folgend dastehen, oder ob sie auch zugleich innerlich verbunden sind, also einen eigenschaftlichen oder ursächlichen Zusammenhang haben. Das letztere Verhältniß nehmen wir niemals unmittelbar wahr, sondern es kann nur jenem äußerlichen Zusammenhange untergelegt, zu ihm hinzugedacht werden (s. oben §. 27.), und diese Unterlegung hat immer mehr oder weniger Unsicherheit. Außerdem liegt es in der Natur der synthetischen Grundverhältnisse, daß sie mehrfach einander sehr ähnlich sind; wer nicht bereits eine große Uebung in der Unterscheidung derselben erlangt hat, dem fließen sie ineinander, wie sie sich denn in jedem Menschen sehr allmälig erst aus einander hervorbilden, und es kann daher nicht befremden, daß sie häufig mit einander verwechselt werden. Namentlich ist für ihre scharfe Unterscheidung im Gebiete des Geistigen eine sehr weit vorgeschrittene Bildung erforderlich (s. d. Anmerk. auf S. 174). Wie das Objective seine verschiedenen Grundverhältnisse hat, so auch das Subjective; jene wie diese sind auseinander zu halten, nicht zusammen zu werfen, was aber gleichwohl oft auf beiden Seiten geschieht, wozu nicht selten kommt, daß sogar beide Klassen ineinander gemengt werden, indem man bloße subjektive Bildungsverhältnisse fälschlich als objektive aufführt. Wir haben dies Alles bereits auf S. 190 ff. besprochen.

Hierzu müssen wir nun noch als eine andere Art der Irrungen hinzufügen, daß man häufig die Verbindungsform, die man den Thatsachen richtig zum Grunde legt, nicht genug beschränkt, sondern zu weit ausdehnt. Man vergißt nämlich, daß außer den angenommenen Eigenschaften, Ursachen, Bedingungen ꝛc. des Wahrgenommenen nicht selten noch andere vorhanden sind, durch welche jene mehr oder weniger eine Modification erleiden. So bei Krankheitssymptomen. Wenn zwei Symptome mit einander in einem Kausalverhältnisse stehen, so kann das eine zugleich von einer dritten Ursache, ja wohl von noch mehreren bedingt sein, und was man daher von der einen allein ableitet, quillt oft aus ganz anderen Quellen noch. Man dehnt also die Macht der einen Ursache, die allerdings mit da ist, viel zu weit aus. Besonders häufig finden sich falsche

Annahmen dieser Art in den verwickelteren Gebieten des geistigen Geschehens. Jemand hat sich z. B. eine verwerfliche Handlung zu Schulden kommen lassen und er glaubt sich getröstet, ja wohl gar gerechtfertigt, wenn man ihn auf die Versuchung hinweist, der er ausgesetzt gewesen ist. Allerdings ist diese als Eine Ursache seiner Handlung anzusehen, und wäre er unversucht geblieben, so wäre wohl auch die Handlung niemals geschehen. Aber die Versuchung war doch unstreitig nicht die einzige, ja nicht die hauptsächlichste Ursache der That, sondern diese haben wir in seiner Gesinnung (in der Stärke, mit welcher die Neigungen in ihm gebildet sind) zu suchen; hätte ihm diese Gesinnung gefehlt, so würde er die Versuchung zurückgewiesen haben. Die Versuchung hat nur offenbar gemacht, was er schon vor derselben innerlich war; sie konnte zwar die That verursachen, aber nicht den schlechten moralischen Charakter derselben, und trotz der Versuchung müssen wir ihm diesen Charakter zurechnen, denn er liegt in ihm. Eine ähnliche Irrung ist es, wenn man dem Menschen nicht nur die Gesinnung, die seinen Handlungen zum Grunde liegt, vollständig zurechnen will, sondern darüber hinaus auch noch das Entstandensein der Gesinnung, wovon er doch nicht der alleinige Urheber ist. Man nehme den Fall, wo wirklich eine solche Zurechnung eintreten kann und muß, wie wenn Jemand zum Trunkenbolde, zum Diebe ꝛc. geworden ist, weil er faul oder weil er eitel war. Offenbar kann sie auch hier nur beschränkt Statt finden; denn man forsche zurück und man wird finden, daß jedenfalls ein Theil der Causalität, bald ein geringerer, bald ein größerer, in den Bildungsverhältnissen zu suchen ist, die, wenn sie andere gewesen wären, es zu keiner Faulheit, zu keiner Eitelkeit hätten kommen lassen. Eben darum bestellt man in Criminalsachen dem Angeklagten einen Vertheidiger, der etwaige Milderungsgründe aufstellen soll, um das rechte Maß der Zurechnung ausfindig machen zu können. Wie man also in solchen Fällen mit Vorsicht zu Werke gehen muß, so auch in allen übrigen; es ist nicht genug, überhaupt die richtige Form der Verbindung des Einzelnen (die Form der Synthesis) getroffen zu haben, sondern wir müssen sie auch in der rechten Umgrenzung feststellen. Ein sehr interessantes Beispiel dieser Art haben wir früher in der Meinung kennen gelernt, daß alle Klarheit des Denkens aus der Analysis der Vorstellungen stamme, und daß daher die Begriffe durch bloße Zerlegung der Anschauungen entstünden. Allerdings ist diese Analysis beim Abstractionsprocesse so stark hervortretend, daß sie für den oberflächlichen Beobachter wie das Einzige, was dabei vorgehe, aussieht. Hinter derselben liegt aber, wie wir wissen, als Hauptsache die Verschmelzung der gleichartigen Vorstellungselemente, durch welche allein die gewünschte Klarheit erworben wird, wie ja schon daraus ersichtlich ist, daß man keine Klarheit erzielt, wenn der, dessen Vorstellungen man zergliedert, zerstreut, in Furcht gesetzt ꝛc. ist, in welchen Zuständen bekanntlich das Gleiche am Zusammenfließen gehindert wird. Man hat also bei jener Meinung etwas an sich Richtiges viel zu weit ausgedehnt, seinen Einfluß viel zu hoch angeschlagen.

2) Allgemeinheit der Synthesis (der Zusammenfassung).

Die Zusammenfassung einzelner Urtheile zu besonderen (§. 33.) hat keine Schwierigkeit. Daß z. B. einige Gewächse perennirend, einige Vögel Raubvögel, einige Menschen Gelehrte sind ꝛc., kann man durch Vergleichung des Einzelnen leicht finden. Dagegen ist es oft sehr schwer, ja unmöglich, die besonderen Urtheile zu allgemeinen zu steigern. Indem wir das Prädikat im allgemeinen Urtheile von der ganzen Sphäre des Subjektbegriffes aussagen wollen, setzt dies eine vollständige, erschöpfende Vergleichung der einzelnen Gegenstände voraus, welche unter diesen Begriff gehören, und wie wollen wir es anfangen, jeden ohne Ausnahme in den Bereich unserer Wahrnehmung zu bringen? Das Verhältniß der Sphäre ist ein ideales, wie wir aus §. 16. wissen; sie umfaßt eine unendliche Menge des Einzelnen, folglich liegt die Unmöglichkeit ihrer Erschöpfung auf der Hand. Zu sagen also: „alle Sterne leuchten", ist ein gewagtes Urtheil; wer hat alle Sterne gesehen? und wie dann, wenn es Himmelskörper gäbe, die alle Eigenschaften der Sterne hätten, nur das Leuchten mangelte ihnen, würden sie darum das Gegentheil der Sterne sein?

Um nun in Bezug auf dieses Sphärenverhältniß sich eine

genauere Einsicht zu verschaffen, halte man zwei Klassen von zusammengezogenen Urtheilen auseinander: diejenigen, deren Subjekte sinnliche Wahrnehmungen sind, und diejenigen, deren Subjekte aus rein innerlich Aufgefaßtem bestehen.

Die Subjekte der ersteren Klasse sind unstreitig nur unvollkommen in unserer Gewalt. Es kommt darauf an, ob wir Gelegenheit, Mittel ꝛc. finden, dieselben in größerer oder geringerer Anzahl nach ihren Bestandtheilen aufzufassen; aber da wir nie alles zu einer Sphäre Gehörige wahrnehmen können (einige Fälle ausgenommen), so müssen wir uns mit einer relativen Allgemeinheit begnügen, die wir dann freilich gern als eine absolute auszusprechen geneigt sind. In manchen Fällen werden wir dieser absoluten Allgemeinheit so nahe kommen können, daß die relative als damit zusammentreffend anzusehen ist. Man nehme folgende Sätze: „alle Körper sind schwer", „aller Magnet zieht Eisen an", „alle Menschen sind sterblich" ꝛc. Da sich die Induction, die ihnen zum Grunde liegt, auf viele Millionen Beobachtungen gründet, ohne daß eine einzige Ausnahme dabei gefunden wurde, so würde es thörigt sein, an der vollen Allgemeinheit dieser Urtheile zweifeln zu wollen, obschon es wahr bleibt, daß wir immer noch Unvollständigkeit in der Induction haben.

In andern Fällen sind uns die Verhältnisse für die Bildung solcher allgemeinen Urtheile weniger günstig, und es fehlt nicht an Beispielen, wo man einen Satz, dessen Allgemeinheit Jahrhunderte lang festgehalten wurde, wieder hat aufgeben müssen, z. B.: „alle Sternschnupen sind verbrennende Dünste unserer Atmosphäre." Was ist nun zu thun? Es ist hier Zweierlei möglich. Entweder geben wir die Allgemeinheit des Satzes (der Synthesis) auf, oder die bisherige Umgrenzung der Begriffssphäre. Gesetzt, es erschiene ein Komet, der sich nicht elliptisch bewegte, so können wir den Satz: „alle Kometen bewegen sich elliptisch," mit dem partikulären: „einige Kometen bewegen sich elliptisch", vertauschen und dann wird der Begriff „Komet" in seinem bisherigen Umfange beibehalten werden können, so daß nur eine Eintheilung der Kometen in zwei Klassen sich nöthig macht; oder man behält den allgemeinen Satz bei, bestimmt aber den Begriff „Komet" näher, so

daß nur diejenigen mit diesem Namen belegt werden, welche sich elliptisch bewegen. Wir werden über diese Umbildung der Begriffe weiter unten noch besonders zu sprechen haben (§. 43.).

Was die zweite Klasse der zusammengezogenen Urtheile betrifft, bei welchen die Subjekte aus rein innerlich Aufgefaßtem bestehen, so springt in die Augen, daß, wenn wir die wenigen Gesetze, nach welchen unser Inneres sich entwickelt, klar und bestimmt erkannt haben, wir eine absolut-allgemeine Vergleichung der Thatsachen zu erreichen im Stande sind. So in allen mathematischen Sätzen, so ferner in denjenigen philosophischen, welche es mit abstracten Verhältnissen zu thun haben, z. B.: daß in allen Dreiecken die drei Winkel zusammengenommen zwei rechten gleich sind, daß alle rein logischen Schlüsse auf einer Art von Theilung (s. den folg. §.) beruhen ꝛc.

In Hinsicht der mathematischen Sätze hat man vielfach behauptet, es sei gar keine allgemeine Vergleichung nothwendig, sondern das allgemeine Verhältniß könne unmittelbar und ohne Weiteres schon an einem einzelnen Falle erkannt werden. Offenbar irrig! Wo sich's um eine Zusammenfassung dessen handelt, was zu einer Sphäre gehört, da muß auch Alles in derselben verglichen und geprüft worden sein, sonst kann eine wohlbegründete Ueberzeugung nicht entstehen, und man sieht keinen Grund, warum die Mathematik hiervon eine Ausnahme machen sollte. Wie ist man aber zu diesem Vorurtheile gekommen? Erstlich ist hier die Vergleichung häufig so einfach und leicht und wird daher so schnell vollzogen, daß man sich ihrer gar nicht besonders bewußt wird; auch hat das räumlich Ausgedehnte an sich eine große Klarheit, die gern wie allgemeine Nothwendigkeit aussieht; sodann pflegt der Lehrer den Beweis des Satzes wirklich nur an einem einzelnen Falle zu führen, weil die Allgemeinheit des Satzes vom Schüler im Vertrauen auf die allgemein festgestellte Wissenschaft angenommen wird. Daß z. B. in allen Dreiecken die drei Winkel zusammengenommen zwei rechten gleich sind, kann der Schüler aus einem einzigen Dreiecke (und wie verschieden sind diese!) nicht erkennen; wenn er es zugiebt, nimmt er es nur auf das Wort des Lehrers an. Der Erfinder des Satzes mußte alle Fälle vergleichen, und es fehlt nicht an Beispielen, wo die Mathematiker durch voreilige Verallgemeinerung des Einzelnen auf Irrthümer gerathen sind.

Aber wie will man eine unendliche Anzahl von Fällen vergleichen in einer endlichen Zeit? Ist das nicht ein Selbstwiderspruch?

Ein Beispiel mag darauf antworten. Wenn ich die Spitze eines Dreieckes in einem Kreise herumführe, so entstehen mir Dreiecke von allen möglichen Größen der Winkel und allen möglichen Lagen der Seiten. Bei jedem finde ich bestätigt, daß die drei Winkel desselben zusammen zwei rechten gleich sind. Nun besteht der Kreis doch unstreitig aus unendlich vielen Punkten, ihnen entsprechen unendlich viele Dreiecke, folglich ist jener Satz an unendlich vielen Fällen geprüft worden. Aehnlich hat man solche unendliche Vergleichung in anderen Fällen vollzogen. Die darüber verflossene Zeit ist allerdings eine endliche; aber jeder Zeitabschnitt ist unendlich theilbar, besteht also ebenfalls aus unendlich vielen Punkten, und so löst sich der angebliche Selbstwiderspruch in einen genauen Parallelismus auf; wir haben hier und dort Endliches, inwiefern wir die Sphäre des Begriffes als Ganzes und auch den Zeitabschnitt als Ganzes betrachten; wir haben hier und dort Unendliches, inwiefern wir auf das Einfache zurückgehen, das bei beiden durch Theilung entsteht.

Mit der positiven Art der allgemeinen Vergleichung verbindet sich dann meistentheils noch ein negatives Verfahren. Indem wir uns nämlich bemühen, die Sache entgegengesetzt zu denken, finden wir bald, daß jeder Versuch dazu scheitert. Man nehme die Sätze: die gerade Linie ist der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten; jede Wirkung hat ihre Ursache ꝛc. Ein Werden ohne Ursache, eine kürzere Linie zwischen zwei Punkten zu denken, mislingt immer, und so werden wir zu den Synthesen, die in jenen Sätzen ausgedrückt sind, zurückgedrängt und gezwungen in denselben festgehalten.

Die Ueberzeugung von der Allgemeinheit dieser und ähnlicher Sätze, so wie von der Unmöglichkeit ihres Gegentheils ist so groß, daß man nicht selten behauptet hat, sie könnten nicht auf die angegebene Weise entstanden, sie müßten vielmehr angeboren sein. Wäre dies wahr, so müßten alle Menschen, so zu sagen, einen Stich empfinden, wenn Jemand von solchen Sätzen abweicht, ja diese Abweichung könnte gar nicht vorkommen. Sie kommt aber vor; die Synthesis, auf der sie ruhen, braucht nur irgend eine Unklarheit und Verwickelung zu haben. Man nehme den Satz: jede Wirkung hat ihre Ursache. Kaum irgend eine Allgemeinheit scheint gewisser

zu sein. Wie aber sollte man es, wenn sie angeboren wäre, erklären, daß man noch immer eine indifferentische Freiheit beim menschlichen Thun und Lassen statuirt, nach welcher das Gute und Böse gewählt werde ohne innere und äußere bestimmende Ursache? Ja giebt es nicht philosophische Systeme, die, bei Lichte besehen, Alles ohne Ursache entstehen lassen? — Auch hier also beruht die Ueberzeugung von der Allgemeinheit jenes Satzes lediglich auf Induction; wer diese nicht, positiv und negativ, vollkommen vollzieht, wird sich durch sie nicht gebunden fühlen.

Aber sind denn gar keine allgemeinen Urtheile möglich, ohne daß wir die einzelnen Gegenstände und Erfolge, welche die Sphäre des Subjektbegriffes ausmachen, zu vergleichen brauchten? Müssen wir alle Dreiecke am Himmel, auf der Erde, in der Luft ꝛc. verglichen haben, um bestimmt zu wissen, daß die drei Winkel derselben zusammen zwei rechten gleich sind? Bedarf es zu den Sätzen, daß alle Körper ausgedehnt, alle Eisenarten Metalle sind, der Untersuchung aller Körper, alles existirenden Eisens?

Wir antworten: die zuletzt angeführten Sätze sind eigentlich gar keine allgemeinen, sondern einzelne; sie sehen nur so aus in Folge einer grammatischen Variation. Denn ihr Sinn ist: der oder ein Körper ist etwas Ausgedehntes, das Eisen ist Metall. Nicht die Sphäre des Subjektes, sondern der Begriff des Subjektes wird hier beurtheilt; er braucht also bloß zerlegt zu werden ohne alle weitere Vergleichung.

Dann aber merke man wohl: wo die Vergleichung geschieht, braucht sie nur auf die Besonderheiten zu gehen, welche das im Urtheile behauptete Verhältniß treffen. Für den Satz, daß die drei Winkel in jedem Dreiecke zusammengenommen zwei rechten gleich sind, geht es uns Nichts an, wo sich das Dreieck befindet, und ob es mit Kreide oder sonstwie gezeichnet, oder in diesem oder jenem Stoffe dargestellt oder nur gedacht wird ꝛc. Wir haben es nur mit den Besonderheiten zu thun, welche die Größen der Winkel betreffen. Eben so bei der Bestimmung der analytischen Schlußverhältnisse, wie wir im folgenden §. sehen werden. Wie im Allgemeinen bei allen logischen Verhältnissen, halten wir uns hier nur an die Formen des Denkens und sehen von den Besonderheiten des Inhaltes der Gedanken gänzlich ab. Die Formen aber müssen wir allerdings erschöpfend verglichen haben, wenn wir wahrhaft berechtigt sein sollen, den Satz als einen allgemeinen auszusprechen und geltend zu machen.

3) Vollständigkeit dessen, was in der Induction zusammengefaßt wird.

Als das letzte Moment für die Bildung der Inductionen erhob sich die Frage: ob mit dem durch dieselben Zusammengefaßten das Gegebene vollständig in den Bereich unserer Erkenntniß gebracht oder ob es nur Bruchstücke seien, die wir durch Anderes zu ergänzen haben?

Im letzteren Falle kann die Unvollständigkeit eine zufällige oder auch eine wesentliche sein. Jene ist im Frühern bereits mehrfach erwähnt worden, und die gegebenen Auseinandersetzungen haben gezeigt, daß es zu ihrer Ueberwindung kein anderes Mittel giebt, als unermüdliche Rückkehr zur Auffassung des Wirklichen, indem wir zugleich Alles hinzunehmen, was wir früher unter ähnlichen Verhältnissen erkannt haben, und es für die neuen Auffassungen einsichtsvoll benutzen.

Alles menschliche Erkennen leidet aber auch an einer wesentlichen Unvollständigkeit, der wir im Frühern zum Theil schon begegnet sind, als wir fanden, daß wir bei den Auffassungen der materiellen Welt nicht das Ineinander und das Durch-etwas, also die innern Verbindungsverhältnisse beobachten können. Wir gewahren nur die mehr äußerlichen Verhältnisse des Zusammen und Nachher, auf deren Veranlassung wir jene nur unterzulegen uns aufgefordert sehen, wobei wir uns zwar der Gewißheit in jedem Grade nähern, aber doch, streng genommen, keine absolute erreichen können. Die erreichte ist nur praktisch genommen der absoluten gleich zu setzen.

Diesen Mängeln schließen sich andere an, namentlich die, wo es um die Erkenntniß der innern Kräfte oder Vermögen, sei es der geistigen oder der materiellen Welt, zu thun ist. Diese Kräfte können wir, wir mögen es anstellen wie wir wollen, nicht unmittelbar auffassen, wir müssen uns vielmehr in anderer Weise zu helfen suchen, müssen das, was wir in den Formen des Begriffes und des Urtheiles von den hier einschlagenden Grundverhältnissen erkannt haben, durch Schlüsse vervollständigen. S. unten §. 42.

Ehe wir jedoch diese auf das Reelle gerichteten Schlüsse ins Auge fassen können, ist es nöthig, erst die rein logischen oder

analytischen Schlüsse einer sorgfältigen Erörterung zu unterwerfen, was im folgenden Kapitel geschehen soll.

Was übrigens noch die Fähigkeit und das Talent zur Bildung allgemeiner Urtheile betrifft, so leuchtet von selbst ein, daß hier die Vollkommenheiten sich vereinigen müssen, welche wir früher für die Bildung der Erklärungen und Eintheilungen gefordert haben; denn die allgemeinen Urtheile stehen zwischen diesen in der Mitte. Es wird also theils auf eine vollständige Uebersicht der Sphäre, mithin auf Reichthum an besonderen Vorstellungen, theils auf Klarheit ihrer Erkenntniß und demnach auf höhere Begriffe ankommen. Beides kann in unendlich vielen Stufen der Ausbildung verwirklicht werden.

Resultate:

1. Die **besonderen** und **allgemeinen** Urtheile entstehen durch eine **zweifache** Verschmelzung einzelner Urtheile, indem nämlich solche Urtheile, welche ein gleiches Subjekt bei verschiedenen Prädikaten haben, mit Urtheilen sich verbinden, die ein gleiches Prädikat bei verschiedenen Subjekten besitzen. Das Gesetz der gegenseitigen Anziehung des Gleichartigen ist wieder der Grund von der Entstehung dieser **Generalisirungen.**

2. Durch das besondere und allgemeine Urtheil kann sowohl der Inhalt als der Umfang des Subjektes erläutert werden; es ist aber meistentheils der Umfang des Subjektes, den man durch sie mit dem Umfange eines anderen (des Prädikat-) Begriffes in Vergleichung stellt.

3. Faßt man zugleich die **Qualität** des Prädikates mit ins Auge, so bestimmen diese Generalisirungen viererlei Verhältnisse, nämlich ob die eine Sphäre **ganz** innerhalb oder **ganz** außerhalb der anderen, oder ob sie **zum Theil** innerhalb oder **zum Theil** außerhalb der anderen Sphäre liegt. In jenem Falle

ergeben sich die allgemein-bejahenden und allgemein-verneinenden, in diesem die besonders-bejahenden und die besonders-verneinenden Urtheile.

4. Lediglich aus dem gegenseitigen Verhältniß der Sphären beim Subjekt und Prädikat läßt sich bestimmen, ob und wie die Urtheile umgekehrt, ob und wie sie contraponirt werden können, denn Beides betrifft bloß die Verwechselung zwischen Subjekt und Prädikat im Urtheile. Aber auch in ihrer Ganzheit bilden die Urtheile Gegensätze unter einander, die sich nur an den Sphärenverhältnissen, die bei ihnen vorkommen, erkennen lassen.

5. Um die einzelnen Urtheile zu besonderen und allgemeinen zu erheben, ist eine aufzählende Vergleichung der ersten erforderlich, also das, was man **Induction** zu nennen pflegt (s. die Beispiele zu Anfange des §. 33. und S. 252 f.). Die Begriffe von den Arten, Gattungen, Klassen ꝛc. der Dinge, so wie die von den allgemeinen Naturgesetzen ꝛc. sind Begriffe aus solchen zu Gruppen und Reihen zusammengefaßten Einzelheiten.

6. Bei diesen Synthesen kommt es darauf an, welchen **Inhalt**, welche **Form**, welche **Allgemeinheit** und welchen **Grad der Vollständigkeit** sie haben. Dabei finden sich nicht selten Glieder, welche einen Gegensatz für die Wahrnehmung bilden, wodurch man sich aber nicht abhalten lassen darf, sie unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zu stellen, da der Gegensatz nur äußerlich sein kann.

7. Der Grund dieses Gegensatzes liegt darin, daß die Sinne auf lauter Zusammengesetztes treffen, unter welchem sich das tiefer liegende Gemeinsame des Wirklichen nicht selten versteckt. Daher darf die Zergliederung nicht fehlen, um das gleiche Elementarische, welches in dem natürlichen Geschehen den Ausschlag

giebt, aufzufinden und so die der objektiven Wirklichkeit entsprechenden Begriffe herzustellen.

8. Ein Hauptmittel hierzu ist die vollkommnere Ausbildung der Wahrnehmungen, indem man die **gewöhnlichen** zu **Beobachtungen** und **Versuchen** steigert; denn die Natur entdeckt nur dem ihre Geheimnisse, der ihr auf diese Weise die rechten Fragen vorzulegen versteht; der gewöhnlichen Wahrnehmung zeigt sie häufig bloß ihre Außenseite.

9. Um das, was aus den Inductionen sich ergiebt (die Naturgesetze, die Axiome ꝛc.), genetisch zu begreifen, hat man oft zu irrigen Voraussetzungen seine Zuflucht genommen, worunter die Meinung vom Angeborensein dieser Produkte eine Hauptrolle spielt. Es ist aber bloß die gegenseitige Anziehung des Gleichartigen, der wir diese Resultate verdanken — des Gleichartigen, das für den oberflächlichen Beobachter durch das damit verbundene Ungleichartige verdeckt ist. Durch Zergliederung der Thatsachen machen wir der Anziehung des Gleichartigen freies Feld, indem das Ungleiche alsdann für das Bewußtsein zurücktritt, und so kommt das Resultat zu Stande, ohne daß etwas Weiteres dabei ins Spiel käme.

10. **Absolut** allgemeine Urtheile sind nur erreichbar in Betreff dessen, was wir **in uns** auffassen; bei den Urtheilen über Gegenstände der Außenwelt müssen wir uns mit einer **relativen** Allgemeinheit begnügen, die aber der absoluten nicht selten für die praktischen Zwecke des Lebens gleichsteht.

ergeben sich die allgemein-bejahenden und allgemein-verneinenden, in diesem die besonders-bejahenden und die besonders-verneinenden Urtheile.

4. Lediglich aus dem gegenseitigen Verhältniß der Sphären beim Subjekt und Prädikat läßt sich bestimmen, ob und wie die Urtheile umgekehrt, ob und wie sie contraponirt werden können, denn Beides betrifft bloß die Verwechselung zwischen Subjekt und Prädikat im Urtheile. Aber auch in ihrer Ganzheit bilden die Urtheile Gegensätze unter einander, die sich nur an den Sphärenverhältnissen, die bei ihnen vorkommen, erkennen lassen.

5. Um die einzelnen Urtheile zu besonderen und allgemeinen zu erheben, ist eine aufzählende Vergleichung der ersten erforderlich, also das, was man **Induction** zu nennen pflegt (s. die Beispiele zu Anfange des §. 33. und S. 252 f.). Die Begriffe von den Arten, Gattungen, Klassen ꝛc. der Dinge, so wie die von den allgemeinen Naturgesetzen ꝛc. sind Begriffe aus solchen zu Gruppen und Reihen zusammengefaßten Einzelheiten.

6. Bei diesen Synthesen kommt es darauf an, welchen **Inhalt**, welche **Form**, welche **Allgemeinheit** und welchen **Grad der Vollständigkeit** sie haben. Dabei finden sich nicht selten Glieder, welche einen Gegensatz für die Wahrnehmung bilden, wodurch man sich aber nicht abhalten lassen darf, sie unter einen gemeinsamen Gesichtspunkt zu stellen, da der Gegensatz nur äußerlich sein kann.

7. Der Grund dieses Gegensatzes liegt darin, daß die Sinne auf lauter Zusammengesetztes treffen, unter welchem sich das tiefer liegende Gemeinsame des Wirklichen nicht selten versteckt. Daher darf die Zergliederung nicht fehlen, um das gleiche Elementarische, welches in dem natürlichen Geschehen den Ausschlag

giebt, aufzufinden und so die der objektiven Wirklichkeit entsprechenden Begriffe herzustellen.

8. Ein Hauptmittel hierzu ist die vollkommnere Ausbildung der Wahrnehmungen, indem man die **gewöhnlichen** zu **Beobachtungen** und **Versuchen** steigert; denn die Natur entdeckt nur dem ihre Geheimnisse, der ihr auf diese Weise die rechten Fragen vorzulegen versteht; der gewöhnlichen Wahrnehmung zeigt sie häufig bloß ihre Außenseite.

9. Um das, was aus den Inductionen sich ergiebt (die Naturgesetze, die Axiome ꝛc.), genetisch zu begreifen, hat man oft zu irrigen Voraussetzungen seine Zuflucht genommen, worunter die Meinung vom Angeborensein dieser Produkte eine Hauptrolle spielt. Es ist aber bloß die gegenseitige Anziehung des Gleichartigen, der wir diese Resultate verdanken — des Gleichartigen, das für den oberflächlichen Beobachter durch das damit verbundene Ungleichartige verdeckt ist. Durch Zergliederung der Thatsachen machen wir der Anziehung des Gleichartigen freies Feld, indem das Ungleiche alsdann für das Bewußtsein zurücktritt, und so kommt das Resultat zu Stande, ohne daß etwas Weiteres dabei ins Spiel käme.

10. **Absolut** allgemeine Urtheile sind nur erreichbar in Betreff dessen, was wir **in uns** auffassen; bei den Urtheilen über Gegenstände der Außenwelt müssen wir uns mit einer **relativen** Allgemeinheit begnügen, die aber der absoluten nicht selten für die praktischen Zwecke des Lebens gleichsteht.

Fünftes Kapitel.

Von den logischen Substitutionen oder den analytischen Schlüssen.

(Einfache kategorische Schlüsse.)

§. 35.

Die alte von Aristoteles und den Scholastikern herstammende Theorie derselben.

Wie schon in §. 30. bemerkt worden, unterscheiden sich die analytischen oder eigentlich logischen Schlüsse von den übrigen logischen Zusammenziehungen dadurch, daß ein Bestandtheil der zusammenzuziehenden Urtheile, nachdem er zur Vermittelung gedient hat, ausgeworfen, also in dem neuen Urtheile nicht wiedergegeben wird. Man betrachte den Schluß: einige Kunstwerke sind nicht Dampfmaschinen, alle Lokomotiven sind Dampfmaschinen, folglich sind einige Kunstwerke nicht Lokomotiven. Hier fehlt im Schlußsatze (dem neuen Urtheile) der Bestandtheil gänzlich, welcher den Vordersätzen oder Prämissen (den beiden zum Grunde gelegten Urtheilen) gemeinsam ist („Dampfmaschine"). In den besonderen und allgemeinen Urtheilen fielen die einzelnen Subjekte der Grundurtheile auch aus, aber sie gingen nicht eigentlich verloren, denn sie liegen immer noch verdeckt in dem „einige", „alle", sind in diesen allgemeinen Ausdrücken zusammengefaßt. Hier dagegen ist der vermittelnde gemeinsame Bestandtheil gänzlich verschwunden, denn der Begriff „Lokomotive", der an seine Stelle getreten, ist ja ein engerer Begriff, dessen Sphäre in keiner Art die Sphäre des Begriffes „Dampfmaschine" in sich schließen kann.

Hatten wir also in allen bisherigen Verschmelzungen nur Aneinanderreihungen der gegebenen Urtheile zu einem Gesammturtheile, so haben wir hier eine ganz andere Art der Verbindung indem, nach Ausscheidung des gemeinsamen Bestandtheiles, die übrigbleibenden Glieder der beiden Urtheile so mit einander vereinigt werden, daß eben hierdurch ein drittes, neues Urtheil entsteht, in welchem an der Stelle des ausgeschiedenen Bestandtheiles ein anderer erscheint. Die beiden zum Grunde liegenden Urtheile sind also gewissermaßen in einander geschoben worden.

Welcher Fortschritt des Denkens durch diese logischen Substitutionen erzielt werde, soll am Schlusse dieses §. zur Erwägung kommen.

Uebrigens merke man wohl: nur universelle und particuläre Urtheile kommen in der Regel bei den Substitutionen vor, also bereits zusammengezogene, wie sie die im vorigen Kapitel §. 33. beschriebene Verschmelzung geliefert hat. Dabei versteht es sich nach dem S. 207 f. Gesagten von selbst, daß nicht jede zwei beliebige Urtheile dieser Art zu den Substitutionen gebraucht werden können, sondern eben nur solche, die Gemeinsames enthalten, denn in allen Gliedern verschiedene Urtheile (z. B.: einige Insecten sind Schmetterlinge und alle Buchstaben sind Zeichen) lassen sich nicht zu einem neuen verbinden, welchen Bestandtheil man auch ausscheiden möchte.

Wenn Kant gesagt hat, die Logik habe seit dem Aristoteles keinen Schritt rückwärts gethan, aber freilich auch fast gar keinen vorwärts thun können, so hatte er mit diesem Ausspruche hauptsächlich die Theorie der analytischen Schlüsse im Sinne, welche noch zu seiner Zeit als Mittelpunkt aller logischen Einsicht galt. Man kann indeß seinen Ausspruch noch so ziemlich auf die ganze heutige Logik anwenden, denn so viel auch zur Verbesserung derselben versucht worden ist, so ist man damit doch noch wenig über das Aeußerliche, das Nebenwerk hinausgekommen, und es zeigt sich dies vornehmlich an der noch immer festgehaltenen alten Schlußlehre. Hunderte haben nach dem Beispiele der Scholastiker an ihr gemodelt, aber ihr ganzer Charakter, ihre wissenschaftliche Physiognomie ist eben so unverändert geblieben, wie ihre Grundlagen.

Allerdings ist es ein ganz einleuchtender Satz, den die aristotelisch-scholastische Logik an die Spitze dieser Lehre stellt, daß nämlich in jedem einfachen kategorischen Schlusse nicht mehr als

drei Begriffe vorkommen dürfen. Der eine derselben heißt der Oberbegriff (terminus major) und findet sich als **Prädikat** im Schlußsatze; der andere wird der Unterbegriff genannt (terminus minor) und tritt als **Subjekt** im Schlußsatze auf. Der dritte endlich führt den Namen Mittelbegriff (terminus medius), weil er den Schlußsatz dadurch vermittelt, daß er, in den beiden Prämissen stehend, angiebt, wie sich sowohl Ober- als Unterbegriff zu ihm verhalten, worauf er dann im Schlußsatze gänzlich ausfällt, da dieser als einfacher Satz nur zwei Glieder enthalten darf. Man betrachte den Schluß: „Alle moralischen Tugenden sind nicht angeboren, alle Arten der Mäßigung sind moralische Tugenden, also sind alle Arten der Mäßigung nicht angeboren". Hier würde „angeboren" der Oberbegriff, „Art der Mäßigung" Unterbegriff, und „moralische Tugend" der Mittelbegriff sein. Der erste, weil er im Schlußsatze Prädikat wird, wird durch **P**, der zweite, weil er im Schlußsatze Subjekt wird, durch **S**, der dritte endlich durch **M** (medius) bezeichnet.

Allein so wenig auch in diesen Bestimmungen ein Fehler liegt, so springt doch sofort in die Angen, daß sie nur das Aeußerliche treffen, und man sieht nicht ein, wozu sie überhaupt nöthig sind, da ja die logische Folgerung oder der Schluß etwas Inneres ist, was nicht von einem äußerlichen Platze der Grundurtheile abhängig sein kann. Dazu kommt, daß das einfache Urtheil keineswegs immer gerade einen Begriff zum Subjekte zu haben braucht (z. B. Sokrates war ein Weiser), und daß die Subjekte der besonderen und allgemeinen Urtheile (theilweise oder ganze) Sphären der vorliegenden Begriffe, also nicht selber Begriffe sind. Das Folgende wird uns aber sogleich zeigen, warum diese Bestimmungen für nöthig erachtet wurden. Man unterschied nämlich sogenannte Schlußfiguren, d. h. äußerliche Gestaltungen des Schlusses, wie sie durch die verschiedene Stellung der Begriffe in den Prämissen möglich werden, indem man zunächst verlangte und verlangt, daß das Urtheil, welches das Prädikat des Schlußsatzes (P) enthält, zuerst gestellt werde (als Obersatz), wogegen das Urtheil, welches das Subjekt des Schlußsatzes (S) enthält, als zweites aufzuführen sei (als Untersatz). Die Begriffe in den so gestellten Sätzen er-

scheinen einander über- und untergeordnet, und da dies in verschiedener Art Statt finden kann, so bestimmen sich hierdurch die verschiedenen Figuren oder Formen der Schlüsse. Entweder nämlich ist der Mittelbegriff dem Oberbegriffe, dabei der Unterbegriff dem Mittelbegriffe, oder beide, Oberbegriff und Unterbegriff, sind dem Mittelbegriffe untergeordnet, was zweierlei Figuren zur Folge hat; ist aber umgekehrt der Mittelbegriff beiden: dem Ober- und dem Unterbegriffe, oder endlich der Oberbegriff dem Mittelbegriffe und zugleich der Mittelbegriff dem Unterbegriffe untergeordnet, so haben wir wieder zwei andere Schlußformen. Sonach ergeben sich vier mögliche Stellungen oder Figuren:

1)	2)	3)	4)
M-P	P-M	M-P	P-M
S-M	S-M	M-S	M-S.

Beispiele:

1) Alle Unmäßige schaden ihrer Gesundheit,
Alle Trunkenbolde sind unmäßig,

Alle Trunkenbolde schaden ihrer Gesundheit,

2) Alle Affecte entstehen plötzlich,
Keine Leidenschaft entsteht plötzlich,

Keine Leidenschaft ist ein Affect.

3) Alle Vögel sind befiedert,
Alle Vögel sind Thiere,

Einige Thiere sind befiedert.

4) Alle Gelehrte sind Menschen,
Alle Menschen sind sterblich,

Einige Sterbliche sind Gelehrte.

Setzt man nun diese Anforderungen an die Stellung der Prämissen und dereren Glieder als etwas in der Natur des Schließens Liegendes voraus, so leuchtet allerdings ein, daß diese vier Figuren*) und außer diesen keine anderen möglich sind. Aber worauf gründet sich diese Voraussetzung? — Hier begegnen wir recht

*) Aristoteles hat nur die drei ersten, die vierte ist von dem berühmten Arzte Claudius Galenus hinzugefügt (im 2ten Jahrhundert nach Chr. Geb.).

eigentlich einer verkehrten Welt. Der Natur der Sache nach liegen beim Schließen zuvörderst bloß die Prämissen vor ohne bestimmte Stellung; aus ihnen soll der noch unbekannte Schlußsatz gefunden werden. Allein umgekehrter Weise wird hier der Schlußsatz (wenigstens was die Stellung der Begriffe in ihm betrifft) als bekannt vorausgesetzt, und nach dieser Kenntniß richtet sich dann die Benennung und Stellung der Begriffe in den Prämissen. Wie können wir denn aber, wenn uns Urtheile für einen möglichen Schluß gegeben sind, schon im Voraus wissen, was im Schlußsatze Prädikat und was Subjekt werden wird? Und wenn wir dies nicht wissen, wie können wir den Urtheilen in Bezug darauf eine bestimmte Stellung ertheilen? Die Urtheile sind uns ja bald in dieser, bald in jener Stellung gegeben, und der Schlußsatz kann, wie schon erinnert, nicht von der Stelle, die ein Begriff einnimmt, sondern nur vom Inhalt und Umfang der Begriffe abhängen, gerade so, wie beim Addiren das Resultat 24 aus dem Inhalte der Zahlen 16 und 8 sich ungehindert ergiebt, ich mag die 16 oder die 8 voranstellen. Wie uns hier die Stellung der Zahlen ganz gleichgültig sein kann, wenn nur das Resultat richtig gefunden wird, so auch dort die Stellung der Urtheile und deren Begriffe, wenn nur der Schlußsatz fehlerfrei aus ihnen hervorgeht. Was also eigentlich beim Schließen als Aufgabe vorliegt: das Finden oder Ableiten des Schlußsatzes aus den Prämissen — wird bei dieser Behandlung der Sache nicht gelehrt, und was gelehrt wird, sind äußerliche Beziehungen und Stellungen, auf die Nichts ankommt. Habe ich den unbekannten Schlußsatz glücklich gefunden, was kümmern mich dann die Plätze und Rangordnungen, welche die mir gegebenen Urtheile und Begriffe haben könnten? — Es sind also durchaus willkürliche Annahmen, welche dieser alten Schlußtheorie zum Grunde liegen, die wahre Aufgabe läßt sie ganz ungelöst, wogegen eine Menge anderer unfruchtbarer und bedeutungsloser Aufgaben behandelt werden, die durch die Natur der Sache gar nicht bedingt sind.

Daß eine auf solcher Grundlage entworfene Theorie auch in ihrer Anwendung nicht befriedigt, kann nicht Wunder nehmen, so tiefgreifend sie auch wegen dessen, was man noch damit in Verbindung gesetzt, aussieht. Zu den Schlußfiguren kommen nämlich als

etwas Untergeordnetes noch die Schlußarten (modi) hinzu. Diese beruhen auf der verschiedenen Beschaffenheit der Prämissen hinsichtlich der Quantität und Qualität. An und für sich ist nun für den Ober- wie für den Untersatz jede Beschaffenheit denkbar oder möglich, d. h. jede Prämisse kann sowohl allgemein als particulär, sowohl bejahend als verneinend sein, und bezeichnen wir die allgemein-bejahenden Urtheile durch a, die allgemein-verneinenden durch e, die besonders-bejahenden durch i, die besonders-verneinenden durch o, so ergeben sich folgende sechzehn Combinationen (der erste Buchstabe deutet auf den Ober-, der zweite auf den Untersatz):

a a	e a	i a	o a
a e	e e	i e	o e
a i	e i	i i	o i
a o	e o	i o	o o

Die Stellungen also, durch welche die Figuren bestimmt worden sind, sind an und für sich von der Verbindung dieser quantitativen und qualitativen Verschiedenheiten unabhängig; nehmen wir aber das Vierfache der Figuren zu diesem Sechzehnfachen der genannten Beschaffenheiten hinzu, so erhalten wir im Ganzen vier und sechzig denkbare Schlußarten. Dieses Denkbare oder Mögliche zeigt sich jedoch bei der wirklichen Ausführung keineswegs so reichhaltig; im Gegentheil läßt die erste Figur nur vier, die zweite ebenfalls nur vier, die dritte nur sechs und die vierte nur fünf, alle zusammen also bloß neunzehn bestimmte Schlußsätze zu, die sich als giltige modi zeigen. Um diese Verhältnisse der Giltigkeit und Nichtgiltigkeit zu bestimmen, werden in der aristotelisch-scholastischen Theorie Regeln aufgestellt, die sich zum Theil auf alle, zum Theil auf die einzelnen Figuren beziehen, und zuletzt kommen noch, als der Schluß- und Glanzpunkt des Ganzen, die berühmten oder berüchtigten Namen (Barbara, Celarent, Darii ꝛc.) hinzu, in welchen die drei Vokale die Quantität und Qualität des Obersatzes, des Untersatzes und des Schlußsatzes bestimmen, wogegen die Consonanten die Art und Weise bezeichnen, wie die modi der drei letzten Figuren auf die der ersten zurückgeführt werden können. Dadurch nämlich verwandeln sich dieselben in Schlüsse, welche die natürlichere und darum leichter zu beurtheilende Stellung dieser ersten Figur haben.

Ist das nun wohl etwas Anderes, als Mechanismus? Aus der Beschaffenheit der Prämissen lassen sich allerdings jene Namen aufsuchen, die uns in den Stand setzen, den Schlußsatz richtig zu bestimmen, aber die Kunst zu denken wird hierdurch wahrlich nicht gefördert, sondern eher die Kunst nicht zu denken. Auch muß uns die Frage interessiren: warum giebt es in der einen Figur so viele, in der anderen so viele giltige modi? weshalb im Ganzen gerade neunzehn, nicht mehr und nicht weniger? Halten wir uns an die bekannten Regeln: a) aus zwei verneinenden Prämissen läßt sich kein Schluß ableiten, b) aus zwei particulären Prämissen folgt ebenfalls kein Schluß — Regeln, die für alle Figuren gelten — so gewinnen wir freilich eine Art allgemeinerer Anschauungen in Betreff dessen, um was sichs hier handelt; aber die meisten Bestimmungen erscheinen als durchaus zufällig und willkürlich, und so sehr sich auch, bei Vergleichung alles Einzelnen, das letzte Ergebniß als sicher herausstellen mag, so entsteht uns doch im Ganzen keine rechte Einsicht von der Sache, keine Anschaulichkeit für das, was dabei eigentlich geschieht, und wie von diesem eigentlichen Geschehen oder dem Grundvorgange aus die einzelnen modi sich abstufen. Kurz, wie bei den Grundlagen, so sind auch in der Ausführung die wahren Probleme unberührt geblieben; es wendet diese Theorie eine zehn- und zwanzigfache Bemühung auf das, was nirgends zu den Gründen, zu den Motiven der Schlußfolgerung führt, vielmehr sich durchaus im Aeußerlichen und an der Oberfläche hält, und sie gleicht darum ganz dem alten Ptolomäischen Weltsystem, in welchem man Epicykel auf Epicykel setzte, während schon die Grundannahme eine verfehlte war.

Es möchte daher wohl endlich an der Zeit sein, diese Theorie mit einer solchen zu vertauschen, welche die analytischen Schlüsse in ihren tiefsten Grundlagen, in ihrem inneren Leben erfaßt, damit die dafür möglichen Modificationen nicht in äußerlicher, sondern in innerlicher Vollständigkeit erschöpfend zu Tage treten und so in allen Punkten gleichsam durchsichtig werde, welches der wahre Charakter der dabei obwaltenden Vorgänge und Verhältnisse sei.

§. 36.

Grundcharakter der analytischen Schlüsse.

Als das Charakteristische der rein logischen oder analytischen Schlüsse haben wir bereits im Vorigen die Substitution (Unterlegung, Vertauschung, Stellvertretung) kennen gelernt. In einem gegebenen Urtheile setzen wir an die Stelle des einen seiner Bestandtheile einen anderen, und zwar auf Veranlassung eines zweiten Urtheiles, welches ein Verhältniß angiebt zwischen dem früheren und dem neuen Bestandtheile. Wir nennen jenes das Grundurtheil, dieses das Hilfsurtheil. So hatten wir in dem vorher angeführten Beispiele zuerst das Urtheil: „einige Kunstwerke sind nicht Dampfmaschinen"; der Schlußsatz lautet: „einige Kunstwerke sind nicht Lokomotiven". An die Stelle von „Dampfmaschinen" ist also „Lokomotiven" getreten, und die Berechtigung dazu beruht auf dem hinzugekommenen Urtheile: „alle Lokomotiven sind Dampfmaschinen", in welchem bestimmt ist, wie sich die beiden bei dieser Vertauschung betheiligten Begriffe: Dampfmaschine und Locomotive — zu einander verhalten. Dieselbe Erscheinung wird man bei allen analytischen Schlüssen antreffen.

Es fragt sich nun: unter welchen Bedingungen kann eine solche Substitution Statt finden? — Die Antwort ergiebt sich sehr einfach aus der Natur der Sache. Die Substitution kann unstreitig nur eintreten, wenn der neue (substituirte) Bestandtheil in keiner Weise über den alten hinaussteht, also nicht weiter reicht, als dieser. Denn wäre dies irgendwie der Fall, so wüßte ich ja nicht, ob das Weiterreichende sich zu dem unverändert gebliebenen Gliede des Urtheils eben so verhalte, wie der alte Bestandtheil, oder nicht vielleicht entgegengesetzt. In dem obigen Beispiele sind die „einigen Kunstwerke" von den Dampfmaschinen ausgeschlossen. Setze ich nun für Dampfmaschinen Lokomotiven, und die letzteren wären von einem größern Umfange, umfaßten also mehr, als die Dampfmaschinen, so wäre es ja ungewiß, ob die einigen Kunstwerke, von welchen im Schlußsatze die Rede ist, ebenfalls von den Lokomotiven ausgeschlossen, oder nicht vielmehr in der Sphäre derselben enthalten,

von dieser umfaßt wären. Nur dadurch also, daß diese Sphäre, laut genauer Vergleichung, nicht mehr umfaßt, kann ich gewiß sein, daß die „einigen Kunstwerke" im Schlußsatze von ihr eben so ausgeschlossen sind, als sie es vorher von der Sphäre der Dampfmaschinen waren. Angegeben ist dieses Verhältniß eben im Hilfsurtheile. Man sehe über diese Vergleichung und Bestimmung der Sphärenverhältnisse das oben S. 254 ff. Gesagte.

In dem „Nicht-mehr-umfassen" liegen aber wieder zwei untergeordnete Momente. Das Substituirte kann nämlich 1) von dem, welchem es substituirt wird, gar nicht verschieden, es kann Dasselbe sein, nur anders ausgedrückt, oder 2) es kann ein Theil desselben sein. In dem vorher angeführten Beispiele fand das Letztere Statt. Da alle Lokomotiven Dampfmaschinen sind, mithin zur Sphäre dieses Begriffs gehören, so bezeichnete mir dieses zweite Urtheil, daß der Schlußsatz für Dampfmaschinen Lokomotiven substituiren könne, denn ist das Ganze einem Urtheilssubjekte zu- oder abgesprochen, so ist demselben auch der **Theil** des Ganzen zu- oder abgesprochen, und die Lokomotiven sind ein Theil (eine Abtheilung) der Dampfmaschinen. Habe ich dagegen den Schluß: „einige Handwerker sind Tischler, alle Handwerker sind Menschen, folglich sind auch einige Menschen Tischler", so substituirt der Schlußsatz nicht einen Theil des frühern Subjektes, sondern dieses bleibt sich gleich; denn die „einigen Menschen" im Schlußsatze sind ganz Dasselbe, was die „einigen Handwerker" im Obersatze sind; sie bilden dieselbe Sphäre (einige = einige), nur daß sie nicht mehr als Handwerker, sondern als Menschen bezeichnet werden. Es ist also nur ein allgemeiner Ausdruck mit einem andern allgemeinen Ausdrucke vertauscht und dadurch eine andre Unterordnung im Denken vollzogen worden. Was vorher als Handwerker den Tischlern untergeordnet war, das ist jetzt denselben als Menschen untergeordnet. Während Alles beim Alten bleibt, werden dieselben Personen jetzt nur anders, nämlich als Menschen gedacht.

Hiermit nun ist das eigenthümliche Wesen der ganzen Schlußtheorie erschöpft. Wo irgend analytisch gefolgert wird, muß sich der Schluß auf eine von diesen beiden Substitutionen zurückführen lassen, und außer diesen Substitutionen geschieht in ihm

Nichts, wenigstens für die Schlußfolgerung als solche. Demnach braucht auch von keiner besonderen Stellung, weder der Urtheile, noch der Begriffe in den Urtheilen, die Rede zu sein; vielmehr kann es uns ganz gleich gelten, welches von zwei gegebenen Urtheilen zum Grundurtheile, und welches zum Hilfsurtheile gemacht wird: der Schlußsatz ergiebt sich in dem einen wie in dem anderen Falle ganz in derselben Beschaffenheit. Denn da bei allen Schlüssen nur solche Urtheile vorkommen können, die Gemeinsames enthalten, und da die Zusammenziehung derselben zu einem neuen (zum Schlußsatze) durch dieses Gemeinsame bedingt ist, so könnte die Schlußfolgerung nur dann eine andere werden, wenn dieses Gemeinsame durch Versetzung der Urtheile verloren ginge, was aber unmöglich ist. Alles übrige also, was zu dem Gesagten sonst noch bestimmend hinzuzufügen sein wird, ist entweder nur weitere Ausführung desselben, oder bezieht sich auf Vorbereitungen, welche eigentlich nicht zum Schließen gehören.

Schließen kommt her von „anschließen", „anreihen", nicht von „aufschließen" oder „zuschließen", zu welchen letzteren Thätigkeiten ein Schlüssel erforderlich sein würde; und man sieht auch hier wieder, daß schon der Titel „Schluß" von einem äußerlichen Verhältnisse, dem Verhältnisse der Aneinanderreihung der Urtheile, entlehnt ist. Folgern, d. i. herleiten mittelst Vertauschung ist das Eigentliche, Innerliche, was durch das analytische Schließen geschieht und nur geschehen kann. Das Grundurtheil wird dabei gewöhnlich an die Spitze gestellt, so daß also die Reihe der aneinandergeschlossenen Urtheile mit ihm beginnt. Doch ist dies, wie gesagt, keineswegs nöthig.

Gehn wir nun weiter, so müssen wir zuerst die Umstände, unter welchen jene Vertauschungen Statt finden können, noch genauer bestimmen.

Die Substitutionen beziehn sich auf logische Verhältnisse. *)

*) Enthalten demnach die Prämissen reell-Falsches, so kann das durch keinen analytischen Schluß verbessert werden, denn diese Schlußart fragt nach dem Reellen nicht. Sie hält sich an den Inhalt und Umfang der Begriffe, wie beide in den Urtheilen, die als Prämissen vorliegen, gegeben sind, ohne ihre reelle Berechtigung zu untersuchen. Daher sind die analytischen Schlüsse, wie alles bloße Denken, auch da anwendbar, wo das in den Prämissen Liegende gar nicht existirt, und der Römer konnte dreist schließen: alle Götter und Göttinnen sind unsterblich; alle Musen sind Göttinnen, folglich sind alle Musen unsterblich. Natürlich konnte

von dieser umfaßt wären. Nur dadurch also, daß diese Sphäre, laut genauer Vergleichung, nicht mehr umfaßt, kann ich gewiß sein, daß die „einigen Kunstwerke" im Schlußsatze von ihr eben so ausgeschlossen sind, als sie es vorher von der Sphäre der Dampfmaschinen waren. Angegeben ist dieses Verhältniß eben im Hilfsurtheile. Man sehe über diese Vergleichung und Bestimmung der Sphärenverhältnisse das oben S. 254 ff. Gesagte.

In dem „Nicht-mehr-umfassen" liegen aber wieder zwei untergeordnete Momente. Das Substituirte kann nämlich 1) von dem, welchem es substituirt wird, gar nicht verschieden, es kann Dasselbe sein, nur anders ausgedrückt, oder 2) es kann ein Theil desselben sein. In dem vorher angeführten Beispiele fand das Letztere Statt. Da alle Lokomotiven Dampfmaschinen sind, mithin zur Sphäre dieses Begriffs gehören, so bezeichnete mir dieses zweite Urtheil, daß der Schlußsatz für Dampfmaschinen Lokomotiven substituiren könne, denn ist das Ganze einem Urtheilssubjekte zu- oder abgesprochen, so ist demselben auch der **Theil** des Ganzen zu- oder abgesprochen, und die Lokomotiven sind ein Theil (eine Abtheilung) der Dampfmaschinen. Habe ich dagegen den Schluß: „einige Handwerker sind Tischler, alle Handwerker sind Menschen, folglich sind auch einige Menschen Tischler", so substituirt der Schlußsatz nicht einen Theil des frühern Subjektes, sondern dieses bleibt sich gleich; denn die „einigen Menschen" im Schlußsatze sind ganz Dasselbe, was die „einigen Handwerker" im Obersatze sind; sie bilden dieselbe Sphäre (einige = einige), nur daß sie nicht mehr als Handwerker, sondern als Menschen bezeichnet werden. Es ist also nur ein allgemeiner Ausdruck mit einem andern allgemeinen Ausdrucke vertauscht und dadurch eine andre Unterordnung im Denken vollzogen worden. Was vorher als Handwerker den Tischlern untergeordnet war, das ist jetzt denselben als Menschen untergeordnet. Während Alles beim Alten bleibt, werden dieselben Personen jetzt nur anders, nämlich als Menschen gedacht.

Hiermit nun ist das eigenthümliche Wesen der ganzen Schlußtheorie erschöpft. Wo irgend analytisch gefolgert wird, muß sich der Schluß auf eine von diesen beiden Substitutionen zurückführen lassen, und außer diesen Substitutionen geschieht in ihm

Nichts, wenigstens für die Schlußfolgerung als solche. Demnach braucht auch von keiner besonderen Stellung, weder der Urtheile, noch der Begriffe in den Urtheilen, die Rede zu sein; vielmehr kann es uns ganz gleich gelten, welches von zwei gegebenen Urtheilen zum Grundurtheile, und welches zum Hilfsurtheile gemacht wird: der Schlußsatz ergiebt sich in dem einen wie in dem anderen Falle ganz in derselben Beschaffenheit. Denn da bei allen Schlüssen nur solche Urtheile vorkommen können, die Gemeinsames enthalten, und da die Zusammenziehung derselben zu einem neuen (zum Schlußsatze) durch dieses Gemeinsame bedingt ist, so könnte die Schlußfolgerung nur dann eine andere werden, wenn dieses Gemeinsame durch Versetzung der Urtheile verloren ginge, was aber unmöglich ist. Alles übrige also, was zu dem Gesagten sonst noch bestimmend hinzuzufügen sein wird, ist entweder nur weitere Ausführung desselben, oder bezieht sich auf Vorbereitungen, welche eigentlich nicht zum Schließen gehören.

Schließen kommt her von „anschließen", „anreihen", nicht von „aufschließen" oder „zuschließen", zu welchen letzteren Thätigkeiten ein Schlüssel erforderlich sein würde; und man sieht auch hier wieder, daß schon der Titel „Schluß" von einem äußerlichen Verhältnisse, dem Verhältnisse der Aneinanderreihung der Urtheile, entlehnt ist. Folgern, d. i. herleiten mittelst Vertauschung ist das Eigentliche, Innerliche, was durch das analytische Schließen geschieht und nur geschehen kann. Das Grundurtheil wird dabei gewöhnlich an die Spitze gestellt, so daß also die Reihe der aneinandergeschlossenen Urtheile mit ihm beginnt. Doch ist dies, wie gesagt, keineswegs nöthig.

Gehn wir nun weiter, so müssen wir zuerst die Umstände, unter welchen jene Vertauschungen Statt finden können, noch genauer bestimmen.

Die Substitutionen beziehn sich auf logische Verhältnisse.*)

*) Enthalten demnach die Prämissen reell-Falsches, so kann das durch keinen analytischen Schluß verbessert werden, denn diese Schlußart fragt nach dem Reellen nicht. Sie hält sich an den Inhalt und Umfang der Begriffe, wie beide in den Urtheilen, die als Prämissen vorliegen, gegeben sind, ohne ihre reelle Berechtigung zu untersuchen. Daher sind die analytischen Schlüsse, wie alles bloße Denken, auch da anwendbar, wo das in den Prämissen Liegende gar nicht existirt, und der Römer konnte dreist schließen: alle Götter und Göttinnen sind unsterblich; alle Musen sind Göttinnen, folglich sind alle Musen unsterblich. Natürlich konnte

Deren aber giebt es überhaupt nur zwei: das Verhältniß des Umfanges (der Sphäre) und das Verhältniß des Inhaltes (der Materie) des Denkens (s. §. 16.). Aus den angeführten Beispielen erhellet, wie jedes derselben zur Anwendung kommen kann. Ziehe ich aus dem Urtheile: „einige Kunstwerke sind nicht Dampfmaschinen" — den Schlußsatz: „einige Kunstwerke sind nicht Lokomotiven", so habe ich einen Theil des Umfanges substituirt, denn die Lokomotiven sind ein Theil der Sphäre „Dampfmaschinen." Wenn ich dagegen aus dem Grundurtheile: „einige Handwerker sind Tischler," den Begriff „Handwerker" auswerfe und dafür den Begriff „Menschen" setze, so ist das Substituirte ein Theil des Inhaltes jenes Begriffes. Denn der Begriff Handwerker enthält nicht bloß das Merkmal der Beschäftigung, sondern auch der höhere Begriff Mensch liegt als Merkmal darin, weil derselbe zu den niederen Begriffen gehört, und weil die Begriffe stets einen um so reicheren Inhalt haben, je tiefer sie stehn (s. §. 16., wo auch nachgewiesen ist, daß die höheren Begriffe wohl als Inhalt in den niederen liegen, aber nicht umgekehrt). Nun habe ich aber bloß das Mensch-sein vertauschend daraus hervorgehoben, also nur einen Theil statt des Ganzen gesetzt. — Eben so ist der höhere Begriff „Dampfmaschine" als Theilvorstellung im Inhalte des niederen Begriffes „Lokomotive gegeben; sehe ich aber auf die Sphären dieser beiden Begriffe, so ist „Dampfmaschine" kein Theil der „Lokomotive", denn jener Begriff reicht dem Umfange nach weiter als dieser, umfaßt mehr Gegenstände, als der letztere, wogegen umgekehrt die Lokomotiven einen Theil (eine Abtheilung, eine Species) der Dampfmaschinen ausmachen, folglich im Umkreise dieser enthalten sind (zu diesen gehören).

Wie sich nun jedesmal solche zwei Begriffe zu einander verhalten, das bestimmt eben das Hilfsurtheil; es zeigt an, wie weit das zu Substituirende im Inhalte oder Umfange derjenigen Begriffe, welche als Subjekt und Prädikat im Grundurtheile stehn, enthalten

Feder in dem S. 176 erwähnten Traume auch durch den bündigsten Schluß nicht herausbringen, daß er träume, weil dazu eine Vergleichung seiner Traumgebilde mit der nicht geträumten Wirklichkeit erforderlich gewesen wäre.

Man sehe dagegen im folgenden Kapitel die synthetischen Schlüsse.

sei oder nicht. Sonach wird offenbar eine Art Theilung, nämlich eine logische, an diesen Subjekten und Prädikaten durch das Hilfsurtheil vollzogen, und es ergiebt sich, laut des bisher Gesagten, der Satz:

Wo der Umfang getheilt wird, ist das Substituirte ein herausgehobener **Theil** des Vorigen, wo dagegen der Inhalt getheilt wird, ist das Substituirte zwar etwas Herausgehobenes, aber kein eigentlicher **Theil** des Vorigen, d. h. nicht etwas **minder** Umfassendes, sondern es ist Dasselbe, nur in anderer Fassung für das Denken.*) — Was ich vorher als Handwerker dachte, denke ich jetzt als Menschen; damit werden aber die Menschen eben so wenig zu einer Abtheilung der Handwerker, als sie dadurch erweitert, für mein Vorstellen vermehrt werden. Die Erweiterung würde dem Wesen der Substitution entgegen sein; die Einengung würde ihm allerdings nicht entgegen sein, aber sie greift eben nicht Platz. Daß die Theilung des Inhaltes nicht zugleich auch eine Theilung der Sphäre ist, beruht auf der entgegengesetzten Richtung, in welcher diese Verhältnisse liegen. Vergl. hierüber §. 16.

Hieraus ergeben sich die weitern Regeln, die noch aufzustellen sind, überaus einfach. Zuerst ist es augenscheinlich: die Theilung des Umfanges kann nur da geschehen, wo er ein allgemeiner ist; denn hätten wir schon einen Theil, so wüßten wir ja nicht, ob der neue Theil (der substituirte) mit jenem zusammenfiele oder nicht. Wo findet sich nun der Umfang als ein allgemeiner? Wie wir aus §. 33. (S. 254 ff.) wissen: bei den all-

*) Man sieht aus diesem Satze, daß hier, wie auch schon im Vorigen, das Wort „Theil" in einem andern Sinne genommen ist, als in der Größenlehre. Die logischen Bruchstücke, von denen wir hier reden, sind keine Größen im Sinne der Arithmetik und Geometrie, sondern eben logische Theile (Gedankentheile), Theile des Umfanges und des Inhaltes, die sich nicht mit Raum- und Zahlgrößen identificiren lassen. Ueberall ist nur an etwas Herausgehobenes, wirklich Herausgenommenes zu denken. Das aus dem Umfange Herausgehobene ist allerdings enger, als der ganze Umfang, und in sofern einem Größentheil ähnlich, aber darum noch keineswegs ihm gleich. Wir haben leider kein Wort, welches die logischen Theile als von den mathematischen eigenthümlich verschiedene zu bezeichnen vermöchte.

Deren aber giebt es überhaupt nur zwei: das Verhältniß des Umfanges (der Sphäre) und das Verhältniß des Inhaltes (der Materie) des Denkens (s. §. 16.). Aus den angeführten Beispielen erhellet, wie jedes derselben zur Anwendung kommen kann. Ziehe ich aus dem Urtheile: „einige Kunstwerke sind nicht Dampfmaschinen" — den Schlußsatz: „einige Kunstwerke sind nicht Lokomotiven", so habe ich einen Theil des Umfanges substituirt, denn die Lokomotiven sind ein Theil der Sphäre „Dampfmaschinen." Wenn ich dagegen aus dem Grundurtheile: „einige Handwerker sind Tischler," den Begriff „Handwerker" auswerfe und dafür den Begriff „Menschen" setze, so ist das Substituirte ein Theil des Inhaltes jenes Begriffes. Denn der Begriff Handwerker enthält nicht bloß das Merkmal der Beschäftigung, sondern auch der höhere Begriff Mensch liegt als Merkmal darin, weil derselbe zu den niederen Begriffen gehört, und weil die Begriffe stets einen um so reicheren Inhalt haben, je tiefer sie stehn (s. §. 16., wo auch nachgewiesen ist, daß die höheren Begriffe wohl als Inhalt in den niederen liegen, aber nicht umgekehrt). Nun habe ich aber bloß das Mensch-sein vertauschend daraus hervorgehoben, also nur einen Theil statt des Ganzen gesetzt. — Eben so ist der höhere Begriff „Dampfmaschine" als Theilvorstellung im Inhalte des niederen Begriffes „Lokomotive gegeben; sehe ich aber auf die Sphären dieser beiden Begriffe, so ist „Dampfmaschine" kein Theil der „Lokomotive", denn jener Begriff reicht dem Umfange nach weiter als dieser, umfaßt mehr Gegenstände, als der letztere, wogegen umgekehrt die Lokomotiven einen Theil (eine Abtheilung, eine Species) der Dampfmaschinen ausmachen, folglich im Umkreise dieser enthalten sind (zu diesen gehören).

Wie sich nun jedesmal solche zwei Begriffe zu einander verhalten, das bestimmt eben das Hilfsurtheil; es zeigt an, wie weit das zu Substituirende im Inhalte oder Umfange derjenigen Begriffe, welche als Subjekt und Prädikat im Grundurtheile stehn, enthalten

Feder in dem S. 176 erwähnten Traume auch durch den bündigsten Schluß nicht herausbringen, daß er träume, weil dazu eine Vergleichung seiner Traumgebilde mit der nicht geträumten Wirklichkeit erforderlich gewesen wäre.

Man sehe dagegen im folgenden Kapitel die synthetischen Schlüsse.

sei oder nicht. Sonach wird offenbar eine Art Theilung, nämlich eine logische, an diesen Subjekten und Prädikaten durch das Hilfsurtheil vollzogen, und es ergiebt sich, laut des bisher Gesagten, der Satz:

Wo der Umfang getheilt wird, ist das Substituirte ein herausgehobener **Theil** des Vorigen, wo dagegen der Inhalt getheilt wird, ist das Substituirte zwar etwas Herausgehobenes, aber kein eigentlicher **Theil** des Vorigen, d. h. nicht etwas **minder** Umfassendes, sondern es ist Dasselbe, nur in anderer Fassung für das Denken.*) — Was ich vorher als Handwerker dachte, denke ich jetzt als Menschen; damit werden aber die Menschen eben so wenig zu einer Abtheilung der Handwerker, als sie dadurch erweitert, für mein Vorstellen vermehrt werden. Die Erweiterung würde dem Wesen der Substitution entgegen sein; die Einengung würde ihm allerdings nicht entgegen sein, aber sie greift eben nicht Platz. Daß die Theilung des Inhaltes nicht zugleich auch eine Theilung der Sphäre ist, beruht auf der entgegengesetzten Richtung, in welcher diese Verhältnisse liegen. Vergl. hierüber §. 16.

Hieraus ergeben sich die weitern Regeln, die noch aufzustellen sind, überaus einfach. Zuerst ist es augenscheinlich: die Theilung des Umfanges kann nur da geschehen, wo er ein allgemeiner ist; denn hätten wir schon einen Theil, so wüßten wir ja nicht, ob der neue Theil (der substituirte) mit jenem zusammenfiele oder nicht. Wo findet sich nun der Umfang als ein allgemeiner? Wie wir aus §. 33. (S. 254 ff.) wissen: bei den all-

*) Man sieht aus diesem Satze, daß hier, wie auch schon im Vorigen, das Wort „Theil" in einem andern Sinne genommen ist, als in der Größenlehre. Die logischen Bruchstücke, von denen wir hier reden, sind keine Größen im Sinne der Arithmetik und Geometrie, sondern eben logische Theile (Gedankentheile), Theile des Umfanges und des Inhaltes, die sich nicht mit Raum- und Zahlgrößen identificiren lassen. Ueberall ist nur an etwas Herausgehobenes, wirklich Herausgenommenes zu denken. Das aus dem Umfange Herausgehobene ist allerdings enger, als der ganze Umfang, und in sofern einem Größentheil ähnlich, aber darum noch keineswegs ihm gleich. Wir haben leider kein Wort, welches die logischen Theile als von den mathematischen eigenthümlich verschiedene zu bezeichnen vermöchte.

gemein-bejahenden und bei den allgemein-verneinenden Urtheilen im Subjekte (schon die Namen besagen dies), ferner bei den beiden verneinenden Urtheilen im Prädikate, und so folgt, daß, wenn Grundurtheile dieser Art vorliegen, die Theilung des Umfanges in diesen vier Fällen ausführbar ist. Bestimmter angegeben heißt dies: die Theilung des Umfanges kann beim allgemein-bejahenden Urtheile im Subjekte, beim allgemein-verneinenden Urtheile im Subjekte und Prädikate, beim besonders verneinenden im Prädikate Statt finden. Wir bemerken nur noch, daß wir im Folgenden die Grundurtheile immer voranstellen werden, und daß die Nummern den genannten vier Fällen entsprechen.

Beispiele:

1) Alle Körper sind schwer,
Alle Luftarten sind Körper,*)

Alle Luftarten sind schwer.

2) Alle Leidenschaften sind nicht angeboren,
Alle Arten des Ehrgeizes sind Leidenschaften,**)

Alle Arten des Ehrgeizes sind nicht angeboren.

3) Alle Leidenschaften entstehn nicht plötzlich,
Alle Affecte entstehn plötzlich,***)

Alle Leidenschaften sind nicht Affecte.

*) Gehören also zur Sphäre der Körper, sind ein Theil (eine Abtheilung) derselben. Da nun vom Theile gelten muß, was vom Ganzen gilt, so müssen auch die Luftarten schwer sein, und es lassen sich darum die Luftarten mit den Körpern, der Theil mit dem Ganzen vertauschen.

**) Zur Sphäre der Leidenschaften gehören alle Arten des Ehrgeizes als ein Theil dieser Sphäre. Da nun dem Theile des Ganzen nicht zukommen kann, was dem Ganzen abgesprochen ist, so können auch alle Arten des Ehrgeizes nicht angeboren sein, weshalb im Schlußsatze der Theil für's Ganze gesetzt werden darf.

***) Die Affecte sind also ein Theil von der Sphäre des Plötzlich-Entstehenden. Nun sind (durch die Verneinung) alle Leidenschaften von dieser Sphäre (der ganzen) ausgeschlossen, folglich müssen sie auch von dem hier vorkommenden Theile dieser Sphäre (den Affecten) ausgeschlossen sein, woraus folgt, daß die Leidenschaften keine Affecte sein können. Mit andern Worten heißt dies: „das Affecte-sein" ist ein

4) Einige Bäume tragen keine Eßfrucht,
Alle Obstbäume tragen Eßfrucht.*)

Einige Bäume sind keine Obstbäume.

Wo nichts Allgemeines, sondern schon ein Theil vorliegt, kann, wie vorhin bemerkt, keine Theilung des Umfanges erfolgen, und dies gilt, laut §. 33., von den Subjekten der beiden besonderen und den Prädikaten der beiden bejahenden Urtheilsformen. — Sage ich: „einige Blumen blühen im Herbste, und alle Rosen sind Blumen", so fühlt sogleich Jeder, daß ich damit einen sicheren Schluß nicht gewinnen kann, denn es ist sehr möglich, daß die einigen Rosen, von welchen der Schlußsatz zu sprechen hätte, eher mit dem zusammenfallen werden, was im Frühlinge oder Sommer blüht. Bei den Subjekten der besonders-verneinenden Urtheile verhält es sich eben so. Im allgemein-bejahenden Urtheile steht das Prädikat nur als eine beschränkte Sphäre dem Subjekte gleich, ganz wie im besonders-bejahenden, obschon es, da die gewöhnliche Sprache dies nicht anzeigt, nicht so aussieht. Daher kann ich nicht schließen: „alle Fische leben im Wasser, einiges im Wasser Lebende hat Fühlhörner, folglich haben auch einige Fische Fühlhörner", denn kein Fisch hat Fühlhörner. Dagegen ist es ein richtiger Schluß: „alle Fische leben im Wasser, einiges im Wasser Lebende ist genießbar, folglich sind auch einige Fische genießbar." —

Theil des „Plötzlich-Entstehenden", und dieser Theil muß von den Leidenschaften eben so verneint werden, wie vorher das Ganze (das Plötzlich-Entstehende) von ihnen verneint wurde. Es läßt sich also der Theil dem Ganzen substituiren.

*) Das Verhältniß ist hier ganz das vorige. Sind die einigen Bäume von dem ausgeschlossen, was Eßfrucht trägt, so müssen sie auch von den Obstbäumen ausgeschlossen sein, da diese zu dem Eßfrucht-Tragenden gehören, folglich ein Sphärentheil desselben sind; oder: wird das Ganze einem Subjekte abgesprochen, so wird ihm auch der darin liegende Theil abgesprochen, und ich kann daher den Theil für das Ganze setzen.

Manchmal versteckt sich die Ausschließung hinter einer Bejahung. Z. B: „Alle Fledermäuse gebären lebendige Junge, alle Vögel pflanzen sich fort durch Eier, folglich sind alle Fledermäuse keine Vögel." Der Grund des Schlußsatzes liegt aber hier offenbar darin, daß die Fledermäuse durch den Umstand, daß sie lebendige Junge gebären, von der gesammten Sphäre des Eierlegens ausgeschlossen sind, mithin auch von den Vögeln, die einen Theil dieser Sphäre ausmachen.

Es ist also zufällig, ob solche Schlüsse Giltigkeit haben, oder nicht. Beim Prädikate der besonders-bejahenden Urtheile entsteht die nämliche Unsicherheit aus dem gleichen Grunde, nämlich daraus, daß man bei getheilten Theilen der Sphären keine Bürgschaft hat, ob das Substituirte mit dem frühern Theile zusammenfällt, oder nicht. Wir haben also hier vier Fälle, wo die Theilung des Umfanges unausführbar ist.

Gehen wir nun über zu der zweiten möglichen Theilung, zu der Theilung des Inhaltes, so zeigt sich das Ergebniß als das gerade Widerspiel des vorigen. Nur wo etwas Particuläres vorliegt, kann diese Theilung Statt finden. Denn der Begriff, welcher von dem Inhalte eines andern einen Theil ausmacht (wie Thier von Vogel, Mensch von Handwerker, Baum von Eiche, Stern von Planet ꝛc.), ist stets ein höherer Begriff, hat demnach einen weitern Umfang, als jener (s. §. 16.). So lange dieser höhere Begriff nicht an die Stelle eines andern zu treten hat, erfordert sein Umfang keine weitere Beachtung, denn er steht nicht mit Unrecht über den ersten hinaus, z. B. alle Fische sind Thiere. Diese Beachtung wird aber nothwendig, wenn er gegen einen andern vertauscht werden soll, weil dann sein größerer Umfang in der Regel einen Fehler herbeiführt. So namentlich bei den allgemeinen Urtheilen. Alle „Fische" leben im Wasser, aber nicht alle „Thiere" leben im Wasser. Wollte man daher den höheren Begriff zum Stellvertreter machen, wo etwas Allgemeines vorliegt, so würde man stets etwas darüber Hinausstehendes, etwas weiter Reichendes erhalten, und dann entsteht wieder die Ungewißheit, wie sich das Hinausstehende verhalte, ob eben so, wie das im Grundurtheile Gegebene, oder entgegengesetzt. Oder darf ich wirklich schließen: alle Gartennelken sind wohlriechend, alle Gartennelken sind Blumen, also sind alle Blumen wohlriechend? Dagegen findet diese Substitution kein Hinderniß, wo das Gegebene etwas Particuläres ist. Habe ich nämlich zwei Begriffssphären, eine engere und eine weitere, und zwar so, daß die engere in der weiteren liegt (bekanntlich können sich die Begriffssphären auch ganz anders zu einander verhalten, s. §. 16.), so muß der Theil der engeren Sphäre („einige") auch ein Theil der weiteren sein. So liegt z. B. der Begriff Vogel in dem weiteren Begriff Thier,

folglich sind einige Vögel auch einige Thiere, wie einige Eichen einige Bäume, einige Handwerker einige Menschen sind ꝛc. Dieses Sphärenverhältniß findet sich nun der Natur der Sache nach allemal bei solchen zwei Begriffen, von denen der eine als Inhaltstheil aus dem anderen hervorgehoben worden ist. Ist also z. B. das Urtheil gegeben: einige Vögel zwitschern, und ich substituire für einige Vögel einige Thiere, so sind die Sphären des höhern und niederen Begriffes einander gleichgesetzt, und dann gilt entschieden, daß auch einige Thiere zwitschern. Wenn ferner einige Eichen Galläpfel liefern, so bleibt gewiß, daß auch einige Bäume Galläpfel liefern, wenn einige Planeten keine Trabanten haben, so bleibt wahr, daß auch einige Sterne keine Trabanten haben ꝛc. Sonach ergiebt sich, daß die Theilung des Inhaltes zulässig ist, wo sich in den Grundurtheilen etwas Particuläres findet, also in den Subjekten der beiden besonderen und in den Prädikaten der beiden bejahenden Urtheilsformen. Bei jenen zeigt schon die Benennung das Nichtallgemeine an, und die Prädikate der letzteren sind, wie wir öfter gesehen haben, stets von particulärem Umfange im Verhältniß zum Subjekte. Bestimmter angegeben kann also die Theilung des Inhaltes erfolgen beim allgemein bejahenden Urtheile im Prädikate, beim besonders bejahenden im Subjekte und Prädikate, beim besonders verneinenden im Subjekte.

Beispiele:

1) Alle Luftarten sind Körper,
Alle Körper sind schwer,*)

Alle Luftarten sind schwer.

*) „Schwer" ist eins der Merkmale, aus welchen der Inhalt des Begriffes Körper besteht. Es ist also durch das Hilfsurtheil nur ein Theil dieses Inhaltes hervorgehoben worden. Wenn nun das Ganze (der ganze Inhalt des Begriffes „Körper") den Luftarten zukam, so muß denselben auch der Theil des Ganzen („schwer") zukommen, und es darf daher der Theil mit dem Ganzen vertauscht werden. Laut §. 33. sind aber hier die Prädikate in beiden Prämissen particuläre Sphären, stehen also in dieser Beziehung einander gleich, und so haben wir nur Dasselbe unter einem anderen Namen, wenn wir schwer statt „Körper" setzen.

2) Einige Tauben sind weiß,
Alle Tauben sind Thiere,*)

Einige Thiere sind weiß.

3) Einige Beeren sind Giftgewächse,
Alle Giftgewächse wirken tödtlich,**)

Einige Beeren wirken tödtlich.

4) Einige Metalle absorbiren nicht den Sauerstoff der Luft,
Alle Metalle sind Mineralien,***)

Einige Mineralien absorbiren nicht den Sauerstoff der Luft.

Man versetze nun in allen vier Beispielen die Prämissen, so daß man das Grundurtheil zum Hilfsurtheil macht, und der Schlußsatz bleibt derselbe, warum? weil dann die Theilung des Umfanges bewirkt, was hier die Theilung des Inhaltes zu Stande gebracht hat. Man vergleiche namentlich das erste Beispiel mit dem vorigen ersten Beispiele (auf S. 302.). Einer der früheren Schlüsse hieß so:

*) Denn das „Thier-sein ist ein Inhaltstheil in dem Begriff „Taube." Alle Tauben betragen aber nicht alle Thiere, sondern nur einige (s. § 33.), mithin steht dieses Prädikat der Sphäre nach ganz gleich mit den „einigen Tauben" im Obersatze. Tauschen wir nun im Schlußsatze „einige Thiere" gegen „einige Tauben" ein, so erhalten wir Dasselbe, nur anders benannt, und wie das „weiß-sein" den „einigen Tauben" zukam, so muß es auch den „einigen Thieren" zukommen.

**) Der Begriff „tödtlich wirken" ist eins der Merkmale, die zusammen den Inhalt des Begriffes „Giftgewächs" ausmachen Kam nun das Ganze („Giftgewächs") den einigen Beeren zu, so muß demselben auch der Theil des Ganzen („tödtlich wirken") zukommen, weshalb wir statt des Ganzen den Theil setzen können. Der Sphäre nach steht aber Ganzes und Theil (ganzer und getheilter Inhalt) einander hier vollkommen gleich, denn Beides ist etwas Partienläres (s. §. 33.), und so haben wir bei dieser Vertauschung eigentlich nur einen allgemeinen Ausdruck statt eines andern allgemeinen Ausdruckes gesetzt.

***) „Mineral" ist ein Theil des Inhaltes im Begriffe „Metall." Es war nun dem ganzen Begriffe Metall, d. h. dem ganzen Inhalte desselben das „absorbiren" ꝛc. abzusprechen gewesen, folglich muß es auch von dem genannten Theile desselben verneint werden. Der Sphäre nach steht aber hier das Ganze und der Theil (des Inhaltes) einander gleich, da alle Metalle nur einige Mineralien sind (s. §. 33.), und wenn wir daher den Theil des Inhaltes gegen den ganzen Inhalt eintauschen, so ist im Grunde nur der Name gewechselt.

Einige Handwerker sind Tischler,
Alle Handwerker sind Menschen,

Einige Menschen sind Tischler.

Jetzt die Prämissen umgestellt:

Alle Handwerker sind Menschen,
Einige Handwerker sind Tischler,

Einige Menschen sind Tischler.

Wurde vorher der Inhalt des Subjektes „Handwerker" (im Grundurtheile) durch das Hilfsurtheil getheilt, so kommt hier der Umfang desselben Subjektes zur Theilung. Darum kann der Schlußsatz nicht verschieden ausfallen. Es könnte sich im zweiten Beispiele höchstens um die Frage handeln, wie vielen Menschen, ob einigen oder allen, das Tischlern im Schlußsatze zuzusprechen sei. Das läßt sich aber nur aus dem Verhältniß der Sphären der Begriffe bestimmen, wozu von der neuen Theorie weit bessere Anleitung gegeben wird, als von der alten. In dem Grundurtheile hat hier das Prädikat „Menschen" nur einen particulären Umfang (alle Handwerker sind nur einige Menschen), folglich können sich nur einige Menschen mit allen Handwerkern decken und darum können nicht alle Menschen für Handwerker substituirt werden. Dieselbe Bewandtniß hat es mit den Schlußsätzen in den Beispielen N. 3 und 4 auf S. 293. Wie sich die Sache gestaltet, wenn das Hilfsurtheil ein verneinendes ist, werden wir im folgenden Paragraphen sehen.

Uebrigens ist schon bemerkt worden, daß diese räumliche Umkehrung der Urtheile keineswegs nöthig ist, denn nicht der Platz entscheidet, welches Urtheil Grund-, welches Hilfsurtheil sein soll, sondern lediglich die Theilung, die man an dem einen auf Veranlassung des anderen vornehmen kann und vornimmt. Warum sollte dieser Akt unausführbar sein, wenn auch das Hilfsurtheil den ersten Platz hat? Im lebendigen Denken handelt sich's um gar keinen räumlichen Platz der Begriffe und Urtheile; nur die sprachliche Mittheilung und Darstellung muß die Urtheile mit ihren Gliedern hinter einander aufführen; es handelt sich dort vielmehr um ein Nebeneinandersein (Zugleichbewußtsein) der beiden logischen Verhältnisse, auf die Alles ankommt, d. i. um das Nebeneinander des Inhaltes und Umfanges der Begriffe, denn nur hierdurch kommt die Folgerung zu Stande. Wer eines dieser zum Schließen erforderlichen Verhältnisse aus dem Bewußtsein entschwinden läßt, gelangt zu keinem oder zu einem unrichtigen Schlußsatze. Es wird jedoch meistentheils zur Deutlichkeit des Schlusses, namentlich für Anfänger, beitragen, wenn man das Grundurtheil voranstellt.

Wo wird demnach die Theilung des Inhaltes unzulässig sein? In den Subjekten der beiden allgemeinen und in den Prädikaten der beiden verneinenden Urtheilsformen.

Fassen wir jetzt die Theilungen des Umfanges und des Inhaltes zusammen, so ergeben sich, da es nur vier Urtheilsgattungen giebt, von welchen jeder Bestandtheil theilbar, aber nur einmal theilbar ist, im Ganzen acht Theilungsverhältnisse. Auf diese lassen sich alle analytischen Schlüsse zurückführen; sie sind Dasjenige, was bei allen Schlüssen dieser Art eigentlich geschieht, so weit nämlich wirklich geschlossen, nicht bloß für Aeußerlichkeiten gesorgt wird. Wir haben also einen durchaus regelmäßigen Schematismus für diese Theilungsverhältnisse. Die Art, wie die Substitution nach Maßgabe der Theilung vor sich geht, liegt uns überall mit der vollkommensten Anschaulichkeit vor; wir sehen den Schluß werden seiner innersten Organisation nach. Ueberall handelt sich's bloß um eine Gleichsetzung, um die Frage: wie weit decken die in den Prämissen vorkommenden Ganze und Theile einander? und was dem Inhalte und Umfange nach als gleich betrachtet werden darf, das darf auch mit einander vertauscht werden. Die Logik steht hierin ganz der mathematischen Größenlehre parallel, so wenig auch logische Theile als mathematische Theile anzusehen sind. Wechselwinkel z. B. sind einander gleich, ich kann den einen mit dem andern vertauschen, eben so die drei Winkel eines Dreiecks mit zwei rechten, das Quadrat auf der Hypothenuse mit den Quadraten auf den beiden Katheten, u. s. f. Ferner kann ich statt 2 Ganzen $\frac{4}{4}$ oder $\frac{8}{4}$ oder $\frac{12}{6}$ ꝛc. setzen. Vergl. S. 254 ff. Ja die logischen Vertauschungen haben den Vortheil, daß sie nicht auf Incommensurables stoßen, welches bloße Annäherungen zu Gleichsetzungen zuläßt, wie es so oft in der Mathematik der Fall ist (man denke an die Vertauschung mancher Decimalbrüche mit gemeinen Brüchen ꝛc.). Alle sonstigen Modificationen der Schlüsse können demnach nicht das Schlußverhältniß, als solches, sondern nur Nebenwerk treffen.*)

*) Zu diesem Nebenwerk gehört es auch, wenn man die (kategorischen) Schlüsse in hypothetischer Form ausdrückt (vergl. oben S. 199 ff.). „Wenn Jemand gründlich unterrichtet wird, so gewinnt er an Klarheit des Denkens; wenn Jemand an Klarheit des Denkens gewinnt, so wird er zugleich geschickter, sich Andern klar zu machen; also wenn Jemand gründlich unterrichtet wird, so wird er geschickter, sich Andern klar zu machen.“ Hier ist nur der Sprachausdruck ein anderer, als bei den kategorischen Schlüssen; dem eigentlichen Denken nach ist der Schluß ein kategorischer. „Alle gründlich Unterrichteten gewinnen an Klarheit des Denkens; alle, die an Klarheit des Denkens gewinnen, werden geschickter, sich Andern klar zu machen; also ꝛc.“ Alles daher, was wir bisher von den kategorisch ausgedrückten Schlüssen gesagt haben, gilt eben so von den hypothetisch ausgedrückten. — Daß es übrigens auch sogenannte eigentliche hypothetische Schlüsse giebt, davon weiter unten (s. §. 41.).

Um auch diese Modificationen noch ins Licht zu setzen, bleibt uns jedoch bloß Zweierlei übrig: a) die Beschaffenheit der Hilfsurtheile, b) die Veränderungen, welche mit den Prämissen vorgenommen werden, ehe der Schlußsatz aus ihnen gezogen wird. Der folgende Paragraph soll sich über das Erstere verbreiten.

§. 37.

Beschaffenheit der Hilfsurtheile bei den analytischen Schlüssen.

Mit Fleiß haben wir bisher die sämmtlichen Hilfsurtheile (nur wenige ausgenommen) als allgemein bejahend gesetzt, weil wir so für unsere Ausführungen Gleichmäßigkeit gewannen und weil dieser Fall der einfachste nnd anschaulichste ist. Es fragt sich nun: können die Hilfsurtheile auch verneinend, können sie auch partikulär sein? und unter welchen Verhältnissen das Eine und das Andre?

Da springt nun sofort in die Augen: da die Substitution überall eine Vergleichung der Sphärenverhältnisse in den Prämissen voraussetzt, ohne welche sie gar nicht vollzogen werden könnte, so sind die verneinenden Urtheile, als solche, für die analytischen Schlüsse unbrauchbare Gehilfen. Denn was thut das verneinende Urtheil? Es zeigt an, daß das Prädikat dem Subjekte nicht zukomme, z. B.: „alle Metalle sind nicht durchsichtig,“ schließt also Subjekt und Prädikat von einander aus, und indem sonach kein Theil des Prädikatbegriffes angegeben, über seinen Umfang gar Nichts bestimmt wird, so ist auch Nichts da, was substituirt werden könnte, oder es müßte ohne Vergleichung, also willkürlich substituirt werden, was zu keinem giltigen, begründeten Schlußsatze führen kann. Dennoch lassen sich auch die verneinenden Urtheile zum Schließen anwenden, weil sie sich umändern lassen. Man kann nämlich jedes verneinende Urtheil als ein bejahendes mit negativ bestimmtem Prädikate be-

trachten, z. B.: Carl ist nicht-gesund = krank oder ungesund, unwohl (s. oben S. 99), und obgleich nicht in allen Fällen, wie in diesem Beispiele, die Affirmation sprachlich so bestimmt zu Tage gelegt werden kann, so ist sie doch dem Begriffe nach durch solche Umänderung herstellbar. Sage ich nun: alle Metalle sind nicht-durchsichtig, so habe ich sofort zweierlei Positives, das sich vergleichen läßt; die Sphäre „Metall" (das Subjekt) stellt sich mir dar als ein Theil der (unendlichen) Sphäre des Nicht-Durchsichtigen (des Prädikates), denn „alle Metalle gehören zu diesem (gleichsam zum Finstern), und zugleich liegt das Nichtdurchsichtige als Inhalt in allen Metallen. Hätte ich nun das Grundurtheil: „einige Urstoffe sind Metalle," so ließe sich dann jenes Urtheil als Hilfsurtheil anwenden, was zu folgendem Schlußsatze führen würde:

Einige Urstoffe sind Metalle;
Alle Metalle sind nicht-durchsichtig, folglich

sind einige Urstoffe nichtdurchsichtig.

Für Metalle läßt sich nämlich das Nichtdurchsichtige substituiren, weil, wenn es als Inhaltstheil in allen Metallen liegt, es auch in den einigen Urstoffen liegen muß, welche Metalle sind.

Diese Substitution eines negativ bestimmten Begriffes geschah im Prädikate des Grundurtheiles, und es fragt sich, ob sie nicht eben so gut auch im Subjekte desselben geschehen könne, wo wir dann freilich auch im Schlußsatze ein negativ ausgedrücktes Subjekt erhalten würden. Man sieht sogleich, daß dies nicht wohl zulässig ist. Denn wenn wir auf solche Weise Subjekte bekämen, wie: Nicht-Baum, Nicht-Mensch, Nicht-Stein ꝛc., was sollten wir uns dabei denken? Das Subjekt muß überall ein unverneintes, ein positives sein, denn man kann hier die Verneinung nicht wegschaffen, wie solches im Prädikate thunlich ist (auf welche Weise? werden wir sogleich sehen), und so lassen sich solche Substitutionen im Subjekte nur unter der Bedingung ausführen, daß der negativ bestimmte Begriff sich als ein affirmativer denken läßt. Man nehme folgendes Beispiel:

Einige Neigungen sind sittlich lobenswerth;
Alle Neigungen sind nicht angeboren,

Einiges Nicht-Angeborene ist sittlich lobenswerth.

Gegen diesen Schlußsatz ist Nichts einzuwenden, denn Nichtangeboren ist hier = „nach der Geburt durch Entwickelung entstanden," und in dieser Bedeutung muß darum auch das Prädikat des Hilfsurtheiles gefaßt werden. Wir hätten also schon im Hilfsurtheil ein bejahendes Prädikat, nur negativ bestimmt und bezeichnet, und eine absolute Verneinung ist nicht vorhanden.

Daß eine wirkliche Verneinung sich aus dem Subjekte nicht wegschaffen läßt, ist an sich klar; wo sollten wir sie hinbringen? Im Prädikate macht dies keine Schwierigkeit, denn sie läßt sich zur sogenannten Copula ziehn. Heißt der Schlußsatz: einige Urstoffe sind nichtdurchsichtig, so kann ich jetzt dafür setzen: sind nicht durchsichtig, woraus folgt, daß auch das Hilfsurtheil: alle Metalle sind nicht-durchsichtig — alsdann ebenfalls so gefaßt werden, folglich seinen verneinenden Charakter wieder erhalten und dann fortbehalten kann; nur zum Behuf der Vergleichung war es ja vorher als ein bejahendes zu betrachten. Daß also Substitutionen negativ bestimmter Begriffe nur beim Prädikate der Grundurtheile anwendbar sind, liegt am Tage.

Eben so unzweifelhaft aber leuchtet ein, daß ein verneinendes Hilfsurtheil nicht angewandt werden kann, wo auch das Grundurtheil ein verneinendes ist. Der Grund ist wieder die ausschließende Natur dieser Urtheile. Wissen wir von zwei Begriffen nur, daß ihre Sphären von der Sphäre eines dritten (dem Mittelbegriff) ausgeschlossen sind, so ist hierdurch nicht bestimmt, wie sie sich zu einander verhalten, ob sie einander ebenfalls ausschließen, oder ganz oder theilweis in einander enthalten sind. Ein Beispiel würde sein:

Einige Säugethiere sind nicht Landthiere;
Alle Landthiere leben nicht von bloßem Wasser;

woraus, wie Jedermann sieht, kein Schluß mit Sicherheit abzuleiten ist. Es muß also jedenfalls die eine Prämisse bejahend sein, und wo die verneinende als Hilfsurtheil angewandt wird, kann durch sie nur das **Prädikat** im allgemein-bejahenden oder im besonders-bejahenden Grundurtheile getheilt werden, weil die Theilung des Subjektes zu einem verneinten Subjekte im Schlußsatze führen würde. Auch kann hier nur der Inhalt des Prädikates zur Theilung kommen, da die Prädikate in diesen Ur-

theilsgattungen nur particulär bestimmt sind, und wir wissen aus S. 301: wo der Umfang getheilt werden soll, muß er durchaus ein allgemeiner sein.

Gehen wir nun zu der Frage über, ob das Hilfsurtheil auch particulär sein könne, so lautet die Antwort zunächst ganz ähnlich, wie vorher in Bezug auf die verneinenden Urtheile, nämlich so:

Wie zwei verneinende Urtheile zu keinem Schlusse führen, so geben auch zwei particuläre Prämissen keinen Schluß. Durch die letzteren ist mir nämlich bloß angezeigt, daß ein Begriff (der Mittelbegriff) mit zwei anderen theilweis zusammenfalle, aber welcher Theil dieses Begriffes dies sei, bleibt ungewiß. Es könnte ein und derselbe Theil sein, und dann würden jene beiden Begriffe ebenfalls irgendwie zusammenfallen, oder verschiedene Theile des Mittelbegriffes, in welchem Falle jene Begriffe sich gegenseitig ausschließen würden, oder endlich diese Theile des Mittelbegriffes könnten theils gleich, theils verschieden sein, so daß auch zwischen jenen Begriffen ein getheiltes Verhältniß Statt finden würde. Man nehme das Beispiel:

Einige Fische sind Raubfische;
Einige Raubfische leben in Flüssen.

Hier sind wir völlig rathlos, was wir folgern sollen, denn wir wissen nicht, ob das Gefolgerte mit jenen oder diesen Raubfischen, oder mit gar keinen zusammenfallen werde, oder mit jenen und diesen zum Theil.

Konnte durch ein verneinendes Urtheil nur das Prädikat des Grundurtheiles getheilt werden, so läßt sich dagegen, wenn das Hilfsurtheil ein particuläres ist, durch dieses nur das Subjekt des Grundurtheiles theilen. Warum nicht auch das Prädikat? Ist das Grundurtheil ein bejahendes, so soll, wie in jedem bejahenden Urtheile (s. S. 255) das Prädikat das Subjekt umfassen. Setze ich nun an die Stelle des Prädikats einen Begriff, mit welchem dasselbe nur theilweis zusammenfällt, so weiß ich nicht, ob das Subjekt des Urtheiles gerade noch von diesem zusammenfallenden Theile, oder nicht vielleicht von einem (ganz oder zum Theil) anderen umfaßt oder unter ihm enthalten ist, in welchem letzteren Falle ein (gänzlich oder theilweis) verneinendes Urtheil entstehen müßte, z. B.:

Alle Menschen bedürfen der Nahrung;
Einige Nahrung ist schwer verdaulich,

Alle Menschen bedürfen — — — —.

Was folgt hieraus? Bedürfen alle Menschen nun schwerverdaulicher Nahrung, oder kann ihre Nahrung nicht mit dem Schmackhaften, Weichen ꝛc. zusammenfallen? Mithin gestaltet sich hier kein Schluß. — Ist dagegen das Grundurtheil ein verneinendes, so ist das Prädikat vom Subjekte ausgeschlossen, folglich schon deshalb nicht theilbar. Sollte es aber nicht vorkommen können, daß ein Theil dessen, was das Prädikat besagt, dennoch im Subjekte enthalten wäre, so daß auch um dieser Unbestimmtheit willen die Prädikatstheilung als unzulässig erscheinen müßte? Man überlege folgendes Beispiel:

Alle Gifte taugen nicht zur Förderung und Erhaltung des Lebens (Grundurtheil);
Einiges, was das Leben nicht fördert und erhält, wird zur Heilung von Krankheiten angewendet (Hilfsurtheil).

Kann also, wie sich zeigt, das Prädikat des Grundurtheiles in keinem Falle durch ein particuläres Hilfsurtheil getheilt werden, so bleiben nur die Subjecte im allgemein-bejahenden und im allgemein-verneinenden Urtheile zu diesem Behuf übrig, und zwar nur die Theilung ihres Umfanges; denn wo der Inhalt getheilt werden soll, muß er durchaus, laut S. 304, ein particulärer sein, und hier ist er ein allgemeiner.

Was zur Ausführung des Schlusses erforderlich war, ist nun in dem bisher Dargestellten gänzlich erschöpft. Es sind aber noch einige Punkte übrig, die außerhalb der Ausführung des Schlusses liegen, wir meinen die Veränderungen, welche mit den Prämissen vorgenommen werden können, ehe der Schlußsatz aus ihnen gezogen wird. Dahin gehört die Subalternation, die Umkehrung und die Contraposition derselben. Was unter den beiden letzten Veränderungen zu verstehen sei, haben wir bereits oben in §. 33. S. 256 ff. gesehen. Die Subalternation (Unterordnung) besteht darin, daß aus dem allgemeinen Urtheile ein be-

sonderes oder einzelnes, jenem untergeordnetes, hervorgehoben wird, was nirgends unthunlich sein kann, wo man es nöthig und zweckmäßig findet. Denn sind z. B. alle Verbrecher strafbar, so müssen es auch einige und jeder einzelne sein, und sind alle Thiere nicht vernünftig, so muß dies auch von einigen, so wie von jedem einzelnen gelten. Wir sprechen von diesen drei Punkten darum nicht weiter, weil durch sie nichts Neues in das Geschäft des Schließens hineinkommt, indem sie bloß die Anzahl der früher (S. 295) erwähnten Schlußarten (modi) vermehren.*) Wer sich für dieses Nebenwerk, diese Aeußerlichkeiten interessirt, wird in Beneke's „System der Logik" hinlängliche Auskunft darüber finden, kann auch jedes sonstige ausführliche Werk über die Denklehre hierzu benutzen.

Da bei den Schlüssen Alles auf Gleichsetzungen hinauskommt (s. S. 308), so ist es kein Wunder, daß sie häufig, auch in ganz ununterrichteten Köpfen, von selbst entstehen, denn das Gleiche und Gleichartige zieht einander jederzeit an. Wir haben also in diesem Gesetz der gegenseitigen Anziehung wiederum den tiefsten Grund von der Entstehung der analytischen Schlüsse, die folglich immer ausbleiben müssen, wenn das Gleichartige in den Urtheilen fehlt, z. B.: einige Handwerker sind Schlosser und alle Rosinen sind getrocknete Weinbeeren, oder: einige Gelehrte sind keine Denker und alle Kaufleute treiben Handelsgeschäfte.

Ehe wir diesen Paragraphen verlassen, müssen wir indeß noch einige Bemerkungen nachtragen.

Wie früher angegeben, concurriren bei den Substitutionen meist nur universelle und particuläre Urtheile. Es wird darum nicht auffallen, daß unter den gegebenen Beispielen kein einziges vorkommt, dessen Hilfsurtheil ein singuläres oder einzelnes wäre. Gleichwohl findet man in allen Logiken dergleichen aufgestellt, z. B.: Alle Weise verdienen Achtung, Sokrates war ein Weiser, folglich verdient Sokrates Achtung. Oder: Alle Menschen sind sterblich, ich bin ein Mensch, also bin ich sterblich. — Stehen nun solche Beispiele mit den gegebenen parallel? Nach der aristotelisch-scholastischen Schlußtheorie allerdings. Denn diese nimmt

*) Durch die Umkehrung eines Urtheils erhalten wir zuweilen eine weniger künstliche Schlußfigur (s. S. 295). In dem Beispiele Nr. 3 auf S. 293 hieß der Untersatz: Alle Vögel sind Thiere; durch Umkehrung desselben entsteht das Urtheil: einige Thiere sind Vögel, womit der Schlußsatz eine einfachere Ableitung gewinnt. Und so oftmals auch mit Hilfe der Contraposition.

an, daß die Subjektvorstellung des einzelnen Urtheiles als eine Begriffssphäre zu betrachten sei, welche durch dieses eine Individuum ganz ausgefüllt werde, und sie steht darum die einzelnen Urtheile als allgemeine an. Allein ein Individuum ist eben etwas Einzelnes, nichts Allgemeines, der Sphäre nach, und warum sollte man sich fälschlich das Gegentheil einbilden? Auch ist dieser Schleichweg nicht nöthig. Sage ich: Alle Weise verdienen Achtung, also auch jeder einzelne, z. B. Sokrates, oder: Alle Menschen sind sterblich, mithin auch jeder einzelne z. B. ich — so tritt dasselbe Resultat hervor, ohne daß es hierzu der Form des analytischen Schlusses bedurft hätte. Mithin können solche Beispiele zu den Schlüssen im weiteren Sinne dieses Wortes gerechnet werden, wo wir, wie bei der Subalternation (S. 313) bloß aus Einem allgemeinen Urtheile ein anderes herleiten (vergl. S. 209 und 265), sei es nun ein particuläres oder ein singuläres. Der Grund zu solcher Ableitung liegt einfach in dem Satze: Was von der ganzen Sphäre eines Urtheilssubjektes gilt, das gilt auch von einigen Gliedern derselben, so wie von jedem einzelnen, und was von der ganzen Sphäre nicht gilt, das gilt auch von einigen Gliedern derselben, so wie jedem einzelnen nicht. Mit Recht werden darum solche Beispiele unmittelbare Schlüsse genannt, wogegen die Substitutionen mittelbare heißen.

Nach dem bisher Betrachteten hatten es diese letzteren, wo sie den Umfang eines Begriffes theilten, niemals mit der Hervorhebung und Substituirung eines Individuums zu thun, sondern stets mit der Vertauschung einer durch Theilung hervorgehobenen beschränkten Sphäre. Sollte denn aber die Theilung nicht eine Theilung bleiben, wenn man auch nur den kleinsten Theil, ein Individuum, aus der allgemeinen Sphäre herausnimmt? Man wird dies schwerlich in Abrede stellen können. Demnach bleibt alles in der Ordnung, wenn man schließt: Alle Weise verdienen Achtung, Sokrates war ein Weiser, also ꝛc. Noch bestimmter jedoch erweisen sich solche Beispiele als eigentliche Schlüsse, wenn man das singuläre Urtheil voranstellt und als Grundurtheil behandelt, z. B.: Ich bin ein Mensch, alle Menschen sind sterblich, mithin bin auch ich sterblich, denn hierdurch kommt der Inhalt des Prädikates im Obersatze zur Theilung. Es bleibt sonach das Resultat in allen Fällen das nämliche, man mag für dergleichen Beispiele die Form der mittelbaren oder der unmittelbaren Schlüsse anwenden, und somit erhellet, daß beide Formen zulässig sind. Kaum bedarf es wohl der Bemerkung, daß, wenn die eine Prämisse ein singuläres Urtheil ist, die andere kein bloß particuläres sein dürfe, denn dann fehlt dem Schlusse die Sicherheit. Ein Beispiel wäre: Einige Musiker blasen Fagott; dieser Mann ist ein Musiker, ergo — *).

*) Beispiele von unmittelbaren Schlüssen bieten die oben S. 258—262 betrachteten Veränderungen und Gegensätze der Urtheile dar, also die Umkehrungen, die Contrapositionen, und die Urtheile, welche dem Inhalte nach gleiche Subjekte

Die mittelbaren oder eigentlichen Schlüsse zerfallen wieder in zwei Klassen, nämlich in solche, für welche nur zwei Prämissen gegeben sind, und in solche, die aus mehr als zwei Prämissen bestehen. Jene heißen einfache, diese zusammengesetzte Schlüsse. Auf die letzteren kommen wir weiter unten (§. 44) zu sprechen.

Daß man diesen eigentlichen Schlüssen zeither eine so große Aufmerksamkeit zugewandt, dagegen die übrigen (die Erklärungen, Eintheilungen, Generalisirungen, die Subalternationen ꝛc.) ziemlich stiefmütterlich behandelt hat, kommt augenscheinlich daher, daß die letzteren sich als bloße Zusammenfassungen der ihnen zum Grunde liegenden einzelnen Urtheile darstellen, also neue Urtheile nicht geben, während jene wie fruchtbare Mütter aussehen, die stets neue Urtheile, neue Gedanken gebären. Ist dem nun so? Leider nicht, der Gewinn ist nur Schein. Durch alle mittelst Substitution ausgeführte Schlüsse kann unser Denken in keiner Art erweitert oder bereichert werden. Denn der Theil muß doch immer im Ganzen enthalten sein; setze ich nun, wie solches bei der Substitution in allen Fällen geschieht, an die Stelle des Ganzen den bloßen Theil, so gewinne ich Nichts an Vorstellungsmaterial, sondern verliere eher. Allgemein ist anerkannt, daß der Schlußsatz in den beiden Prämissen zusammengenommen enthalten sein müsse; wie weit er nicht in denselben läge, würde ihm ja die Begründung fehlen. Allein es ergiebt sich aus den mitgetheilten Erörterungen außerdem, daß der Schlußsatz schon in jeder einzelnen Prämisse, für sich genommen, enthalten sei, sobald wir nur jede in ihrem wahren Umfange, also vollständig und lebendig denken. Man nehme den Schluß: „Alle Körper sind schwer, alle Luftarten sind Körper, folglich sind alle Luftarten schwer." Um

und Prädikate bei verschiedener Qualität der letzteren besitzen. Außerdem gehören hierher noch die Subalternationen.

Daß die bisherigen Lehrbücher der Logik bei der Subalternation immer nur ein particuläres, niemals ein singuläres Urtheil aus dem generellen hervorheben, kommt daher, daß sie, der aristotelisch-scholastischen Theorie folgend, die singulären Urtheile den generellen gleichsetzen, was aber sehr mit Unrecht geschieht. Eins ist nicht gleich Hundert oder Tausend, und das singuläre Urtheil läßt sich mit gleichem Fug aus dem allgemeinen hervorheben, wie das particuläre. Wer freilich, wie die aristotelisch-scholastische Theorie thut, Anschauung und Begriff

zu dem allgemeinen Grundurtheile: „alle Körper sind schwer," zu gelangen, giebt es keinen andern Weg, als daß ich alle Körper, also auch die Luftarten, in Hinsicht der Schwere vergleiche. Habe ich also dieses Urtheil in allen seinen Bestandtheilen lebendig ausgebildet, so habe ich den Schlußsatz schon mit, nur in Gemeinschaft mit Anderem und durch dieses gleichsam eingehüllt. Eben so verhält es sich mit der zweiten Prämisse. Denke ich die Luftarten wahrhaft lebendig als Körper, so muß ich sie zugleich als schwer denken, denn die Schwere ist ein Merkmal aller Körper, und so habe ich auch hier den Schlußsatz wieder mit eingehüllt, weshalb ich eben auch diese Prämisse zum Grundurtheile machen kann. Anders scheint es bei den Schlüssen mit negativen Hilfsurtheilen zu sein. Diese führen uns allerdings im Schlußsatze über den Vorstellungsinhalt des Grundurtheiles hinaus; allein wir gewinnen durch sie doch nichts Positives, keine eigentliche Erkenntniß, nur eine Ausschließung; und die unbestimmte Begrenzung, die wir gewinnen, nöthigt uns, das Erkennen auf anderem Wege zu erwerben. Wenn ich z. B. aus den Prämissen: Alle Affecte entstehen plötzlich, keine Leidenschaft entsteht plötzlich — den Schlußsatz gewonnen habe: keine Leidenschaft ist ein Affect: was weiß ich hierdurch von der Natur der Leidenschaften und Affecte? Unstreitig weiter Nichts, als daß sie in dem Einen Punkte (des Plötzlich-entstehens) nicht gleich sind. Sonst aber können sie immerhin, wie die Psychologie nachweist (s. Beneke's Lehrbuch der Psychologie, 2. Aufl. §. 187 f.), aus gleichen oder doch sehr ähnlichen Elementen bestehen; die Leidenschaft kann den Affect erzeugen, dieser jene zerstören; kurz, wir wissen davon nach geschehenem Schlusse herzlich wenig, oder genauer zu reden: gerade so viel von Jedem, als wir vorher wußten, daß nämlich der eine plötzlich entsteht und die andere nicht.

Es bleibt also dabei: wir mögen einen Theil des Grund- oder des Hilfsurtheiles in den Schlußsatz substituirend stellen, in beiden Fällen werden wir an Vorstellungsmaterial durch den Schluß ärmer. Was wir gewinnen, ist nur Sonderung und Klar-

gar nicht oder nur selten unterscheidet, meint das Einzelne und Allgemeine leicht in Einen Kessel werfen zu können.

heit, und wenn diese Wahrheit auffällig und mit den bisherigen Ansichten vom Wesen der analytischen Schlüsse in völligem Widerspruch erscheint, so bedenke man, daß wir in allen bisherigen Formen des Denkens Dasselbe gefunden haben. Die Natur des Denkens bringt es nicht anders mit sich. Schon die ersten Denkakte, die Begriffe, enthalten weniger Vorstellungsinhalt, als die ihnen zum Grunde liegenden Anschauungen oder bezüglich die niederen Begriffe (s. die §§. 6. bis 10.); eben so zerlegen die einfachen bejahenden Urtheile das Subjekt bloß; der Prädikatbegriff fügt demselben keinen neuen Inhalt hinzu, denn wie weit er dies thäte, würde das Urtheil falsch sein, und noch weniger kann Neues in den verneinenden und den unvollkommenen Urtheilen zum Subjekte hinzukommen (s. die §§. 17. bis 20.). Bei den Erklärungen, Eintheilungen und Generalisirungen handelte sichs nicht minder um bloße Sonderungen des Gegebenen, das in seiner Zusammengesetztheit bereits Alles enthält, was wir durch jene Akte einzeln hervorheben; wer darüber hinausgeht, gewinnt mit dem **Plus** immer nur einen Irrthum. Dennoch ist der Nutzen, den alle diese Denkakte gewähren, ein höchst bedeutender. Nicht nur, daß wir durch sie zur Sonderung des Verwickelten, zur Aufklärung des verhältnißmäßig Unklaren gelangen, wir beherrschen nun auch das Vorzustellende ganz anders. Die fertigen Begriffe, Urtheile ꝛc. brauchen nicht zum zweitenmale gebildet zu werden, wir legen sie als Fertiges in die neuen Vorstellungen, so weit sie dazu passen, hinein, und so können wir die freie disponible Kraft, die wir noch haben, ungeschmälert auf das jetzt Zuerwerbende richten. Somit ist uns durch die Vermittelung des Denkens ein unendlicher Fortschritt des **Vorstellens** eröffnet; die Erweiterung desselben, die mehr innere Vervollständigung und Verstärkung, die Ausführung zu größerer Feinheit sind in stetem Zunehmen begriffen. Wer wollte dem Denken nicht Dank dafür wissen?

Zu meinen aber, wir könnten durch das bloße Denken über das von der Erfahrung Gegebene (über das Objektive) hinaus-, ja wohl gar ohne alle Erfahrung immer weiter geführt werden, wäre gerade so, als wenn Jemand glaubte, er könne durch die Verdauung der Nahrungsmittel mehr Kraft erhalten,

als ursprünglich in ihnen liegt, und Essen und Trinken könne er am Ende wohl gar einstellen. Hauptsächlich den analytischen Schlüssen hat man eine solche Wundermacht zugetraut. Diese Täuschung ist indeß nicht schwer zu erklären. Die meisten Begriffe, Urtheile und Schlüsse werden uns durch Andere mitgetheilt, wir bilden sie, indem wir z. B. dem Vortrage einer Wissenschaft zuhören, in uns nach, und da wir uns hierdurch wirklich bereichert finden, so wird es uns vorkommen können, als wäre Alles nur durch unser (Nach)-Denken entstanden. Aber wer kann Begriffe in sich nachbilden, zu denen er die Elemente nicht vorher aus der Wahrnehmung erworben hat? S. §. 13. Wer kann dies in Betreff der Urtheile und Schlüsse prästiren? Nur so weit, als man den Vortragenden versteht, kann man ihm folgen, durch ihn gewinnen, und das heißt doch: er kann Nichts weiter thun, als das in uns schon vorhandene Material neu combiniren, dadurch umgestalten und aufklären, und wo haben wir dieses Material her? Aus bloßem analytischen Denken? Man rechne zurück! Sage ich Jemandem, daß die Säugethiere und Vögel rothes warmes Blut haben, die Fische dagegen kaltes, so wird er, wenn ihm dies neu ist, glauben können, ich hätte ihm mit diesen Denkakten Alles neu gegeben, was sie enthalten; denn wie viele überlegen wohl, was sie bereits fertig in sich tragen, und wie sie es erwarben? Sage ich ihm ferner: Alle Körper sind schwer, Sauerstoffgas ist ein Körper — so wird er schließen können: auch das Sauerstoffgas ist schwer. Thut er dies, so erwirbt er vielleicht Etwas, was ihm neu ist. Die Meisten werden indeß erst fragen: was ist denn Sauerstoffgas? Eine Luftart, ist meine Antwort. Aber ich überzeuge mich nur zu bald, daß ich damit in den Wind geredet habe, und ich muß ihnen das Neue aus der ersten Hand, aus der Wahrnehmung, also objektiv geben, sonst spanne ich ihr Denken völlig erfolglos an. Vergl. S. 222 ff.

Daß wir, wenn sich unser Vorstellen bereichert, so gern glauben, es sei dies durch Urtheile und Schlüsse als aus einer Urquelle geschehen, hat überdies noch folgenden natürlichen und einfachen Grund. Im ausgebildeten Geiste findet jede neue Wahrnehmung schon entsprechende Begriffe vor. Indem diese hinzugeweckt werden, wird sie sofort in die Urtheilsform gebracht, und obgleich hierdurch

nur ihre bestimmte, vollständige Herstellung, also nur ein Subjekt für's künftige Urtheilen gewonnen wird, so kann es doch dem oberflächlichen Blicke leicht vorkommen, als sei sie von Grund aus durch das Urtheilen erworben worden. Was also bloß eine Beschleunigung, eine Förderung in der Bildung der Urtheilssubjekte ist, hält man gern für ein Beurtheilen schon fertiger Subjekte, eine Verwechselung, die dem nicht begegnen wird, der da weiß, daß wir zum Urtheilen nicht eher berechtiget sind, als bis wir das jedesmalige Subjekt vollständig in unsern Besitz gebracht haben. Vergl. S. 113. Mit den Schlüssen verhält es sich eben so. Es giebt Urtheilssubjekte, die erst durch eine Reihe von Schlüssen die Ausbildung erlangen können, welche uns in den Stand setzt, diese oder jene Prädikate mit aller Sicherheit von ihnen auszusagen.*)

§. 38.

Conjunctive und divisive Schlüsse.

(Disjunctive Schlüsse.)

Wo in den bisher erläuterten Schlußarten allgemein-bejahend gefolgert wurde, konnte es nur vom Subjekte auf das Prädikat hin geschehen, warum? weil in allen einfachen Urtheilen (und blos mit solchen hatten es die bisherigen Schlüsse zu thun) sich der Weg nur vom Subjekte zum Prädikate hin erweitert, umgekehrt also verengert. Ohne Bild: der Begriff des Prädikates ist hier allemal der übergeordnete, die Sphäre des Prädikates also die weitere, die mit der des Subjektes (in den bejahenden Urtheilen) nur einem Theile nach zusammenfällt (s. S. 256 f.). Wenigstens ist aus den logischen Verhältnissen des Urtheiles ein Mehreres nicht zu erkennen, und hätte ich z. B. das Urtheil: alle gleichseitige Dreiecke sind gleichwinklige, so weiß ich durch dieses Urtheil nicht, daß auch alle gleichwinklige gleichseitige sind, folglich die Sphären einander decken.

Hieraus erhellet: ich kann das Prädikat haben, ohne damit ein bestimmtes Subjekt zu besitzen, während mir umgekehrt mit dem

*) Daß es Schlüsse giebt, durch welche unsre Erkenntniß wirklich erweitert wird, soll im folgenden Kapitel in's Licht gesetzt werden. Nur von den analytischen gilt: sie geben Licht, aber keine neue Vorstellungen, keinen Zuwachs an Kenntnissen, obgleich sie mittelbar den durch Auffassung des Wirklichen geschehenden Erwerb neuer Vorstellungen unterstützen und beschleunigen.

Subjekte allemal ein bestimmtes Prädikat gegeben ist, sei es dieses oder jenes. Man nehme das Subjekt: Eisen; in diesem liegt sicher das Prädikat: hart; habe ich aber Hartes als Prädikat, so brauche ich damit keineswegs gerade Eisen zu haben, denn auch andere Dinge sind hart. Eben so bei bereits fertigen Urtheilen. „Silber ist Metall." Damit weiß ich, daß ich, wenn ich Silber habe, auch Metall habe, wogegen ich, wenn ich Metall habe, nicht immer gerade Silber zu haben brauche. Man kann also allgemein-bejahend wohl vom Subjekte auf das Prädikat, aber nicht umgekehrt, schließen. — Es fragt sich nun: giebt es gar keine allgemein-bejahenden Schlüsse vom Prädikate auf das Subjekt? Unstreitig sind diese nur zulässig, wo der angeführte Grund wegfällt, also die Sphären einander gleich sind. Denn nur dann ist sicher, daß Alles, was zur Sphäre des Prädikates gehört, auch zu der des Subjektes gehören wird. Wie gelangt man nun zu Urtheilen von dieser Beschaffenheit? Nur durch Zusammenziehung mehrerer Urtheile zu Einem. Der Natur der Sache nach bieten sich hierbei zwei Wege dar.

1) Die Sphäre des Prädikates kann so verengt werden, daß sie der des Subjektes gleich wird. So bei dem Urtheile: der Mensch ist ein sinnlich vernünftiges Wesen. In den einzelnen Urtheilen, aus welchen dasselbe zusammengezogen ist, waren die Sphären der Prädikate weiter, durch ihre Vereinigung aber beschränken sie einander, wie wir schon oben (S. 65 und 205) an anderen Beispielen gesehen haben.

2) Die Sphäre des Subjektes kann so erweitert werden, daß sie der des Prädikates gleich wird. So bei dem Urtheile: die Thiere sind theils Säugethiere, theils Vögel, theils Fische, theils Amphibien, theils Insecten, theils Würmer. Da dieses zusammengezogene Urtheil aus einer Umkehrung entstanden ist (s. S. 228 f.), so stehen die Subjekte der einzelnen Urtheile, aus denen es hervorgegangen, hier im Prädikate, und es muß darum dieses Gesammtprädikat als das erweiterte Subjekt gelten, mit dem wir es hier zu thun haben (warum? wird sich bald zeigen). Nun waren die Sphären der ursprünglichen Subjekte (Säugethiere, Vögel ꝛc.) engere; durch die Aneinanderreihung dieser Sphären ist aber eine solche Erweiterung der Gesammtsphäre des Subjektes entstanden, daß die Sphäre des Prädikates (Thier) nicht mehr darüber hinaussteht.

nur ihre bestimmte, vollständige Herstellung, also nur ein Subjekt für's künftige Urtheilen gewonnen wird, so kann es doch dem oberflächlichen Blicke leicht vorkommen, als sei sie von Grund aus durch das Urtheilen erworben worden. Was also bloß eine Beschleunigung, eine Förderung in der Bildung der Urtheilssubjekte ist, hält man gern für ein Beurtheilen schon fertiger Subjekte, eine Verwechselung, die dem nicht begegnen wird, der da weiß, daß wir zum Urtheilen nicht eher berechtiget sind, als bis wir das jedesmalige Subjekt vollständig in unsern Besitz gebracht haben. Vergl. S. 113. Mit den Schlüssen verhält es sich eben so. Es giebt Urtheilssubjekte, die erst durch eine Reihe von Schlüssen die Ausbildung erlangen können, welche uns in den Stand setzt, diese oder jene Prädikate mit aller Sicherheit von ihnen auszusagen.*)

§. 38.

Conjunctive und divisive Schlüsse.

(Disjunctive Schlüsse.)

Wo in den bisher erläuterten Schlußarten allgemein-bejahend gefolgert wurde, konnte es nur vom Subjekte auf das Prädikat hin geschehen, warum? weil in allen einfachen Urtheilen (und blos mit solchen hatten es die bisherigen Schlüsse zu thun) sich der Weg nur vom Subjekte zum Prädikate hin erweitert, umgekehrt also verengert. Ohne Bild: der Begriff des Prädikates ist hier allemal der übergeordnete, die Sphäre des Prädikates also die weitere, die mit der des Subjektes (in den bejahenden Urtheilen) nur einem Theile nach zusammenfällt (s. S. 256 f.). Wenigstens ist aus den logischen Verhältnissen des Urtheiles ein Mehreres nicht zu erkennen, und hätte ich z. B. das Urtheil: alle gleichseitige Dreiecke sind gleichwinklige, so weiß ich durch dieses Urtheil nicht, daß auch alle gleichwinklige gleichseitige sind, folglich die Sphären einander decken.

Hieraus erhellet: ich kann das Prädikat haben, ohne damit ein bestimmtes Subjekt zu besitzen, während mir umgekehrt mit dem

*) Daß es Schlüsse giebt, durch welche unsre Erkenntniß wirklich erweitert wird, soll im folgenden Kapitel in's Licht gesetzt werden. Nur von den analytischen gilt: sie geben Licht, aber keine neue Vorstellungen, keinen Zuwachs an Kenntnissen, obgleich sie mittelbar den durch Auffassung des Wirklichen geschehenden Erwerb neuer Vorstellungen unterstützen und beschleunigen.

Subjekte allemal ein bestimmtes Prädikat gegeben ist, sei es dieses oder jenes. Man nehme das Subjekt: Eisen; in diesem liegt sicher das Prädikat: hart; habe ich aber Hartes als Prädikat, so brauche ich damit keineswegs gerade Eisen zu haben, denn auch andere Dinge sind hart. Eben so bei bereits fertigen Urtheilen. „Silber ist Metall." Damit weiß ich, daß ich, wenn ich Silber habe, auch Metall habe, wogegen ich, wenn ich Metall habe, nicht immer gerade Silber zu haben brauche. Man kann also allgemein-bejahend wohl vom Subjekte auf das Prädikat, aber nicht umgekehrt, schließen. — Es fragt sich nun: giebt es gar keine allgemein-bejahenden Schlüsse vom Prädikate auf das Subjekt? Unstreitig sind diese nur zulässig, wo der angeführte Grund wegfällt, also die Sphären einander gleich sind. Denn nur dann ist sicher, daß Alles, was zur Sphäre des Prädikates gehört, auch zu der des Subjektes gehören wird. Wie gelangt man nun zu Urtheilen von dieser Beschaffenheit? Nur durch Zusammenziehung mehrerer Urtheile zu Einem. Der Natur der Sache nach bieten sich hierbei zwei Wege dar.

1) Die Sphäre des Prädikates kann so verengt werden, daß sie der des Subjektes gleich wird. So bei dem Urtheile: der Mensch ist ein sinnlich vernünftiges Wesen. In den einzelnen Urtheilen, aus welchen dasselbe zusammengezogen ist, waren die Sphären der Prädikate weiter, durch ihre Vereinigung aber beschränken sie einander, wie wir schon oben (S. 65 und 205) an anderen Beispielen gesehen haben.

2) Die Sphäre des Subjektes kann so erweitert werden, daß sie der des Prädikates gleich wird. So bei dem Urtheile: die Thiere sind theils Säugethiere, theils Vögel, theils Fische, theils Amphibien, theils Insecten, theils Würmer. Da dieses zusammengezogene Urtheil aus einer Umkehrung entstanden ist (s. S. 228 f.), so stehen die Subjekte der einzelnen Urtheile, aus denen es hervorgegangen, hier im Prädikate, und es muß darum dieses Gesammtprädikat als das erweiterte Subjekt gelten, mit dem wir es hier zu thun haben (warum? wird sich bald zeigen). Nun waren die Sphären der ursprünglichen Subjekte (Säugethiere, Vögel ꝛc.) engere; durch die Aneinanderreihung dieser Sphären ist aber eine solche Erweiterung der Gesammtsphäre des Subjektes entstanden, daß die Sphäre des Prädikates (Thier) nicht mehr darüber hinaussteht.

Demnach handelt sich's hier, wie man sieht, um Erklärungen und Eintheilungen, und die Schlüsse, welche durch dieselben bedingt sind, werden darum conjunctive und divisive Schlüsse zu nennen sein *).

Conjunctive Schlüsse.

Fragen wir zunächst nach der allgemeinen Formel für dieselben, so lautet sie: „Das, wovon alle Merkmale eines Begriffes gelten, gehört in die Sphäre dieses Begriffes, das, wovon eines ohne mehrere Merkmale nicht gelten, gehört nicht in diese Sphäre". Ich finde z. B. an einer Figur, daß sie vier gerade, einander gleiche Seiten und schiefe Winkel, also alle die Merkmale hat, die zusammen den Begriff Rhombus ausmachen, und so schließe ich: sie gehört in die Sphäre dieses Begriffes, d. h. sie ist ein Rhombus. Das war also eine Folgerung, die vom Prädikate allgemein-bejahend auf das Subjekt hin gezogen wurde. So schließt der Botaniker, wenn er eine Pflanze findet, aus den daran beobachteten Merkmalen, daß sie dieser Klasse, dieser Ordnung, dieser Gattung, dieser Art ꝛc. angehöre; so der Mineralog hinsichtlich der Mineralien, der Arzt hinsichtlich der Krankheiten, der Kriminalrichter in Hinsicht der Verbrechen, der Moralphilosoph in Hinsicht der Pflichten ꝛc. Ueberall führen die Merkmale der Gegenstände auf ihre Einordnung in gewisse Klassen oder Rubriken.

Dieser Schluß läßt demnach eine sehr häufige Anwendung zu. Aber was gewinnen wir durch denselben? Zunächst unstreitig nur einen Namen, während wir in Hinsicht des Vorstellens oder Denkens im Grunde verlieren. Die Erklärung, welche dem

*) Allgemein bejahende Schlüsse vom Prädikate auf das Subjekt können außerdem eintreten, wo Sprachverbindungen vorliegen, welche auf die Form: „alle S sind alle P" („die gleichseitigen Dreiecke sind immer gleichwinklig" = „alle gleichseitige Dreiecke sind alle gleichwinklige") zurückkommen. Das Urtheil: „alle Begriffe, und nur Begriffe werden (die Begriffe werden immer) durch Abstraction gebildet", ist eine solche Verbindung, eben so: „nur wenn ein Thier lebendige Junge gebiert, dann aber immer, säugt es dieselben". Schluß: jede Abstraction erzeugt einen Begriff; jedes Säugethier gebiert lebendige Junge. — Unter „Abstraction" ist hier natürlich das gemeint, was in §. 5. seine Erklärung gefunden hat.

Schlusse zum Grunde liegt, ist ja ein vollkommneres Denken, als das Erklärte; als solches wurde sie gesucht; indem wir sie also beim Schließen wieder aufgeben, und auf das Erklärte zurückgehen, lassen wir einen frühern Gewinn wieder fallen.

Mittelbar freilich erlangen wir hierdurch allerdings einen Vortheil. Wir werden in den Stand gesetzt, das, was wir vermöge dieses Schlusses bestimmt haben, in die systematischen Verhältnisse der bereits feststehenden Wissenschaft einzuordnen. Es sei uns z. B. eine Pflanze gebracht, aus der Erde herausgerissen, ohne Blüthe, ohne Frucht ꝛc. Indem wir sie nun an jenen Namen knüpfen, wird uns hiermit zugleich angegeben, wie sie blüht, welche Frucht sie trägt, wie sie sich fortpflanzt, welcher Boden, welches Maß von Nahrung ihr angemessen ist. Durch den erschlossenen Namen einer Krankheit ergiebt sich dem Arzte zugleich, welche Heilmittel für sie anzuwenden sind; dem Kriminalrichter bestimmt der Name des Verbrechens, welche Strafe darauf steht, u. s. f. Aber man sieht leicht: wie schätzbar auch meistentheils dies Alles sein möge, so ist es doch nur in traditioneller und todter, nicht in selbstthätiger und lebendiger Erkenntniß erworben, die Fälle abgerechnet, wo diese Erwerbung auf die analytischen Schlüsse zurückkommt. In der lebendigen Erkenntniß kommen wir also auch durch die conjunctiven Schlüsse nicht weiter; nur Klarheit und Sonderung gewinnen wir durch sie, wie durch die analytischen.

Divisive Schlüsse.

Es sei mir die Eintheilung gegeben: die Mineralien sind theils Metalle, theils Inflammabilien, theils Erd- und Steinarten, theils Salze. Ein Naturproduct, das mir gebracht wird, erkenne ich vermöge der vorigen Schlußgattung als Mineral; ich überzeuge mich außerdem, daß es nicht Metall, nicht Erd- und Steinart, nicht Salz ist; und so bleibt mir nur übrig zu schließen, daß es zu den Inflammabilien gehören müsse. Welches Verfahren liegt nun diesem Schlusse zum Grunde? — Davon, daß dieses Naturproduct Mineral ist, habe ich geschlossen, daß es zu einer der vier bezeichneten Klassen gehöre. Nun war die Eintheilung zusammengezogen aus einzelnen Urtheilen, in welchen sich der nämliche Begriff Mineral in den

Prädikaten befand, die Klassen dagegen in den Subjekten *); also habe ich von dem, was in den Prädikaten stand, allgemein-bejahend auf ihre Subjekte geschlossen. Daß ich dann, nach Verneinung der drei Klassen, an der vierten festhalte, ist eigentlich gar kein Schluß: sie bleibt mir übrig, und damit gut. Wir haben also auch bei dieser Schlußgattung, ganz so wie bei der vorigen, einen allgemein-bejahenden Schluß vom Prädikate auf das Subjekt, welcher durch das Gleichsein beider Sphären ermöglicht wird **).

Daß wir übrigens auch hierdurch zunächst keinen Fortschritt im lebendigen Denken gewinnen, springt wohl in die Augen. Nur eine allgemeine Bestimmung erwerben wir, und auch diese nur dadurch, daß wir uns auf ein schon fertiges Denken stützen, sei es nun ein früher selbstthätig erworbenes, oder ein fremdes. Das Wesen dieser Schlußgattung ist also ganz dasselbe, wie das der vorigen.

Disjunctive Schlüsse.

Eine Unterart der divisiven Schlüsse bilden die disjunctiven. Diese reihen sich an die disjunctiven Urtheile an, bei welchen bekanntlich der gewöhnliche Sprachausdruck „entweder, oder" lautet. Man nehme die Beispiele: „heute kommt ein Gewitter entweder zu uns herauf, oder es wittert anderwärts"; „diese Vorstellung ist entweder eine Anschauung, oder ein Begriff, oder eine Idee". Ich schließe nun, da kein Gewitter zu uns heraufgekommen ist, daß es anderswo gewittert hat, und weil diese Vorstellung keine Anschauung und keine Idee ist, daß sie ein Begriff sein muß.

*) An diese einzelnen Urtheile müssen wir uns, wenn der Schluß begründet sein soll, halten, und darin liegt der Grund, warum die vorangegangene Umkehrung, die ja ohnehin die Natur der Urtheile nicht ändert, sondern bloß ihre Zusammenziehung vermittelt, hier ohne Einfluß bleibt. S. die Anmerk. auf S. 229.

**) Was die sogenannte positive Form dieses Schlusses betrifft („wenn Etwas in der Sphäre eines Begriffes liegt und in einem Theilungsgliede desselben, so kann es nicht in den andern Theilungsgliedern liegen"), so ergiebt sich aus dem Obigen, daß sie gar nicht mit den hier erörterten Formen in gleicher Reihe liegt, denn das bezeichnete Schlußverhältniß mangelt bei derselben. Auch ist sie in der That völlig nichtsbedeutend.

Bereits in §. 29. S. 203 f. haben wir nun gefunden, daß man sich eines Fehlers schuldig gemacht, wenn man, bei der Eintheilung der Urtheile nach der Relation, die disjunctiven mit den kategorischen und hypothetischen in Eine Linie gestellt hat. Die letzteren können beiderseits ursprüngliche und einfache Urtheile sein, die disjunctiven sind dagegen in jedem Falle sehr abgeleitete und zusammengesetzte Denkakte. Jene fehlerhafte Parallelisirung war nur eine Folge davon, daß man die logischen Erscheinungen äußerlich faßte, beim Fertigen sofort stehen blieb, und nicht nach der Genesis desselben fragte. Fassen wir aber die logischen Formen nach ihrer lebendigen genetischen Entwickelung auf, so daß wir uns fragen: wie kommen wir zur Erkenntniß, zur Ueberzeugung von dem Vorliegenden? dann zeigt sich: ein disjunctives Urtheil ist nur auf der Grundlage einer allgemeinen divisiven Regel möglich, welche auf den vorliegenden einzelnen Fall angewandt, d. h. der dieser Fall untergeordnet wird. Ich muß zuerst wissen, daß bei einer gewissen Höhe der Temperatur, einer gewissen Spannung der Luft, gewissen Wolkengestalten ꝛc. stets hier oder dort ein Gewitter sich entwickelt, muß alle Fälle dieser Art verglichen haben, um gewiß zu sein, daß solche Erscheinungen mit der Bildung eines Gewitters theils an dem Orte, wo sie bisher beobachtet worden sind, theils auch an anderen Orten im Zusammenhange stehen, und dann muß ich die heutige Temperatur, die heutige Spannung der Luft ꝛc. genau genug beobachtet haben, um sie jener divisiven Regel unterordnen zu können. Erst durch die Combination von diesem Beiden entsteht mir die Gewißheit für das, was ich in dem bezeichneten disjunctiven Urtheile behaupte. Nicht anders verhält sich's in dem zweiten angeführten Beispiele. Ich muß zunächst wissen, daß alle Vorstellungen theils Anschauungen, theils Begriffe, theils Ideen sind, muß diese Regel sodann auf den vorliegenden Fall anwenden, und nun erst ergiebt sich mir Sicherheit für das, was ich disjunctiv behaupte („diese Vorstellung ist entweder" ꝛc.). Wir haben also bei den disjunctiven Urtheilen wenigstens eine zweifache Zusammengesetztheit. Vergl. S. 203 f.

Daß nun der Schluß, der sich an dieselben anreiht, ganz auf

Prädikaten befand, die Klassen dagegen in den Subjekten *); also habe ich von dem, was in den Prädikaten stand, allgemein-bejahend auf ihre Subjekte geschlossen. Daß ich dann, nach Verneinung der drei Klassen, an der vierten festhalte, ist eigentlich gar kein Schluß: sie bleibt mir übrig, und damit gut. Wir haben also auch bei dieser Schlußgattung, ganz so wie bei der vorigen, einen allgemein-bejahenden Schluß vom Prädikate auf das Subjekt, welcher durch das Gleichsein beider Sphären ermöglicht wird **).

Daß wir übrigens auch hierdurch zunächst keinen Fortschritt im lebendigen Denken gewinnen, springt wohl in die Augen. Nur eine allgemeine Bestimmung erwerben wir, und auch diese nur dadurch, daß wir uns auf ein schon fertiges Denken stützen, sei es nun ein früher selbstthätig erworbenes, oder ein fremdes. Das Wesen dieser Schlußgattung ist also ganz dasselbe, wie das der vorigen.

Disjunctive Schlüsse.

Eine Unterart der divisiven Schlüsse bilden die disjunctiven. Diese reihen sich an die disjunctiven Urtheile an, bei welchen bekanntlich der gewöhnliche Sprachausdruck „entweder, oder" lautet. Man nehme die Beispiele: „heute kommt ein Gewitter entweder zu uns herauf, oder es wittert anderwärts"; „diese Vorstellung ist entweder eine Anschauung, oder ein Begriff, oder eine Idee". Ich schließe nun, da kein Gewitter zu uns heraufgekommen ist, daß es anderswo gewittert hat, und weil diese Vorstellung keine Anschauung und keine Idee ist, daß sie ein Begriff sein muß.

*) An diese einzelnen Urtheile müssen wir uns, wenn der Schluß begründet sein soll, halten, und darin liegt der Grund, warum die vorangegangene Umkehrung, die ja ohnehin die Natur der Urtheile nicht ändert, sondern bloß ihre Zusammenziehung vermittelt, hier ohne Einfluß bleibt. S. die Anmerk. auf S. 229.

**) Was die sogenannte positive Form dieses Schlusses betrifft („wenn Etwas in der Sphäre eines Begriffes liegt und in einem Theilungsgliede desselben, so kann es nicht in den andern Theilungsgliedern liegen"), so ergiebt sich aus dem Obigen, daß sie gar nicht mit den hier erörterten Formen in gleicher Reihe liegt, denn das bezeichnete Schlußverhältniß mangelt bei derselben. Auch ist sie in der That völlig nichtsbedeutend.

Bereits in §. 29. S. 203 f. haben wir nun gefunden, daß man sich eines Fehlers schuldig gemacht, wenn man, bei der Eintheilung der Urtheile nach der Relation, die disjunctiven mit den kategorischen und hypothetischen in Eine Linie gestellt hat. Die letzteren können beiderseits ursprüngliche und einfache Urtheile sein, die disjunctiven sind dagegen in jedem Falle sehr abgeleitete und zusammengesetzte Denkakte. Jene fehlerhafte Parallelisirung war nur eine Folge davon, daß man die logischen Erscheinungen äußerlich faßte, beim Fertigen sofort stehen blieb, und nicht nach der Genesis desselben fragte. Fassen wir aber die logischen Formen nach ihrer lebendigen genetischen Entwickelung auf, so daß wir uns fragen: wie kommen wir zur Erkenntniß, zur Ueberzeugung von dem Vorliegenden? dann zeigt sich: ein disjunctives Urtheil ist nur auf der Grundlage einer allgemeinen divisiven Regel möglich, welche auf den vorliegenden einzelnen Fall angewandt, d. h. der dieser Fall untergeordnet wird. Ich muß zuerst wissen, daß bei einer gewissen Höhe der Temperatur, einer gewissen Spannung der Luft, gewissen Wolkengestalten ꝛc. stets hier oder dort ein Gewitter sich entwickelt, muß alle Fälle dieser Art verglichen haben, um gewiß zu sein, daß solche Erscheinungen mit der Bildung eines Gewitters theils an dem Orte, wo sie bisher beobachtet worden sind, theils auch an anderen Orten im Zusammenhange stehen, und dann muß ich die heutige Temperatur, die heutige Spannung der Luft ꝛc. genau genug beobachtet haben, um sie jener divisiven Regel unterordnen zu können. Erst durch die Combination von diesem Beiden entsteht mir die Gewißheit für das, was ich in dem bezeichneten disjunctiven Urtheile behaupte. Nicht anders verhält sich's in dem zweiten angeführten Beispiele. Ich muß zunächst wissen, daß alle Vorstellungen theils Anschauungen, theils Begriffe, theils Ideen sind, muß diese Regel sodann auf den vorliegenden Fall anwenden, und nun erst ergiebt sich mir Sicherheit für das, was ich disjunctiv behaupte („diese Vorstellung ist entweder" ꝛc.). Wir haben also bei den disjunctiven Urtheilen wenigstens eine zweifache Zusammengesetztheit. Vergl. S. 203 f.

Daß nun der Schluß, der sich an dieselben anreiht, ganz auf

die nämliche Weise erfolgt, wie bei den divisiven Urtheilen, ist wohl von selbst klar. Indem wir allgemein bejahend von den (ursprünglichen) Prädikaten auf die (ursprünglichen) Subjekte fortschreiten, halten wir bei diesen letzteren, d. i. bei den disjunctiv verbundenen Gliedern still; von diesen werden einige oder alle verneint, und so erlangen wir für das, was übrig bleibt, die gesuchte Gewißheit. Man sieht aber auch hier wieder, daß ein eigentliches Schließen kaum vorhanden ist; was wir verneinten, hoben wir ohne Schluß auf; was übrig blieb, blieb eben übrig, und heißt das „schließen"? Auch hier also kommen wir im lebendig-selbstthätigen Denken nicht weiter; es handelt sich bloß um die Anwendung eines früheren umfassenderen Denkens, welches wir bei solcher Benutzung zum Theil fallen lassen.

Daß man bisher in der Logik den disjunctiven Urtheilen und Schlüssen eine so hohe Bedeutung beigelegt hat, verdanken sie vorzüglich dem willkommenen Gebrauche, welcher sich davon beim Disputiren machen läßt. Bei der großen Zusammengesetztheit, welche niemals der allgemeinen divisiven Regel abgeht, ist es schwer, ihre Grundlagen zu übersehen und besonders darüber Gewißheit zu erlangen, ob sie wirklich erschöpfend ist; dabei verdeckt sich diese Zusammengesetztheit und Schwierigkeit dadurch, daß der Sprachausdruck nur von einzelnen einander ausschließenden Fällen redet, und so bietet sich denn eine bequeme Gelegenheit dar, den Gegner in einen Trugschluß zu verstricken. Kein Wunder daher, daß wir diese Schlüsse namentlich im Alterthume während der Streitigkeiten der Stoiker mit der neuen Akademie so hoch geschätzt und reichlich angewandt finden, und daß dies auch in der neuern Zeit geschah, so lange man noch Etwas auf Disputationen gab. Ein besonnener Denker, dem es ernstlich um Wahrheit zu thun ist, wird diesen Schluß nur sparsam und mit großer Vorsicht gebrauchen, indem er sich immer klar bewußt bleiben wird, wie schwer in den meisten Fällen es ist, über das Erschöpfende der Disjunction volle Sicherheit zu erwerben.

Bei der Theorie der Dilemmata wird sich Gelegenheit finden, die Natur dieser Schwierigkeit näher in's Auge zu fassen. S. unten §. 44.

Resultate:

1. Schließen überhaupt heißt: aus einem oder mehreren Urtheilen ein anderes herleiten. In diesem weiteren Sinne des Worts sind nicht nur die Subalternationen ꝛc., die bloß Ein Urtheil als Prämisse erfordern, sondern auch die Combinationen Schlüsse zu nennen, welche aus mehreren Grundurtheilen Erklärungen, Eintheilungen und Generalisirungen herstellen oder herleiten.

2. Der gewöhnliche Sprachgebrauch redet indeß bei den genannten Combinationen nicht vom Schließen, weil nichts Neues bei ihnen hervortritt, sondern nur die gegebenen Urtheile zusammengefaßt werden, wogegen überall vom Schließen gesprochen wird, wenn die Prämissen (scheinbar) ganz neue Urtheile geben. In diesem Falle unterscheidet man **unmittelbare** und **mittelbare** Schlüsse. Jene erfordern bloß **Eine**, diese **mehrere** Prämissen. Die letzteren heißen wieder **einfache**, wenn bloß zwei Prämissen, dagegen **zusammengesetzte** Schlüsse, wenn mehr als zwei Prämissen gegeben sind.

3. Die mittelbaren Schlüsse können übrigens a) **analytische** oder **rein logische**, b) **synthetische** oder solche sein, bei welchen die synthetischen Grundverhältnisse das Bestimmende sind. Die analytischen **zerlegen** bloß den Umfang oder Inhalt der Begriffe, welche in den Prämissen stehen, ohne weiter nach der Realität des in ihnen Gedachten zu fragen. Das eben beendigte Kapitel hatte es nur mit diesen, und zwar mit den **einfachen** zu thun, die zugleich wegen ihrer kategorischen Form den Titel: **einfache kategorische Schlüsse** erhalten haben. Die **hypothetische** Form derselben ist nur eine andere **grammatische** Form, die im Wesen dieser Schlüsse nichts ändert.

4. Wie bei allen logischen Zusammenziehungen, so können auch bei den analytischen Schlüssen nur solche Urtheile gebraucht werden, die Gemeinsames enthalten.

Das Eigenthümliche dieser Schlüsse aber besteht darin, daß sie die beiden gegebenen Urtheile nicht bloß aneinanderreihen, sondern so ineinanderschieben, daß ein neues aus ihnen entsteht, indem das beiden gemeinsame Glied ausfällt und dann die übrigen sich mit einander verbinden. Hierbei kommt natürlich an die Stelle des ausgefallenen Gliedes allemal das eine der übriggebliebenen zu stehen, und von dieser Stellvertretung oder Vertauschung führen diese Schlüsse den Namen **logische Substitutionen.**

5. Damit diese Vertauschung ohne Fehler geschehe, muß sie genau dem Verhältnisse entsprechen, in welchem die beiden bei der Vertauschung betheiligten Begriffe zu einander stehen. Angegeben ist dieses Verhältniß allemal im andern Urtheile, mag nun dieses oder jenes Urtheil das eine seiner Glieder (das Subjekt oder Prädikat) gegen das neue aufgeben, weshalb es auch ganz einerlei ist, welche äußerliche Stellung die beiden Urtheile haben. Das Urtheil, welches den Tausch erfährt, heißt das Grundurtheil, das andere, welches durch seine Verhältnißbestimmung die Stellvertretung bewirken hilft, wird das Hilfsurtheil genannt.

6. Die zu vertauschenden Glieder liegen entweder dem Inhalte oder dem Umfange nach ineinander — hierin besteht ihr gegenseitiges Verhältniß, und wie weit dieses Verhältniß reiche, bestimmt eben das Hilfsurtheil. Indem es entweder das Subjekt oder das Prädikat des Grundurtheiles wiederholt, stellt es das neue einzutauschende Glied so zu dem wiederholten (dem Mittelbegriffe), daß man sieht, nicht nur wie weit Neues und Altes in einander liegt, sondern auch, wie weit demgemäß eins aus dem andern herausgehoben werden kann; ja diese Verhältnißangabe ist schon die wirkliche Heraushebung, der nur die Vertauschung nachzufolgen braucht. Sonach wird durch das Hilfsurtheil am Inhalte oder Umfange des Subjektes oder Prädikates des Grundurtheiles eine Theilung vollzogen.

7. Da der Mittelbegriff nur die Aufgabe hatte, diese Theilung und Vertauschung auf denkrichtige Weise zu vermitteln, so fällt er, nachdem er solches gethan hat, in beiden Urtheilen aus, und die beiden übrigbleibenden Glieder derselben fließen nun ungehindert zu dem neuen Urtheile zusammen.

8. Aus der Natur der Sache ergiebt sich, daß der Umfang nur getheilt werden kann, wenn er ein allgemeiner, dagegen der Inhalt nur, wenn er ein particulärer ist. Wollte man den **particulären** Umfang theilen, so würde man einen bereits vorliegenden Theil abermals zerlegen und so einen Theil erhalten, von dem man nicht wüßte, ob er mit dem frühern zusammenfiele; wollte man den **allgemeinen** Inhalt theilen, so würde man stets etwas darüber Hinausstehendes erhalten und man wüßte dann wieder nicht, ob der hinausstehende Theil auch noch mit dem frühern zusammenträfe oder nicht. Die Richtigkeit des Schlusses beruht aber nur auf dem genauen Zusammenfallen des Neuen mit dem Frühern.

9. Von den beiden Prämissen muß jedenfalls die eine bejahend sein, denn aus zwei verneinenden Urtheilen läßt sich kein drittes ableiten, weil lauter Verneinungen als unendliche Größen keine bestimmte Vergleichung und Theilung zulassen. Eben so muß die eine Prämisse jedenfalls ein allgemeines Urtheil sein, weil lauter particuläre zu einer Theilung der Theile nöthigen würden, womit keine sichere Gleichsetzung zwischen dem Alten und dem Einzutauschenden erzielt werden kann.

10. Allgemein-bejahend kann bei den einfachen Urtheilen nur von den Subjekten auf die Prädikate geschlossen werden, und so geschah es in allen bisherigen Schlüssen. Von den Prädikaten auf die Sub-

jekte hin in allgemein-bejahender Weise zu folgern ist nur möglich, wenn vorher die Sphären der Prädikate **verengt** oder die der Subjekte **erweitert** worden sind. So erlangen wir Erklärungen und Eintheilungen, denen sich die **conjunctiven** und **divisiven** Schlüsse anreihen. Von den letztern sind die **disjunctiven** eine Unterart. Nur die erste Gattung hat wirkliche Schlußnatur, die beiden letzteren fast gar nicht.

11. Der Gewinn, der durch diese sämmtlichen Schlußarten erlangt wird, besteht bloß in **Sonderung** und **Klarheit** des schon gegebenen Vorstellens, keineswegs wird ein neuer Inhalt, also eine Vermehrung des Vorstellens dadurch erzielt, und wenn es gleichwohl so aussieht, so ist das bloßer Schein. Schon in jeder einzelnen Prämisse ist das neue Urtheil vollständig enthalten, aber mit Anderem verbunden und durch dieses überdeckt.

12. In den angegebenen Bestimmungen ist das Wesen der analytischen Schlüsse vollständig erschöpft, und was die aristotelisch-scholastische Theorie außerdem noch als Regeln aufstellt, betrifft gleichgiltige Nebendinge, unfruchtbare Aeußerlichkeiten.

Hat der Mensch nun ein besonderes angeborenes Schlußververmögen?

Als solches nennt man gewöhnlich die Vernunft, die aber gar nicht als besonderes angeborenes Vermögen im Menschen existirt. S. N. §. 79.

So weit wir die Schlüsse bis jetzt verfolgen konnten, entstehen sie lediglich dadurch, daß das Gleichartige der Urtheile zusammenstrebt (s. S. 314). Erst durch Begriffe und Urtheile wird es demnach möglich, Schlüsse zu erzeugen, und nur so weit jene reichen, so weit reicht folglich die Schlußkraft.

Von dieser Schlußkraft als Anlage ist das ausgebildete Schlußvermögen zu unterscheiden. Dieses reicht in jedem Menschen gerade so weit, als er fertige Schlüsse besitzt, die nur reproducirt zu

werden brauchen. Sind nämlich die Urtheile kräftig genug, so weit sie Gleichartiges enthalten, zu Schlüssen combinirt worden, so bleiben die verknüpften Bestandtheile in dauernder Verbindung, d. h. die fertigen Schlüsse leben als Spuren fort, zu deren Wiedererregung es bloß beweglicher Elemente bedarf. Vergl. S. 94.

Die analytischen Schlüsse entstehen also eben so wenig, als die Begriffe und Urtheile, durch den Verstand, sondern umgekehrt, der (höhere) Verstand entsteht durch die Schlüsse. Hohen Verstand haben heißt Nichts weiter, als die hoch liegende Klarheit besitzen, die aus der abgeleitetsten Anwendung der Begriffe hervorgeht, und somit erhellet, daß die Schlüsse ebenfalls zum Verstande im weitesten Sinne dieses Wortes gehören. Vergl. S. 87.

Ferner ist nicht zu verkennen: wir haben in den Schlüssen nur dieselben Elemente, die wir schon in den Begriffen und Urtheilen hatten, also Wahrnehmungselemente, nur anders combinirt und von den ungleichartigen noch schärfer gesondert.

Als angeborene Kraft des Schließens erweist sich bloß die angeborene Kräftigkeit der Urvermögen und das Gesetz der gegenseitigen Anziehung des Gleichartigen. Vergl. S. 16 und 139. Wie das Wort „Wald" nur ein zusammenfassender Ausdruck für Tausende von Bäumen und Bäumchen ist, so auch das Wort Schlußvermögen für lauter einzelne Schlüsse und deren Grundgebilde.

Ein Titel, der diese rein logischen Erscheinungen sämmtlich umfaßt, ist der Ausdruck: intellectuelle Gebilde.

Es sei noch ausdrücklich erinnert, daß das eben über die Entstehung der Schlüsse Gesagte nur von den analytischen Schlüssen gilt. Was die Entstehung der synthetischen betrifft, so haben diese einen andern Ursprung, der im folgenden Kapitel zu Tage treten wird. Vergl. unten §. 42 am Schlusse.

Sechstes Kapitel.

Von den synthetischen Schlüssen oder denjenigen, bei welchen die synthetischen Grundverhältnisse bestimmend sind.

§. 39.

Einleitende Vorbemerkungen.

Durch die analytischen Schlüsse kommen wir in der objektiven Erkenntnißbildung nicht weiter, bloß Sonderung und Klarheit gewinnen wir durch sie für unser Vorstellen. Von dieser Wahrheit haben wir uns im Vorhergehenden hinlänglich überzeugt. Es fragt sich nun: welche Schlüsse führen uns denn weiter? Die Antwort ergiebt sich leicht und mit Sicherheit, wenn wir bedenken, daß uns das logische Denken, laut des bisher Gefundenen, durch keine seiner Formen objektiv weiter bringt, daß dies vielmehr nur durch die Grundlagen des Denkens geschehen kann. Der Begriff Mensch z. B. vermehrt mein Vorstellungsmaterial nicht; ich kann das Licht, das er enthält, haben, ohne daß ich doch damit weiß, es gebe außer den weißen Menschen, aus deren Anschauung er zunächst abstrahirt ist, auch gelbe, braune, rothe und schwarze. Eben so klärt das Urtheil: der Schnee ist weiß, diese Subjektvorstellung bloß auf; es giebt nichts objektiv Neues zu derselben hinzu, und lebte ich daher unter dem Aequator, so würde ich mit der Anschauung des Schnees auch diesen aufklärenden Denkakt gänzlich entbehren*). Die übrigen Denkakte

*) Ein dänischer Gesandter in Marokko versicherte im Anfange des vorigen Jahrhunderts dem dortigen Sultan, daß das Meer zwischen Dänemark und Schweden in manchen Wintern so hart und fest (zu Eis) werde, daß man wie auf fester

von den Erklärungen bis zu den analytischen Schlüssen hin waren nur Zusammenziehungen, Verschmelzungen der einfachen Urtheile, ohne daß etwas Neues dabei ins Spiel gekommen wäre, also nur logische Umgestaltungen derselben, wie hätten sie uns in Bezug auf Vermehrung des Erkenntniß- oder Vorstellungsmaterials fördern können? Etwas ganz Anderes aber ist es, wenn ich z. B. Zeitverhältnisse mit einander vergleiche und nun finde (den Schluß ziehe): da eine Begebenheit später erfolgt sei, als eine andere, so müsse sie um so mehr später erfolgt sein, als diejenige, welche dieser anderen vorangegangen ist. Eben so, wenn ich eine Wirkung von größerem Umfange erzielen will und nun schließe, sie werde eintreten, wenn ich mehrere Ursachen mit einander in Verbindung setze; oder wenn ich zur Erfindung neuer Fabrikeinrichtungen mehrere mechanische Gesetze combinire, indem ich von ihrer vereinzelten Wirkung auf ihre vereinigte schließe. Ferner, wenn ich den Schluß ziehe, weil eine Eigenschaft stets mit einer anderen verbunden angetroffen werde, so müsse sie auch mit derjenigen verbunden sein, welche ich stets bei dieser zweiten finde. Eben hierher gehört auch die Vergleichung von Seiten, Winkeln, Flächen ꝛc., oder von Zahlen, von algebraischen Größen ꝛc. in Hinsicht ihrer Gleichheit, ihres Größer- oder Kleiner-seins, u. s. f. Offenbar haben wir hier einen ganz anderen Charakter der Schlüsse. Wenn ich Begriffe dem Inhalte oder Umfange nach zerlege (was ich vorher im Verhältniß zum Ganzen ausgesagt habe, jetzt im Verhältniß zu einem Theile aussage), wie solches bei den analytischen Schlüssen geschah, so thue ich etwas ganz Anderes, als wenn ich Ursachen und Wirkungen zu einer weiter reichenden Causalität zusammenreihe, oder Mittel und Zwecke auf einander beziehe und dadurch verbinde, oder Gefühle zu einem Gesammtgefühle combinire, oder Raumanschauungen vergleiche, zusammensetze. Ueberall haben wir es hier mit dem Reellen zu thun, in keiner Art mit

Straße aus einem Lande ins andere nicht bloß zu Fuß, sondern auch zu Wagen und zu Schlitten reisen könne. Dies fand der Sultan so närrisch, daß er befahl, den Gesandten sofort in die Heimath zu befördern, weil derselbe verrückt geworden sei und er Nichts mehr mit ihm zu thun haben möge. Wirklich mußte der Gesandte seinen Posten verlassen und durch einen andern ersetzt werden.

logischen Verhältnissen, wie dort. Mag daher das gewöhnliche Denken beiderlei Schlüsse immerhin zusammenwerfen, mag dies eben so die bisherige Wissenschaft fortwährend gethan haben, wir haben sie entschieden auseinanderzuhalten*) Allerdings kann auch hier der Schlußsatz elementarisch nicht mehr enthalten, als die für ihn combinirten Prämissen zusammengenommen, denn so weit dies der Fall wäre, würde er ja unbegründet sein. Aber durch diese Schlüsse wird unser Vorstellen fortwährend umfassender (während wir bei den analytischen nur Theile der Prämissen erhielten und somit eher Verlust hatten); wir gewinnen durch sie allezeit Neues. Der Beweis des pythagoräischen Lehrsatzes führt freilich Alles auf congruente Dreiecke und zuletzt auf Linien und Winkel zurück, die wir aufeinander legen, und es handelt sich also um ein Hinzuthun und Hinwegnehmen von Gleichem, wie es schon in den Axiomen und deren ersten Anschauungsvergleichungen gegeben war; aber von Quadraten auf rechtwinkligen Dreiecken und deren Verbindung ist doch im Früheren noch nicht die Rede gewesen, und diese Quadrate also sind etwas Neues. Eben so gründet sich die Construction einer Dampfmaschine zuletzt durch und durch auf bekannte Naturgesetze, denn sonst würde sie nicht ihre Wirksamkeit äußern; dadurch aber, daß diese Gesetze in eigenthümliche Combinationen gebracht und in vielfache Anwendungen gesetzt worden, erhalten wir etwas Neues, das bisher noch nicht so gedacht worden war.

Daß hierbei das logische Denken, die Aufklärung des in diesen Schlüssen zu Combinirenden, nicht fehlt, ist natürlich; was sollte die Begriffe vom Hinzufließen abhalten? Allein es ist am Tage: daran, daß wir diese Combinationen so oder so ausführen, hat das logische Denken keinen bestimmenden Antheil. Die Vergleichungen, Zusammenfassungen ꝛc., durch welche der Schluß zu Stande kommt, geschehen zwischen den Anschauungen (äußeren und inneren), den Zeit-, oder Causal-

*) Wenn einige Logiker allerdings auch von synthetischen Schlüssen als von den analytischen verschiedenen reden, so möge man nur die folgende Darstellung mit der ihrigen genauer vergleichen, und man wird bald sehen, ob wir Anderes und Richtigeres geben, als sie, oder nicht. Immer suchte man die Unterschiede in bloßen Aeußerlichkeiten.

oder Eigenschaftsverhältnissen, den Gefühlen, den Zwecken und Mitteln ꝛc., die wir in der Art, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, combiniren. Das Logische hat also bei Dem, worauf es für diese Schlüsse ankommt, gleichsam nur das Zusehen, das Hinzuleuchten. Indem wir Das, was in den Subjektvorstellungen vorgestellt wird, noch einmal durch Begriffe vorstellen und so die Combinationen von Anschauungen ꝛc. in Combinationen von Urtheilen verwandeln, prägen wir das vorher weniger Klare und Bestimmte nur zu größerer Klarheit und Bestimmtheit aus; wir denken das Angeschaute bestimmter als Linien, als Winkel von dieser Art, als einander gleich, als größer ꝛc. Aber das logische Denken verfährt auch hier rein analytisch; die Fortführung der Erkenntniß geschieht fortwährend durch Synthesen (durch Combination der elementarischen Synthesen), welchen jene Analysen, als nur begleitende Akte, zur Seite liegen.

Hieraus erklärt sich sehr einfach, wie die bisherige Denkwissenschaft das Logische mit dem Reellen fortwährend vermengen konnte. Beides fließt ja wirklich ineinander, geht stets miteinander Hand in Hand, und da die Sprache nur für die Begriffe Wörter hat, für Das aber, was diesen zum Grunde liegt (Anschauungen, concrete Begehrungen, Gefühle, Zwecke, Ursachen ꝛc.), keine, da vielmehr Beides mit den nämlichen Ausdrücken (Namen, Sätzen ꝛc.) bezeichnet wird und für das Concrete oft wenig oder gar keine besonderen Ausdrucksformen gegeben sind, so konnte es kaum fehlen, daß man das Wenige, was etwa die Sprache noch für die Hervorhebung des Reellen thut (s. S. 6 f. 89 f. 189. §. 29.), übersah und in gutem Glauben Reelles und Ideelles für Eins hielt. Sich bei seiner Geistesthätigkeit aber durch das Wirkliche bestimmen lassen, ist doch himmelweit verschieden von dem Andern, sich dabei durch bloße Gedanken bestimmen lassen. Das Letztere ist vom Träumen in Nichts weiter verschieden, als daß es wachend abläuft, während die eigentlichen Träume im Schlafe geschehen, wo freilich die Regulirung der Gedanken noch mehr fehlen muß, als dort, indem die offenen Sinne doch immer von Außen her dirigirende Eindrücke für die innere Thätigkeit empfangen, die geschlossenen dagegen sie nicht zulassen.

Noch mehr Aufklärung über diese Verwechselung wird man durch

Folgendes erlangen, was nicht minder interessant und wichtig sein dürfte, als das eben Auseinandergesetzte.

Wenn in allen bisher bezeichneten Fällen dem Logischen bloß die klarere und bestimmtere Ausprägung des Vorstellens angehörte, so muß es für die Erlangung des eigentlichen Resultates an und für sich gleichgiltig sein, ob das Denken (die Urtheils- und Schlußform) hinzukommt oder nicht; es müssen im Wesentlichen die gleichen Producte dieser Combinationen ohne dasselbe erreicht werden können.

Man betrachte zunächst den sogenannten „Takt" (feinen Takt der Beurtheilung, praktischen Takt ꝛc.). Es ist nichts Seltenes, daß namentlich Frauen (die in diesem feinen Takte gewöhnlich höher stehen, als wir Männer) Jemandem in wenigen Stunden seinen Charakter, seine Schwächen abmerken; eben so häufig ist der Fall, daß sie in verwickelten Verhältnissen sofort, nachdem sie kaum die vorliegenden Umstände vernommen, die Art und Weise angeben, wie wir uns glücklich herauswinden können, während wir selbst eine endlose Ueberlegung von der größten Schwierigkeit hierzu für erforderlich halten. Fragen wir dann nach den Gründen ihrer Entscheidung, so wissen sie meistentheils keine oder doch nur ungenügende anzugeben; aber der Ausspruch ihres Taktes bewährt sich vollkommen durch den Erfolg. Ist das nun, wie man häufig gemeint, eine eigenthümliche, wunderbare Naturgabe, die mit der beurtheilenden Ueberlegung Nichts gemein hat? Eine tiefer eingehende Zergliederung zeigt, daß beide aus der gleichen Quelle herstammen. Hier und dort werden die nämlichen bestimmenden Momente in gleicher Weise combinirt, mit dem einzigen Unterschiede, daß diese in der Ueberlegung einzeln auftreten, durch hinzukommende Begriffe zur Klarheit und zu Urtheilen sich ausbilden, während sie bei dem Takte ohne diese Begleitung und Ausbildung ablaufen und zwar in solchem Gedränge und so schnell ablaufen, daß sie dem größten Theile nach nicht einmal zum Bewußtsein gelangen. Das eigentlich Bestimmende aber für das Endergebniß sind unstreitig nur die Verbindungen zwischen Zeichen und Bezeichneten, zwischen Eigenschaften und Eigenschaften, zwischen Ursachen und Wirkungen, zwischen Zwecken und Mitteln ꝛc. Sind diese Glieder nur richtig aufgefaßt, treu reproducirt, ohne Verwirrung so combinirt, wie es das gegenwärtig Vorliegende verlangt, so ist es an und für sich gleichgiltig, ob sie in der Urtheilsform auseinandergelegt oder ohne dieselbe angewandt werden; selbst das unklare und halbbewußte Ineinanderfließen verträgt sich mit der Richtigkeit in der Hauptsache. Die Endglieder, welche die Entscheidung abgeben, können in dem einen Falle ganz eben so, wie in dem andern, hervortreten *).

Doch wir können noch weiter gehen. Es ist sogar gleichgiltig, ob ein Wesen diese Begriffe und diese Klarheit des Vorstellens überhaupt erworben hat, ja selbst, ob es zu diesem Erwerbe seiner Natur nach fähig ist. Man nehme die instinktartige Vorsicht, das instinktartige Zutrauen und Mißtrauen bei Kindern, noch ehe sie urtheilen, ja klar und bestimmt vorstellen können; man nehme das Analogon des Verstandes und der Ueberlegung bei Thieren, welche doch ihrem innersten Wesen nach niemals zu eigentlichen Urtheilen zu gelangen im Stande sind. Wenn der Hund seinem Herrn abmerkt, ob derselbe guter oder übler Laune ist, in jenem Falle sich ihm nähert und ihm sein Gelüste nach dem gewohnten guten Bissen zu erkennen giebt, in diesem sich von ihm zurückzieht; wenn er unter anderen Umständen allerlei Listen anwendet, um zu dem zu gelangen, worauf sein Begehren gerichtet ist: so unterscheidet sich Dasjenige, was seinem Thun zum Grunde liegt, von dem, was einem menschlichen Thun in ähnlichen Fällen zum Grunde liegen würde, nur durch die Abwesenheit der begleitenden Begriffsausbildung und der Klarheit und Bestimmtheit des Vorstellens. Die regelnden Momente sind in beiden Fällen die gleichen. Auch in den halbbewußten Empfindungen eines Wesens, dem ein eigentliches Denken für immer verschlossen ist, kann sich das Reell-Gegebene eben so richtig abspiegeln und reproduciren, als im er-

*) Bei manchen Personen kann gerade der Reichthum (die große Anzahl) der zu reproducirenden Gruppen- und Reihenverbindungen, also ihre Vollkommenheit machen, daß sie (diese Gruppen ꝛc.) nicht zu bestimmten Urtheilen, ja nicht einmal zum Bewußtsein sich ausbilden, denn je größer die Menge des Einzelnen, desto mehr theilt und mindert sich das Bewußtsein, ohne daß dies die Wirksamkeit der einzelnen Akte hemmt. Man denke an die höchst zusammengesetzte Thätigkeit eines Orgelspielers!

leuchteisten Philosophen. Daß z. B. der Hund eine Art Ueberzeugung von der Existenz der Außenwelt habe, ist doch wohl unbestreitbar; aber er hat sie auf keinen anderen Grundlagen (nach keinem anderen Principe, könnte man sagen) erworben, als der scharfsinnigste Denker. Was ihre Ueberzeugungen unterscheidet, ist nur etwas Secundäres: das Hinzukommen klarer Begriffe, das Auseinandertreten zu klar ausgeprägten Urtheilen und Schlüssen bei dem Letzteren, während das eigentlich primär Bestimmende und Entscheidende das Nämliche ist bei dem Einen wie bei dem Andern. Wie weit demnach den Thieren Verstand zukomme, wie weit nicht, ergiebt sich hieraus sehr einleuchtend. M. s. die Anmerk. auf S. 141.

Darf man sich nun wundern, wenn der gewöhnliche Sprachgebrauch von einem Denken spricht, wo der strenge Logiker nur andere richtige Seelenthätigkeiten gewahrt, die dem eigentlichen Denken bloß zur Basis dienen? Kann dies aber ein Grund sein, bei dieser Verwechselung zu beharren und ungeschieden in der Wissenschaft darzustellen, was doch völlig, auch bei seinem Ineinanderfließen, Zweierlei bleibt?

Wir müssen noch Folgendes hinzufügen. Für die primären und secundären Thätigkeiten beim Schließen ist es von Wichtigkeit, daß die combinirten Verhältnisse von derselben Art seien, also entweder nur logische oder nur reelle einer bestimmten Klasse. Sind sie verschiedener Art, so können sie nicht verschmolzen oder sonstwie unmittelbar Eins werden, und wird ein solches Einswerden äußerlich erzwungen, so entsteht nothwendig Verkehrtes. Man nehme die Combination: „Friedrich ist größer als Ferdinand; Ferdinand ist ein Mensch, also ist Friedrich größer, als ein Mensch.“ Die Irrung liegt hier darin, daß zwei Verhältnisse ungleicher Art zusammengefaßt sind: ein logisches (Ferdinand ist ein Mensch) und ein reelles, eine Größenvergleichung (Friedrich ist größer als Ferdinand). Nun aber hat das Logisch-Höhere stets eine weitere Sphäre, die über die Sphäre des Reellen weit hinausreicht, und setzt man jene an die Stelle von dieser, so bürdet man dem Schlußsatze einen Fehler auf. Hätten wir in der zweiten Prämisse ebenfalls ein Verhältniß der logischen Unterordnung, so würde dies keinen Nachtheil bringen; denn es ist klar: was der engern Sphäre eingeordnet ist, muß auch

in der zugehörigen weiteren liegen, und was den niederen Begriff als Merkmal an sich trägt, muß auch den höhern (oder dessen Theilvorstellung) an sich tragen (s. §. 35. u. besonders §. 16.). Wenn daher die Prämissen wären: Ferdinand ist ein Mensch, alle Menschen sind sterblich, so würde ganz richtig folgen: auch Ferdinand ist sterblich. Eben so würde sich eine ganz untadelhafte Folgerung ergeben, wenn die Prämissen zwei Größenvergleichungen enthielten, z. B. Friedrich ist größer als Ferdinand, Ferdinand ist größer als Karl, mithin ist Friedrich größer als Karl. Also nur gleiche, nicht verschiedene Verhältnisse können unter denselben Gesichtspunkt zusammengefaßt werden. Will man noch Beispiele von anderen Grundverhältnissen, so nehme man die Schlüsse: „Roth ist eine Farbe, diese Blume ist roth, folglich ist diese Blume eine Farbe;“ oder „der Magnet zieht Eisen an, Eisen ist Metall, also zieht der Magnet Metall an“. Wo steckt hier der Fehler? Es ist wieder Logisches und Reelles zusammengeworfen. Die reelle Eigenschaft „roth“ liegt nicht in der logischen Sphäre der Eigenschaft, mit welcher sie hier zusammen vorkommt (der Farbe), die reelle Ursache „anziehender Magnet“ nicht in der logischen Sphäre der Wirkung, mit welcher sie hier zusammen auftritt (angezogenes Metall), sondern das Reelle liegt nur in der Sphäre des Reellen; sonst müßte man auch schließen können: dieser Mann hat Zahnweh, folglich ist er eine Krankheit, denn Zahnweh ist eine Krankheit; oder dieser Mann ist schwer, folglich ist er ein Gewicht, denn das Schwere ist Gewicht; Heinrich hat viel Geld, folglich ist er ein Reichthum, denn viel Geld ist Reichthum; Ida mißt zwei Ellen, folglich ist sie ein Maß, denn die Elle ist ein Maß ꝛc. Die gedachte Sphäre steht über die reelle viel zu weit hinaus, als daß beide einander gleichgesetzt, folglich die Farbe an die Stelle des Rothen, und das Metall an die Stelle des Eisens treten könnte. Fehlt aber das Gleichstehen, so hat der Schluß keine Begründung*). Fehl- und Trugschlüsse dieser Art werden, nament-

*) „Diese Blume ist roth“ — will sagen: sie hat eine bestimmte rothe Farbe, nicht Röthe überhaupt, noch weniger Farbe überhaupt. Nun liegt wohl das bestimmte Roth im Umkreise der Röthe, die es wirklich giebt, nicht aber in der Sphäre Farbe, die nur etwas Gedachtes ist; denn es ist hier über eine Anschauung, nicht über einen Begriff (oder etwas Allgemeines) geurtheilt. „Der

lich wo die Verhältniſſe verwickelter ſind, im Leben und in der Wiſſenſchaft nur zu viele gemacht.

Es genügt jedoch nicht, die logiſchen Verhältniſſe und die Grundverhältniſſe gehörig zu ſcheiden, auch die verſchiedenen Grundverhältniſſe ſelber müſſen wir klar und ſcharf auseinanderhalten. Ja, da dieſe tiefer liegen, als das logiſche Denken, ſo müſſen auch die aus ihrer Vermiſchung hervorgehenden Irrungen in weiterem Umfange verkehrend wirken. Sind doch, wie Leben und Wiſſenſchaft zeigen, die verderblichſten Vorurtheile, der widerſinnigſte Aberglaube, die weitreichendſten wiſſenſchaftlichen Irrthümer von jeher daraus hervorgegangen, daß dieſe Grundverhältniſſe zuſammengeworfen wurden oder vielmehr noch nicht gehörig auseinandergebildet waren (ſ. S. 173 ff.).

* * *

Gehn wir nun von dieſen einleitenden Vorbemerkungen zu den Schlüſſen ſelbſt über, deren Behandlung uns die Ueberſchrift dieſes Kapitels zur Aufgabe ſtellt, ſo fragt es ſich vor Allem: ſind die Schlüſſe, in welchen die ſynthetiſchen Grundverhältniſſe den Ausſchlag geben, von Einer oder von mehrfacher Art? Augenſcheinlich iſt das Letztere der Fall. Denn geſetzt, wir haben die zu erkennenden Syntheſen in den Formen des Begriffes und des Urtheiles aufgefaßt, ſo können wir dieſelben, im Allgemeinen genommen, in

Magnet zieht Eiſen an" — heißt: er zieht das beſtimmte Metall an, welches Eiſen iſt, nicht Metall überhaupt. Mithin hat es auch dieſes Urtheil mit etwas weniger Allgemeinem zu thun, als der Begriff Metall beſagt. Folgert man nun: „dieſe Blume iſt eine Farbe", ſo entſteht der Sinn: dieſe Blume iſt etwas Allgemeines der Farbe nach, und ſchließt man: „alſo zieht der Magnet Metall an", ſo kommt heraus: der Magnet zieht mehr, als Eiſen (Allgemeineres) an. Es iſt, wie man ſieht, die Sprache, die in allen ſolchen Fällen die Irrung dadurch begünſtigt, daß Begriff und Anſchauung von einem und demſelben Worte bezeichnet werden, obgleich jener etwas Allgemeines (Logiſches), dieſe etwas beſtimmtes Einzelnes (Reelles) iſt. Auch in den übrigen Beiſpielen würde die Verwechſelung hierin ihren Grund haben. Hat dieſer Mann Zahnweh, ſo hat er nicht das Allgemeine, was der Begriff „Krankheit" bezeichnet, ſondern er hat die beſtimmte einzelne Krankheit, welche den Namen Zahnweh führt. Hat Heinrich viel Geld, ſo beſitzt er nicht das Allgemeine, das wir Reichthum nennen, ſondern er beſitzt nur die beſtimmte Art des Reichthums, die in vielem Gelde beſteht. U. ſ. f.

zweifacher Weiſe für die Schlüſſe anwenden: a) wir können mehrere Verbindungen oder Verhältniſſe, welche aneinandergrenzen, in Eins zuſammenfaſſen, oder b) wir können uns innerhalb Einer Verbindung halten und von einem Gliede derſelben auf das andere ſchließen. Wir nennen die erſteren Combinationsſchlüſſe, die zweite Klaſſe macht dagegen zweierlei Titel erforderlich, weil ſie wieder in zwei untergeordnete Klaſſen zerfällt. Die Verbindung nämlich, auf welche wir für den Schluß bauen, kann eine durch und durch feſte oder eine weniger feſte ſein, wo wir ſie denn nur als eine wahrſcheinliche betrachten können. Dort liegt ihr eine Nothwendigkeit zum Grunde, hier keine. Im erſteren Falle ſind wir berechtigt, in der Richtung, in welcher die Verbindung feſtſteht, von dem einen Gliede aus das andere zu ſetzen oder aufzuheben (zu bejahen oder zu verneinen), und wir können daher dieſe Schlüſſe als Setzungs- und Aufhebungsſchlüſſe bezeichnen. Im zweiten Falle aber haben wir keine ſo entſchiedene Berechtigung. Es muß irgendwie ein Bedürfniß, ein Wunſch vorhanden ſein, welcher uns antreibt, die Verbindung, obgleich ſie nicht mit Nothwendigkeit feſtſteht, dennoch zur Grundlage eines Schluſſes zu machen. Und ſolche Fälle kommen ja häufig vor. Wie oft iſt eine Vorſtellungsreihe mangelhaft und bedarf der Ergänzung, oder (anders ausgedrückt) wie oft wird uns erſt durch die Unterlegung Etwas genügend klar, was wegen ſeiner unvollſtändigen Auffaſſung niemals durch ſich ſelbſt begreiflich werden würde; und ſo ergiebt ſich, daß wir die Schlüſſe ſolcher Art als Ergänzungs- oder Unterlegungsſchlüſſe zu bezeichnen haben. Sonach zerfallen die Schlüſſe, welche auf der Grundlage von Syntheſen gebildet werden, im Allgemeinen in die drei Klaſſen: 1) Combinationsſchlüſſe, 2) Setzungs- und Aufhebungsſchlüſſe, 3) Ergänzungs- oder Unterlegungsſchlüſſe.

§. 40.

Combinationsſchlüſſe.

Schon früher, namentlich §. 21., haben wir geſehen, daß den analytiſchen Denkakten Syntheſen beigemiſcht ſind, und der eben verlaſſene §. 39. hat gezeigt, wie das Analytiſche mit dem Syn-

thetischen stets zusammenfließt. Es kann darum nicht befremden, daß oft in einem und demselben Schlusse sich Beides gleichsam als Nebenbuhler begegnet und für den Ausschlag gleiche Rechte zu beanspruchen scheint. Aus dem bloßen Sprachausdruck kann natürlich noch nicht erkannt werden, ob Jenes oder dieses das Bestimmende beim Denken sei, gerade so, wie die hypothetische Sprachform noch nicht beweist, daß das Urtheil ein wirklich hypothetisches sei. Indem vielmehr das kategorische Urtheil häufig nur grammatisch als ein hypothetisches vorliegt, ist in ähnlicher Weise auch der synthetische Schluß sehr oft in die grammatische Form des analytischen gekleidet. Wer durch diese Form hindurch zu sehen vermag, wird beide ganz verschiedene Arten der Schlüsse leicht auseinander zu halten im Stande sein. Die analytischen haben es ja mit Theilungen nach logischen Verhältnissen (Theilungen der Sphären oder des Inhaltes der Begriffe) zu thun, die synthetischen weder mit logischen Verhältnissen noch mit Theilungen, sondern mit Zusammenfassungen von Grundverhältnissen. Jene wie diese können freilich nicht selten zu den gleichen Resultaten führen. Wer die Synthesen schon vor dem Schlusse so erworben hat, daß sie ihm bestimmt in den Subjekten und Prädikaten der Prämissen enthalten sind, wird diese Prämissen bloß zu analysiren brauchen, und so wird er auf rein analytischem Wege den Schlußsatz finden. Man nehme das Beispiel: „alle Metalle sind schmelzbar, das Nickel ist ein Metall, folglich ist es auch schmelzbar". Habe ich den Begriff Metall so vollständig nach allen seinen wesentlichen Merkmalen erkannt, daß mir das „Schmelzbarsein" als ein nothwendiger Theil zu seinem Inhalte, das Nickel nothwendig zu seiner Sphäre gehört, so ist mir dieser Schluß ein bloß analytischer. Erfahre ich aber erst durch die vorgelegten Prämissen, daß alle Metalle schmelzbar sind und daß das Nickel ebenfalls ein Metall ist, so wird mir jener Schluß ein synthetischer sein, denn durch ihn erst setzt sich mir klar das vorher noch nicht in dieser Verbindung Gedachte zusammen. Es kommt also für den verschiedenen Charakter dieser äußerlich gleichen Schlüsse darauf an, was in der Seele dessen, der sie vollzieht, vorangegangen ist.

Hieraus erklärt sich, daß die synthetischen Schlüsse, obgleich sie

bei allen Grundverhältnissen eintreten können, doch vorzugsweise bei denjenigen zur Anwendung kommen, wo das in Verbindung Gesetzte weiter auseinanderliegt, wie z. B. bei den Kausalverhältnissen den Verhältnissen der mathematischen Gleichsetzung und Aneinandersetzung ꝛc. In die Begriffe nämlich pflegt nur das aufgenommen zu werden, was unmittelbar zur Natur der ihnen entsprechenden Gegenstände gehört; daß aber Etwas diese Wirkung hat, oder diesem Anderem gleich ist, daß es mit Diesem nach Raum- oder arithmetischen Verhältnissen zusammengefaßt wird, das gehört nicht unmittelbar zu seiner Natur und spiegelt sich daher in dem Begriffe davon selten ab. Man nehme den Schluß: „Wenn Schwefel bis zu 244 Grad Fahrenheit erhitzt wird, so schmilzt er; wenn Schwefel durch Schmelzen flüssig geworden ist, so kann er in Wasser gegossen werden; wenn geschmolzener Schwefel in Wasser gegossen wird, so wird er weich und biegsam; wenn Schwefel weich und biegsam ist, so kann man geschnittene Steine, Münzen ꝛc. darin abdrücken; also kann man durch die Erhitzung des Schwefels in dem angegebenen Grade zu Abdrücken der bezeichneten Art gelangen". Jedes der hier aneinandergereihten und dann im Schlußsatze zusammengefaßten Glieder liegt bestimmt außer dem andern; in den Begriff vom Schwefel wird z. B. das unwesentliche Merkmal, daß man Münzen in ihm abdrücken kann, gewiß von Wenigen aufgenommen, und so muß der Schluß durch diese Urtheilverbindung entschieden zu einem synthetischen sich ausbilden. Eben so bei den Beweisen geometrischer Sätze*). Man zergliedere die Begriffe, die dabei vorkommen, und man wird wenig von den Combinationen in ihnen finden, die bei Raumverhältnissen möglich sind. Daß z. B. alle Winkel über einer geraden Linie zusammengenommen zwei rechten gleich sind, ist aus den Raumverhältnissen, die hierbei concurriren, erschlossen; was liegt aber davon in dem bloßen Begriff „Winkel"? Nur so weit es Je-

*) Alle Beweise geschehen durch Schlüsse, und es gelten daher für die Beweise alle die Regeln, welche für die Schlüsse aufzustellen sind. Den Ausdruck „Schluß" nehmen wir aber hier in seiner weitesten Bedeutung, d. h. so, daß darunter jede Ableitung eines Urtheiles aus anderen, also auch die Bildung der Erklärungen, Eintheilungen und allgemeinen Urtheile verstanden wird.

mand mit darin aufgenommen hätte, würde ihm die Analysis dieses Begriffes für den Beweis mit förderlich werden können.

Allerdings haben wir in beiden Fällen Identität, d. h. der Schlußsatz enthält im Prädikate nur, was im Subjekte desselben gegeben ist (s. S. 96), mag er auf analytischem oder synthetischem Wege gefunden sein; aber diese Identität ist im erstern Falle eine logische, im letzteren eine nach synthetischen Grundverhältnissen begründete, und es dürfen daher diese verschiedenen Gleichsetzungen durchaus nicht verwechselt werden. Gesetzt, ein Rechenschüler bedürfte des Beweises, daß 8 mal 9 wirklich 72 sei. Offenbar kann ich hier die Grundlagen oder Prämissen, worauf dieser Schlußsatz ruht (alle durch Rechnen gefundene Sätze sind erschlossene oder Schlußsätze), nicht analytisch, sondern nur synthetisch behandeln. Ich muß die 9 achtmal an einanderschieben, kann durch alle bloße Zerlegung und Heraushebung von Theilen, sei es aus der 8 oder 9, nicht 72 gewinnen, und selbst die Beweise für die Richtigkeit einer gelösten Divisionsaufgabe müssen solche synthetische Schlüsse sein. Daß z. B. 40 durch 8 dividirt 5 giebt, beruht dem Denken nach auf einer Zusammenfassung. Ich muß schließen: da die 5 in der 5 einmal, in der 10 zweimal, in der 15 dreimal liegt u. s. f., so muß sie in der 40 achtmal liegen, und nun erst kann ich gewiß sein, daß die 40, als ein Ganzes angesehen, auf jeden Theil 5 giebt, wenn ich sie in 8 gleiche Theile zerlege, indem die Kraft meines Schlusses immer nur aus der achtmal genommenen 5 resultirt. So analytisch also auch die Division aussehen mag, sie ist nur auf synthetischen Grundlagen ausführbar und ihre Richtigkeit nur aus diesen Grundlagen zu beweisen, und bei den metaphysischen, den moralischen ꝛc. Beweisen ist dieselbe genaue Unterscheidung zwischen Synthesis und Analysis Pflicht. Bei andern Erkenntnissen versteckt sich dieser Unterschied allerdings mehr und ist noch leichteren Verwechselungen ausgesetzt. So namentlich bei den Eigenschaftsverbindungen, bei den Verbindungen der Gefühle mit dem, was auf ihre Objekte sich bezieht. Indem diese Zusammenfassungen mit der Verbindung zwischen Subjekt und Prädikat viel Aehnlichkeit haben, derselben durchaus nahe liegen, so werden sie, obgleich jene reelle, diese logische Verhältnisse sind, sehr leicht mit denselben zusam-

mengefaßt und verwechselt, und daher ist es erklärbar, daß die auf die ersteren sich beziehenden Schlüsse, statt als synthetische, oft irrthümlich als analytische gefaßt werden. Wer aus der Eigenschaft eines Naturproductes eine zweite, aus dieser eine dritte folgert, kann den Schluß, welcher Beides zusammenfaßt, leicht kategorisch ausdrücken, und ist dies einmal geschehen, so liegt die Meinung nahe, als sei eine bloße Analysis vollzogen worden, wenn auch die Eigenschaften noch so entschieden neben oder außer einander existiren, also die eine von der andern reell unabhängig ist. In vielen Fällen ist es auch zweifelhaft, ob sie nicht vielleicht in einem unmittelbaren Verhältnisse zu einander stehen, welches den Schluß als einen analytischen rechtfertigen würde, oder ob sich nicht vielleicht später ein solches Verhältniß entdecken lassen wird. Man nehme ein Beispiel aus unserer Wissenschaft. In dem Begriff „Erklärung" liegt das Merkmal, daß sie erschöpfend sein müsse. Läßt sich dieses Merkmal analytisch oder synthetisch daraus herleiten? Hierauf kann keine allgemeine Antwort gegeben werden. Hat Jemand, der die Herleitung (den Schluß) vollziehen soll, dieses Merkmal bereits in seinen Begriff von der Erklärung aufgenommen, so kann und braucht es bloß analytisch daraus gefolgert zu werden; hat er dagegen den Begriff der Erklärung so gebildet, daß er darin bloß die größere „Klarheit des Denkens" oder die „Art der logischen Zusammenziehung" vorstellt, so wird ein synthetischer Schluß erforderlich sein, wenn ihm jene „Erschöpfung" als ein nothwendiges Merkmal zum Bewußtsein kommen soll.

Während der analytische Schluß gewöhnlich zwei Prämissen (s. jedoch unten die zusammengesetzten Schlüsse) enthält, können und müssen im synthetischen Schlusse so viele Prämissen vorkommen, als eben synthetische Grundverhältnisse zusammengefaßt werden sollen; denn zur Darstellung eines jeden wird ein besonderes Urtheil erforderlich sein.

§. 41.

Setzungs- und Aufhebungsschlüsse.

(Sogenannte eigentliche hypothetische Schlüsse.)

Hier haben wir es entschieden nicht mit Analysen, sondern mit lauter Synthesen (Verbindungen) zu thun, obgleich neben den Setzun-

gen auch Aufhebungen (nicht Heraushebungen) vorkommen. Von den zwei verbundenen Gliedern (Urtheilen), um welche sich's hier immer handelt, müssen wir das eine setzen, weil das andere gesetzt ist, aber eben darum auch das andere aufheben, wenn das eine aufgehoben ist. So bringt es die Natur der hypothetischen Urtheile, worauf diese Schlüsse beruhen, mit sich. Im hypothetischen Urtheile, das ja immer ein doppeltes ist, ist das eine als Glied an das andere gebunden, eins durch's andere bedingt; keines hat Geltung für sich allein, und so müssen die Schlüsse, die daraus resultiren, eine eigenthümliche Gattung ausmachen. Sie werden richtiger Setzungs- und Aufhebungsschlüsse, als „eigentliche hypothetische Schlüsse" zu nennen sein, welchen letztern Namen sie vielmehr mit Unrecht führen.

Sehen wir uns jetzt die Natur der hypothetischen Urtheile etwas genauer an.

Die allgemeine Formel derselben lautet: wenn a ist, so ist b (vergl. §. 29.). „Wenn die Luft wärmer wird, so steigt das Thermometer", „wenn in zwei Dreiecken alle drei Seiten einander gleich sind, so decken sie sich." Weder das Wärmergewordensein der Luft ist im ersten Beispiele behauptet, noch das Gestiegensein des Thermometers, sondern was behauptet wird, ist bloß der Zusammenhang, die Abfolge beider Glieder. Ganz so ist es der Fall im zweiten Beispiele. Nur unter der Bedingung also, daß das eine Glied ist, ist auch das andere, woraus folgt, daß, wenn das eine nicht wäre, auch das andere nicht sein könnte. Soll nun hieraus ein Schluß entstehen, so muß dieses bedingte Sein in ein wirkliches Sein, die bedingte Aufhebung in eine wirkliche Aufhebung verwandelt werden. Dies geschieht richtig, wenn es in folgender Weise geschieht. Bejahend (**modo ponente**) schließe ich vom Grunde auf die Folge (vom Wärmerwerden der Luft auf das Steigen des Thermometers, von der Gleichheit der Seiten auf die Congruenz der Dreiecke), verneinend (**modo tollente**) von der Folge auf den Grund (von dem Nichtsteigen des Thermometers auf das Nichtwärmer-geworden-sein, von der Nichtcongruenz der Dreiecke auf das Nicht-gleich-sein ihrer Seiten). Von dem Grunde zur Folge hin bezeichnet nämlich das hypothetische Urtheil eine nothwendige

Verbindung. Ist also der Grund, so muß auch die Folge sein, und eben deshalb, wenn die Folge nicht ist, so kann auch der Grund nicht Statt finden; fände er Statt, so müßte auch die Folge sein.

Einfach und anschaulich läßt sich diese Schlußweise in folgender Formel darstellen:

Wenn **A** ist, so ist **B**,

nun ist **A**,	nun ist **B** nicht,
oder:	
also auch **B**;	also auch **A** nicht.
(modus ponens.)	**(modus tollens.)**

Beispiele:

Modus ponens.

Wenn Jemand als Lügner bekannt ist, so verdienen seine Aussagen wenig Glauben;
dieser Mann ist als Lügner bekannt,
also verdienen seine Aussagen wenig Glauben.

Modus tollens.

Wenn ein Himmelskörper eignes Licht hat, so muß er stets voll sein;
nun ist der Mond nicht immer voll,
also hat er auch kein eigenes Licht.

Man achte darauf, daß in der Formel sowohl als in den Beispielen dem Allgemeinen ein besonderer Fall untergeordnet ist, was weiter unten in nähere Erwägung gezogen werden soll.

Kann man nun umgekehrt auch bejahend von der Folge auf den Grund oder verneinend vom Grunde auf die Folge schließen? Ohne Weiteres nicht; denn von der Folge zum Grunde hin enthält das hypothetische Urtheil keine nothwendige Verbindung, weil eine und dieselbe Folge aus mehreren Gründen hervorgehen kann. Habe ich z. B. die Urtheile: „wenn ein Thier lebendige Junge gebiert und säugt, so hat es warmes und rothes Blut", wenn ein Körper Metall ist, so ist er schmelzbar", so kann ich wohl vom Gebären lebendiger Junge auf das warme und rothe Blut, aber nicht vom warmen und rothen Blute auf das Gebären lebendiger Junge schließen, wie ich davon, daß Etwas Metall ist, wohl

auf seine Schmelzbarkeit, aber nicht von der Schmelzbarkeit auf das Metall-sein schließen darf. Eben so wenig folgt aus dem Nichtgebären lebendiger Junge, daß kein rothes und warmes Blut vorhanden sei, wie sich aus dem Nicht-Metall-sein nimmer ergiebt, daß die Schmelzbarkeit fehle. Vögel haben auch rothes und warmes Blut, und außer den Metallen sind noch unzählige Körper schmelzbar. Um noch Beispiele in der vollständigen Form anzuführen, so betrachte man folgende Schlüsse:

Wenn Körper belebt sind, so bewegen sie sich;
nun bewegen sich die Planeten,
also sind sie belebt.

Wenn es Gespenster giebt, so gehe man vorsichtig bei dunkler Nachtzeit;
nun giebt es keine Gespenster,
also gehe man nicht vorsichtig bei dunkler Nachtzeit.

Die Bewegung der Planeten erfolgt aus einem ganz anderen Grunde, als daraus, daß sie belebt wären, und bei dunkler Nachtzeit muß man immer vorsichtig gehen, trotzdem, daß es keine Gespenster giebt.

Allerdings *kann* auch von der Folge zum Grunde hin eine nothwendige Verbindung Statt finden (man sehe die zuerst angeführten Beispiele vom Thermometer und von den Dreiecken), aber sie *kann auch nicht* Statt finden, warum? wissen wir schon; und so kann die Folge zu bejahen sein, während der Grund zu verneinen ist, wie sie oft zu verneinen sein wird, während der Grund Giltigkeit hat. Man nehme noch das hypothetische Urtheil: „wenn alle festen Körper Leiter der Electricität sind, so sind auch die Metalle Leiter derselben." Hier ist die Folge richtig, aber der Grund falsch, und jene kann uns keine Gewähr leisten für die Richtigkeit von diesem. Es gilt darum die allgemeine Regel: *Aus einem wahren Grunde kann sich bei richtiger Folgerung keine falsche Folge, wohl aber kann sich aus einem falschen Grunde eine wahre Folge ergeben*, weil das Vorderglied nicht die *einzig mögliche* Bedingung von der Wahrheit des Hintergliedes zu sein braucht.

Können nun diese Schlüsse, wie manche Logiker behauptet haben,

als bloß der Form nach hypothetische, dem Gehalte nach aber als *kategorische* betrachtet werden? Durchaus nicht; sie sind und bleiben eigenthümliche Schlüsse, und gerade aus dem Wesen der kategorischen läßt sich nachweisen, warum sie das sein müssen. Im kategorischen Urtheile verhält sich das Subjekt zum Prädikate und dieses zu jenem ganz auf dieselbe Weise, wie sich im hypothetischen Grund und Folge zu einander verhalten (m. s. die Anmerk. auf S. 202); wenn ich das Subjekt habe, so habe ich auch das Prädikat, und habe ich das Prädikat nicht, so kann ich auch das Subjekt nicht haben (m. vergl. noch S. 320). Fasse ich nun zwei kategorische Urtheile zu einem Schlusse zusammen, so komme ich dadurch niemals aus dem Wesen des Bedingtseins heraus. Ich habe im Schlußsatze (**S** ist **P**) niemals eine *absolute* (unbedingte) Position (Setzung), sondern immer nur eine bedingte; er sagt nur aus, daß, **wenn S** ist, auch **P** sei ꝛc. Im sogenannten hypothetischen Schlusse ist es aber die *absolute* Position von **S**, die mich berechtigt, die absolute Position von **P** zu gewinnen; ich denke: **S** ist unbedingt, *wirklich*, das bloß bedingte Sein beider ist hier mit dem Wirklichsein vertauscht. Kann also ein kategorischer Schluß auch die hypothetische Ausdrucksform annehmen, und lassen sich die hypothetischen Urtheile nicht minder in die kategorische Ausdrucksform kleiden, weil auf den Sprachausdruck überall Nichts ankommt, so leuchtet doch ein, daß die aus den letzteren resultirenden Schlüsse *um der absoluten Position willen*, auf welche sie gebaut sind, ganz *eigenthümliche Denkakte* ausmachen.

Folgende Zusammenstellung kann dies noch mehr in's Licht setzen. Heben wir einen Theil der Sphäre oder des Inhaltes vom Subjekte oder Prädikate in einem Urtheile gesondert heraus, so haben wir einen *kategorischen* Schluß; fassen wir mehrere Synthesen in Eins zusammen, so giebt dies einen *Combinationsschluß*; setzen wir dagegen das eine Glied der Synthesis als wirklich, weil das andere als wirklich gesetzt ist, oder heben wir dieses auf, weil jenes aufgehoben ist, so entsteht uns ein sogenannter „*eigentlicher hypothetischer*" Schluß. Schlüsse dieser Art sind aber durchaus *keine wirklichen* hypothetischen Schlüsse, als welche vielmehr eher die kategorischen gelten könnten; sie sind ganz eigenthümliche Schlüsse,

die nur aus hypothetischen Urtheilen, deren Charakter man erst umwandeln muß, herstammen, und aus der gegebenen Darstellung derselben erhellet, daß nur der Name „Setzungs- und Aufhebungsschlüsse" der wahrhaft bezeichnende Titel für sie sein kann.

Um die Natur dieser letzteren noch bestimmter zu würdigen, um ferner den Bereich, innerhalb dessen sie Anwendung finden, so wie die Sicherheit, die sie gewähren, noch vollständiger zu erweisen, müssen wir noch auf die Grundverhältnisse derselben näher eingehen.

Die gegebenen Beispiele zeigen, daß sie selten für sich allein vorkommen, sondern meist verbunden mit einer anderen Schlußgattung, nämlich mit der Anwendung des Allgemeinen auf einen einzelnen Fall, wie solches bei den disjunctiven Schlüssen Statt hat (s. §. 38. S. 324 ff.). Indem man nämlich dem hypothetischen Urtheile als der allgemeinen Regel einen besondern Fall unterordnet, vollzieht man einen eigenthümlichen Schluß, dessen Beschaffenheit an der eben bemerkten Stelle näher erörtert ist. „Wenn das Thermometer gestiegen ist, so ist die Luft wärmer geworden; nun ist (im vorliegenden Falle) das Thermometer gestiegen, also ist auch die Luft wärmer geworden." Hierdurch erhält der einzelne Fall seine gebührende Bestimmung. Diese Verbindung mit einem zweiten Schlusse erklärt sich aber daraus, daß der Setzungs- oder Aufhebungsschluß es nicht mit dem bloßen Denken zu thun hat, sondern mit den Grundverhältnissen des Denkens, mit dem Realen, wie es das Denken bereits vorfindet. Wenigstens ist es in den meisten Fällen so, weshalb auch meist nur durch Zurückgehen auf das Wirkliche entschieden werden kann, ob die nothwendige Verbindung, die vom Grunde zur Folge hin immer Statt findet, auch von der Folge zum Grunde hin in einem gewissen Falle gegeben sei, oder nicht.

Indeß würde man irren, wenn man die Beimischung eines solchen zweiten Schlusses für Etwas hielte, was der vorliegenden Schlußgattung wesentlich sei. Habe ich das hypothetische Urtheil: „Wenn ein Greis wieder zum Jünglinge werden kann, so können auch Flüsse zu ihren Quellen zurücklaufen", so werde ich **modo tollente** aus der Unmöglichkeit des einen Gliedes auf die Unmöglichkeit des andern zu schließen haben. Dabei kann aber von der

Berufung auf einen einzelnen Fall keine Rede sein, denn es giebt keinen, sondern ich muß mich ganz im Allgemeinen, im Aufheben überhaupt halten. Auf der andern Seite kann auch die Verbindung vom Anfang an zwischen Einzelnem sich geltend machen, wie in dem Urtheile: „wenn (oder „so wahr") Göthe gelebt hat, so hat auch Ossian gelebt." Urtheil und Schluß fallen hier so zusammen, daß von einem damit verbundenen zweiten Schlusse wiederum nicht die Rede sein kann. Der Setzungsschluß liegt ganz für sich allein vor; einfach ist aus dem Dagewesensein Göthe's das Dagewesensein Ossians gefolgert. Wo ein einzelner Fall durch Unterordnung unter eine allgemeine Regel seine Bestimmung findet, sollte man, statt „wenn", lieber „wann" oder „wo" gebrauchen, da diese Bindewörter auf das Einzelne bestimmter hinweisen, also: „wo (oder wann) das Thermometer gestiegen ist" ꝛc.

In dem Gesagten liegt bereits unmittelbar noch etwas Anderes zu Tage. Obgleich die Synthesen, um welche sich's in den Setzungs- und Aufhebungsschlüssen handelt, meistentheils aus dem Realen stammen, und dieses Reale sich für unser Vorstellen und Denken in ihnen abspiegelt, so ist ihnen doch auch dies keineswegs wesentlich. Der Schluß hat bloß die Aufgabe, die Gewißheit oder Ueberzeugung (die bestimmte Setzung oder Aufhebung) von einem Gliede der Synthesis auf das andere zu übertragen; dazu ist aber an und für sich Nichts weiter erforderlich, als eine nothwendige Verbindung für unser Vorstellen oder Denken, mag diese auch eine rein subjektive sein. Zwischen der Existenz Göthe's und Ossian's findet sich in keiner Art eine reale Verbindung; nur für mein Denken sind sie in Verbindung getreten, indem sich in Hinsicht ihrer eine gleiche Ueberzeugungskraft ausgebildet hat; und dies genügt vollkommen zur Grundlegung eines Schlusses in der bezeichneten Form.

Eine eben so nothwendige Verbindung für unser Vorstellen oder Denken liegt nun, wie in andern Combinationen, auch im Schlußverhältniß selbst (in der Urtheilscombination, die wir Schluß nennen). Indem der Schlußsatz aus den Prämissen folgt, so haben wir von diesen zu jenem hin das Verhältniß von Grund und Folge, und man kann daher jeden Schluß in ein hypothetisches Urtheil zu-

sammenfassen, welches die Prämissen und den Schlußsatz nach eben solchem Verhältniß verbunden enthält. Liegt z. B. der Schluß vor: „alle Begierden werden durch Spuren von Lustempfindungen begründet, einige Begierden sind unsittliche, also wird einiges Unsittliche durch Spuren von Lustempfindungen begründet", so wird das hypothetische Urtheil, auf welches er sich zurückführen läßt, so lauten: „wenn alle Begierden durch Spuren von Lustempfindungen begründet werden und einige Begierden unsittliche sind, so wird auch einiges Unsittliche durch Spuren von Lustempfindungen begründet." Natürlich haben wir hierdurch Nichts gewonnen, sondern vielmehr verloren, denn wir haben die Behauptung (Assertion), welche bei jener Form sowohl in den Prämissen als im Schlußsatze gegeben war, gegen die bloß hypothetische (bedingte) Fassung fallen gelassen. Aber diese Umgestaltung lehrt uns erkennen, daß beiden Fassungsweisen ein und dasselbe Denkverhältniß zum Grunde liegt, was eine sehr wichtige Enthüllung ist. Es lassen sich nämlich die oben für den **modus ponens** und den **modus tollens** festgestellten Regeln unmittelbar auf das Verhältniß zwischen den Prämissen und dem Schlußsatze anwenden. Hieß es dort: von der Wahrheit des Grundes kann man auf die Wahrheit der Folge, und von der Falschheit der Folge auf die Falschheit des Grundes schließen, so heißt es demgemäß hier: bei jedem in richtiger Ableitung vollzogenen Schlusse kann man aus der Wahrheit der Prämissen die Wahrheit des Schlußsatzes, und aus der Falschheit des Schlußsatzes die Falschheit der Prämissen folgern (beider, oder auch nur Einer). Da nämlich der Schlußsatz nichts Anderes enthält, als was ihm die Prämissen gegeben haben, woher sollte ihm, wenn er falsch ist, das Falsche kommen, als aus diesen? Man betrachte den Schluß: alles Ausgedehnte leitet die Electricität, alle festen Körper sind etwas Ausgedehntes, folglich leiten alle festen Körper die Electricität". Hier ist der Schlußsatz falsch, mithin muß auch in den Prämissen Falsches enthalten sein, und da die zweite offenbar richtig ist, so muß das Falsche in der ersten liegen, wie es denn auch wirklich der Fall ist. Dagegen kann man, ganz den frühern Regeln gemäß, nicht umgekehrt aus der Falschheit der Prämissen auf die Falschheit des Schlußsatzes, und

eben so wenig aus der Wahrheit des Schlußsatzes auf die Wahrheit der Prämissen schließen. Man nehme den Schluß: „alle Vorzüge eines Menschen vor dem anderen sind durch Entwickelung entstanden (nicht angeboren), alle moralischen Eigenschaften sind Vorzüge, also sind alle moralischen Eigenschaften durch Entwickelung entstanden (nicht angeboren)". Der Schlußsatz ist wahr, aber beide Prämissen sind falsch. Denn es giebt auch angeborene Vorzüge, und das Moralische zerfällt in Vorzüge und Mängel (moralisch Löbliches und moralisch Verwerfliches). Wie geht es nun zu, daß der consequent gefolgerte Schlußsatz dennoch nicht falsch ist? Weil er aus anderen, richtigen Grundlagen, die in den Prämissen versteckt liegen, abgeleitet ist. Die moralischen Eigenschaften fallen doch immer mit dem zusammen, was sich entwickelt, und von Entwickelungsproducten ist in der ersten Prämisse die Rede. Man sieht also: aus Falschem kann sehr wohl Wahres folgen.

Was nun endlich noch die Frage anlangt: welche Stellung zu den Setzungs- und Aufhebungsschlüssen hat das Logische? so muß die Antwort gerade so lauten, wie sie in §. 39. und 40. gegeben worden ist. Das Logische liegt der eigentlichen Folgerung zur Seite; es hat nur das Zusehen, oder bestimmter, von ihm geht nur die größere Klarheit aus, mit welcher wir die Glieder der Synthesis vorstellen, ohne daß es die Synthesis selber bestimmte oder zur Anwendung brächte. Charakteristisch ist diesen Schlüssen die Uebertragung der Ueberzeugung von einem Gliede auf das andere, und diese kann, ohne daß sie von der Leuchte der Begriffe begleitet wird, auch in der unmittelbaren Form des Taktes erfolgen; ja selbst instinktartig kann sie geschehen, indem sie sich (bei den Thieren) unbemerkt und unbeabsichtigt reproducirt. Die bewegende Grundursache (das Princip, das eigentlich Bestimmende) ist in diesen letzteren Fällen dieselbe, wie bei den bezeichneten Schlüssen. S. §. 39.

§. 42.

Ergänzungs- oder Unterlegungsschlüsse.
(Bloße Wahrscheinlichkeitsschlüsse.)

A. Allgemeines darüber.

Was hier als Verbindungen (Synthesen) vorliegt, entbehrt des bereits feststehenden, nothwendigen Zusammenhanges, wie schon ein-

leitungsweise in §. 39. am Schlusse bemerkt worden ist, und wir können uns daher bei dieser Klasse von Schlüssen auf größere Schwierigkeiten gefaßt machen. Man betrachte folgende Thatsachen. Wir bringen den Stein, welcher Magnet genannt wird, in die Nähe von Eisenfeilspänen, und siehe, diese bewegen sich zu ihm hin; wir sind mit electrischen Versuchen beschäftigt und bemerken, daß ein electrischer Drath die Fähigkeit habe, eine in der Nähe befindliche Magnetnadel abzulenken; wir sehn einen Lichtstrahl durch ein Glas gehn, und entdecken, daß er von seiner sonst geraden Richtung abgewichen, gleichsam gebrochen auf der andern Seite herauskommt ꝛc. Jeder dieser Erfolge steht zunächst isolirt für uns da; wir können für ihn keinen nothwendigen Zusammenhang mit einem andern, der als Ursache zu betrachten wäre, nachweisen, oder doch nicht einen Zusammenhang, der alles Thatsächliche, was hier vorliegt, genügend erklärte. Wir haben also ein Bruchstück, und gleichwohl genügt uns nur eine Erkenntniß, die das Reale durch und durch in seinen natürlichen Verbindungen erfaßt hat. Sonach entsteht uns das Bedürfniß, dieses Bruchstück zu ergänzen, den fehlenden Zusammenhang irgendwie herzustellen; außerdem sind vielleicht auch praktische Gründe vorhanden, welche dies wünschenswerth machen. Wie oft ferner ist es uns von Wichtigkeit, den Charakter eines Menschen zu kennen, aber wir haben nur Handlungen und Aeußerungen desselben vor uns, denen zwar jedenfalls ein Charakter zum Grunde liegt, die aber doch eine verschiedene Deutung hierfür zulassen. In Fällen solcher Art also unternehmen wir eine Ergänzung des uns Fehlenden, welche sehr häufig die Form eines Schlusses annimmt. Wir legen dem Thatsächlichen Etwas unter (denken es hinzu), aber da wir uns wohl bewußt sind, daß der Zusammenhang, den wir uns so bilden, kein nothwendiger, sondern nur ein wahrscheinlicher sei, so vermögen wir auch für unsere Unterlegung keine volle Gewißheit zu erreichen; es bleiben die Unterlegungs- oder Ergänzungsschlüsse (so wollen wir diese Schlußgattung nennen) bloße Wahrscheinlichkeitsschlüsse.

Liegen diese Schlüsse mit den sogenannten mathematischen Wahrscheinlichkeitsschlüssen parallel? Durchaus nicht. Die Mathematik berechnet die Wahrscheinlichkeit durch Schlüsse, welche an sich durch und durch die höchste Gewißheit haben; denn wenn ich z. B. bestimme, wie groß die Wahrscheinlichkeit sei, mit fünf Würfeln viermal sechs und einmal fünf zu werfen, oder ob Jemand bei der Recrutenaushebung unter gegebenen Umständen verschont bleiben werde, so ist die Wahrscheinlichkeit Gegenstand des Schließens, nicht das Schließen selbst ist bloß wahrscheinlich, unsicher, wie hier. Ferner. Beim Würfeln bleibt doch der Erfolg offenbar unsicher, so sicher ich auch durch Schlüsse herausbringe, welche Fälle dabei überhaupt möglich sind; dagegen ist es nichts Unsicheres, daß z. B in unserem Sonnensystem die Bewegungen durch Kräfte und Gesetze geschehen, die sich gleich bleiben; nur die Momente, auf welche ich mich für ihre Erkenntniß stütze, sind mangelhaft; aber ich setze voraus, daß, wenn ich das Mangelhafte ergänzen könnte (hierbei kann ich eben nicht sicher gehen), dasselbe vollkommen mit dem zusammenstimmen würde, was ich bereits als sicher erkannt habe. — Die philosophischen Wahrscheinlichkeitsschlüsse haben also einen ganz anderen Charakter, eine ganz andere Form, als die mathematischen, und die letzteren gehören darum gar nicht in die Logik, die es ja nur mit den Formen des Denkens zu thun hat. Eigenthümliche Denkformen kommen bei der Wahrscheinlichkeitsberechnung gar nicht vor, dagegen ist die Unsicherheit im Schließen bei den Unterlegungs- oder Ergänzungsschlüssen etwas Eigenthümliches.

Die letzteren zeigen sich wieder in zweifacher Hinsicht verschieden.

Zuerst nämlich kann das, was für den Schluß vorliegt, so verbunden sein, daß die Synthesis zwar nach der einen Seite hin gewiß ist, aber nicht nach der anderen hin. Dies ist der Fall bei den bejahenden Schlüssen von der Folge auf den Grund oder den Hypothesen. Es steht z. B. fest, daß eine gewisse Beschaffenheit des Charakters oder der Gesinnung eine gewisse Handlungsweise zur Folge hat, d. h. vom Grunde zur Folge hin ist eine sichere Verbindung. Jetzt finde ich diese Handlungsweise, und ich schließe davon auf jene Beschaffenheit des Charakters, d. i. von der Folge auf den Grund. Der Schluß ist ein bloßer Wahrscheinlichkeitsschluß, denn die Folge braucht nicht nothwendig mit diesem Grunde verbunden zu sein. Die beobachtete Handlungsweise kann noch andere Gründe haben (s. den vorigen §.), und es ist mir also für meine Unterlegung (Hypothese, Voraussetzung) keine Gewißheit gegeben. Von der Folge zum Grunde hin besteht ja niemals eine unbedingt sichere Verknüpfung.

Zweitens kann auch nach keiner Seite hin die Verbindung gewiß sein. Gesetzt: zwei Dinge, a und b, stimmen in

c, d und e zusammen, a ist aber außerdem noch f, und ich schließe nun, daß b ebenfalls f sein möchte. Ich weiß z. B. von allen Planeten, daß sie sich um die Sonne bewegen, daß diese Bewegung eine elliptische ist, daß sie von der Sonne erleuchtet und erwärmt werden, daß sie nach Ablauf einer gewissen Zeit in dieselbe Stellung zu ihr zurückkehren ꝛc. Jetzt ist die Frage, ob sich auch wohl auf allen eine organische Schöpfung finden möge. Dies ist uns nur von Einem Planeten bekannt: von demjenigen, welchen wir selber bewohnen; aber wir schließen, da die übrigen Planeten unsrer Erde in allen vorher angegebenen Punkten gleich sind, so werden sie ihr auch hierin gleich sein. Offenbar ist das Verhältniß, auf welches wir hierbei bauen, ein weniger günstiges, als bei der Hypothese. Das Vorhandensein der organischen Schöpfung auf der Erde macht nicht den Grund davon aus, daß es Uebereinstimmendes zwischen den Planeten giebt, und eben so wenig läßt sich ein anderes Verhältniß nachweisen, welches uns die Verbindung des sonst Zusammenstimmenden mit der dortigen organischen Schöpfung gewiß machte. Also nach keiner Richtung hin steht die Verbindung fest, sondern das Ganze ist von unbestimmterem Charakter; die einzelnen Momente, um die sich's hier handelt, haben bloß eine gewisse qualitative Einheit: eine Aehnlichkeit oder Analogie, und indem wir uns in allen dergleichen Fällen nur auf solche Aehnlichkeit mehrerer Erscheinungen stützen, vollziehen wir einen Schluß nach der Analogie.

Fassen wir nun jede dieser beiden Schlußarten gesondert näher in's Auge.

B. Hypothesen.

Der bejahende Schluß von der Folge auf den Grund hat keine Giltigkeit; denn das hypothetische Urtheil enthält wohl eine nothwendige Verbindung der Folge mit dem Grunde, aber nicht des Grundes mit der Folge. Dieselbe Folge kann aus mehreren Gründen hervorgehen. Trotz dem sehen wir uns in unzähligen Fällen genöthigt, einen Schluß dieser Art zu machen. Dabei können wir im Allgemeinen drei Hauptklassen unterscheiden, die vom minder Schwierigen zum Schwierigern fortgehen und sich hierdurch einander überordnen.

1) Die Verhältnisse sind von der Art, daß das Fragliche nicht nur seiner Natur, sondern auch den gegebenen Umständen nach eine sichere Erkenntniß zuläßt; aber wir werden irgendwie gedrängt, so daß wir nicht auf den Erwerb dieser Erkenntniß warten können. Wir müssen unser Urtheil oft unverweilt abschließen, auch wohl ein Handeln darauf bauen. Man nehme den Fall, wo ein wichtiges Lebensverhältniß mit Jemandem anzuknüpfen ist, den wir nur unvollkommen kennen gelernt haben. Wir würden später Gelegenheit finden, seines Charakters vollkommen gewiß zu werden, aber die Umstände drängen: wir müssen zuschlagen oder abbrechen, und so müssen wir uns denn an einer Hypothese, die wir in Beziehung darauf bilden, genügen lassen. Nicht anders ist es, wenn der Arzt zweideutige Symptome findet unter Umständen, die ein augenblickliches Eingreifen erfordern, und so in unzähligen anderen Fällen.

2) Die Verhältnisse sind von der Art, daß von dem Fraglichen wohl seiner Natur nach eine sichere Kenntniß erworben werden kann, aber nicht den vorliegenden Umständen nach, folglich alles Warten Nichts helfen würde. Hierher gehören die Schlüsse auf Thatsachen der Vergangenheit, wo gar keine oder nur unvollständige Zeugnisse vorhanden sind. Man nehme Begebenheiten, von denen keine beglaubigte Erzählung vorliegt, ein Verbrechen, für welches keine Zeugen aufzufinden und das Geständniß des Verbrechers nicht zu erzielen ist, u. s. w. Der Historiker, der Arzt, der Kriminalrichter ꝛc. müssen zu Hypothesen ihre Zuflucht nehmen. — Den Uebergang zur folgenden Klasse bilden die Fälle, wo die Sache so beschaffen ist, daß sie zwar an und für sich eine genaue und sichere Erkenntniß recht wohl zulassen würde, wo aber Umstände mit der Sache in unzertrennlicher Verbindung stehen, welche diese Erkenntniß verkümmern. So verhält es sich mit der ersten Ausbildung der Rechtsverhältnisse, der Sprache, der Musik, mit der Herstellung mancher Bauwerke (z. B. der Pyramiden) ꝛc. Es handelt sich also hier um Thatsachen, die an und für sich freilich eine Beobachtung und demnach auch eine den Geschichtsforscher befriedigende Tradition gestattet hätten; aber die historische Stellung dieser Thatsachen bringt es nothwendig mit sich, daß weder Beobachtung noch Tradition Statt gefunden hat.

3) Die Verhältnisse sind von der Art, daß von dem Fraglichen seiner innersten Natur nach keine sichere Erkenntniß möglich ist. So bei den ersten Entwickelungen der menschlichen Seele. Das Kind selber kann sich nicht beobachten und von sich Rechenschaft geben; was aber Andere an ihm beobachten, ist dem an uns selber Beobachteten zu unähnlich und demnach zu vieldeutig, als daß es zu einem sicheren Schlusse führen könnte. Vor Allem gehören hierher alle inneren Kräfte oder Vermögen, und zwar der materiellen, wie der geistigen Welt. Wir nehmen das Fallen des Steines wahr, eben so den Widerstand, wenn wir in einen Körper mit einem anderen eindringen wollen, ingleichen den electrischen Funken, und das electrische Anziehen und Abstoßen ꝛc.; wir beobachten ferner in uns ein Verstehen, ein Urtheilen, ein Erinnern, ein Wollen ꝛc.; aber die Kraft der Schwere, die Kraft der Undurchdringlichkeit, die electrische Kraft vermögen wir, der Natur der Sache nach, eben so wenig wahrzunehmen, als die Verstandes-, die Urtheils-, die Erinnerungs-, die Willenskraft u. s. w. Wir müssen diese Kräfte in Rechnung bringen, wenn wir nicht in unsrer Naturerkenntniß durch und durch Bruchstücke haben wollen; aber wir sind für ihre Annahme auf Hypothesen beschränkt.

Es fragt sich nun: wie haben wir die Hypothesen zu bilden? — Die Regeln dafür ergeben sich unmittelbar aus der Aufgabe selber.

Durch die Hypothesen soll das Unbekannte bestimmt werden, das mit einem Gegebenen (Bekannten) in Verbindung steht; jenes ist der Grund, woraus dieses als Folge abzuleiten ist. Die Hypothese muß also von der Art sein, daß durch sie das Zuerklärende wirklich erklärt wird, wo nicht, so wäre es unnütz, daß wir sie versucht haben. Zwischen der Hypothese und dem, was durch sie erklärt werden soll, würde keine Verbindung sein. Man nehme z. B. die materialistischen Hypothesen zur Erklärung des Denkens. Das Materielle zeigt Nichts, als eine gewisse Größe, Figur, Härte, Weiche, Schwere, Farbe, Elasticität ꝛc. In welcher Art wir aber auch diese Beschaffenheiten modificirt und zusammengesetzt denken mögen, wir kommen dadurch nie zu Etwas, was dem Psychischen auch nur ähnlich wäre. Dieses Letztere hat keine räumliche

Größe, keine Figur, keine Härte, keine Schwere ꝛc., kurz keine materielle Eigenschaft; Geistiges und Materielles stehen so verschieden von einander da, daß die Prädikate derselben nie aufeinander passen, und wie soll also das Eine aus dem Anderen abzuleiten sein? (s. oben S. 157). Wie daher alle bisher zur Erklärung des Psychischen aufgestellten materialistischen Hypothesen zu verwerfen sind, so werden es eben so alle späteren sein. Dasselbe gilt von dem „Absoluten oder Inhaltslosen", das man als Hypothese zur Erklärung des Universums und der menschlichen Erkenntniß von demselben aufgestellt hat. Alles Denken (wie wir gefunden haben) kann Nichts absolut erzeugen; was aus einem Gegebenen folgen soll, muß elementarisch in ihm enthalten sein, und aus dem Absolut-Leeren kann demnach gar Nichts folgen. Wenn man gleichwohl scheinbar Mancherlei daraus folgert, so erklärt sich dies durch Unterschiebung von solchem, was man schon kennt (s. S. 47).

Man hat verlangt, daß das als Hypothese Angenommene nicht durchaus unbekannt sein dürfe, daß es vielmehr als unter anderen Umständen existirend erkannt sein müsse, sonst schwebe es in der Luft und die Erklärung mit ihm. Aber es springt in die Augen, daß dieser Anforderung nur bei den beiden ersten der früher aufgestellten Klassen, wo nämlich das Vorausgesetzte nur zufällig unerkennbar ist, genügt werden kann, nicht aber bei der letzten Klasse, wo dasselbe wesentlich oder seiner innersten Natur nach sich der Erkennbarkeit entzieht. Eine Gesinnung, die ich einer Handlungsweise, eine Krankheitsursache, die ich einer jetzigen Krankheit zum Grunde lege ꝛc., müssen allerdings früher wahrgenommen sein, wenn ich nicht auf entschieden unsicheren Grund bauen will. Aber innere Kräfte können überhaupt nicht wahrgenommen werden, und so läßt sich jene Forderung auf sie nicht ausdehnen, ohne daß jedoch hierdurch die Annahme solcher Kräfte unberechtigt erscheint. Würden wir nicht sonst auf den irrigen Satz hingedrängt werden, daß Etwas geschehen und erklärt werden könne aus Nichts?

Eine andere Regel lautet: Die Hypothese darf keinem mit voller Wahrheit erkannten Naturgesetze widersprechen. Dies ist eigentlich nur die negative Seite der vorigen Regel. — Was ist ein Naturgesetz? Nichts Anderes, als eine Verbindung von Thatsachen (Erfolgen), die ohne Ausnahme in dieser Verbindung vorkommen, also eine als allgemein erkannte Synthesis. Widerspräche also die Hypothese einem solchen zuverlässigen Gesetze, und

man nähme sie als wahr an, so würde folgen, daß das Gesetz falsch, weil es nicht allgemein sei. Diese Folge ist zu verwerfen, weil das Gesetz richtig ist, und wir wissen: ist die Folge aufzuheben, so ist auch der Grund aufzuheben, weil aus einem richtigen Grunde bei consequenter Folgerung sich keine unrichtige Folge ergeben kann (s. S. 348). Der Schluß von der Nichtgiltigkeit der Folge auf die Nichtgiltigkeit des Grundes (hier: der Hypothese) ist immer ein vollberechtigter, und da sonach eine solche Hypothese nicht erklärt, was durch sie erklärt werden soll, so erhellet, daß die vorige Regel durch die jetzige nur negativ ausgebeutet ist. Das Folgende wird dies noch deutlicher machen.

Jedes Naturgesetz kann, da es eine allgemeine Synthesis ist, nur durch einen allgemeinen Satz ausgesprochen werden. Solche Sätze sind aber, wie wir oben (S. 265 und 281 ff.) gesehen, nur Zusammenfassungen von einzelnen Urtheilen, und die letzteren wieder nur Expositionen des in ihren Subjekten Gegebenen, mögen nun diese Subjekte Erfahrungsthatsachen (Anschauungen) oder abstracte Vorstellungen sein. Nun würde eine einzige unzweifelhafte Thatsache, die mit einem bisher angenommenen Naturgesetze in Widerspruch wäre, allerdings im Stande sein, dieses Gesetz als ein fälschlich angenommenes zu erweisen; wir müßten die Stärke der Thatsache anerkennen und das Gesetz wenigstens so weit einschränken, als dieser Widerspruch reichte. Eine Hypothese aber hat solche Macht nicht, denn sie ist keine Thatsache, sie muß vielmehr als etwas nur zu den Thatsachen Hinzugedachtes, ihnen mit einer gewissen Unsicherheit Untergelegtes Demjenigen weichen, was in einer Gruppe entschiedener Thatsachen repräsentirt ist, ja schon eine einzige entschiedene Thatsache vermag sie zu widerlegen. Natürlich muß diese Widerlegung um so vollwichtiger werden, je häufiger, allgemeiner die Thatsache ist, indem hierdurch die Möglichkeit, daß man etwas falsch Aufgefaßtes für Thatsächliches angesehen, um so sicherer ausgeschlossen wird.

Man nehme die bekannte Annahme des Phlogistons (Brennstoffs), wodurch man früher die Brennbarkeit der Körper zu erklären suchte. Das Product der Verbrennung ist schwerer, als der Körper vor der Verbrennung, wie sich immer zeigt, wenn man durch vollständige Sperrung jede Entweichung gehindert hat. Das Phlogiston müßte

also ein Stoff sein, der die Körper leichter machte, so lange er mit ihnen verbunden ist, und dagegen schwerer, wenn er ihnen (beim Verbrennen) verloren geht. Dies streitet aber mit allen sicher erkannten Naturgesetzen. Wir kennen wohl Imponderabilien (von denen wir übrigens nicht wissen, ob sie eigentliche Körper sind), aber keine Körper, die keinen Einfluß von der Schwerkraft erführen, ja dieser unmittelbar und direkt entgegenwirkten. Trotz dem würde jedoch, wenn die Existenz des Phlogistons eine Thatsache wäre, dies Alles nicht stören dürfen; die Thatsache bliebe stehn, und wir müßten die physikalischen Begriffe und Gesetze so umändern, wie die Thatsache es verlangte. Allein der Brennstoff war nur ein Gedankending, eine Hypothese, und so wurde er denn, nachdem man jenes Schwererseins des Verbrennungsproductes entdeckt hatte, mit Recht verworfen und die bessere Hypothese gesucht und gefunden, wodurch man jetzt den Verbrennungsproceß erklärt.

Hierzu noch ein Beispiel aus dem Gebiete des Geistigen. Dem vollen Idealismus, wie er von Kant und Fichte ausgebildet worden ist, liegt die Hypothese zum Grunde, daß das Sein nirgends für uns erreichbar (wahrnehmbar) sei: bei der Auffassung von uns selbst eben so wenig, wie bei der Auffassung der Außenwelt. Daraus würde aber offenbar folgen, daß wir auch nicht einmal den Begriff des Seins haben könnten. Denn alles Denken kann keinen Vorstellungsinhalt absolut erschaffen; es kann nur das Gegebene zerlegen und wieder zusammensetzen, und wo sich daher etwas Eigenthümlich-Einfaches in ihm enthalten zeigt, muß es irgendwie aus äußerer oder innerer Anschauung (Erfahrung) stammen. Nun ist aber das in dem Begriffe „Sein" Gedachte etwas eigenthümlich Einfaches, das in keiner Art durch Zusammensetzung aus Anderem erworben werden kann; nur aus dem Sein selber kann es resultiren, und wäre uns also keine Anschauung des Seienden gegeben, so könnten wir auch den Begriff „Sein" nicht erlangen, was zu dem nothwendigen Schlusse führt: da wir denselben unstreitig haben, so ist jene Hypothese zu verwerfen und eine bessere zu bilden.

Wodurch erhält nun eine nach diesen Regeln gemachte Hypothese ihre Bestätigung? Lediglich dadurch, daß wir das Erschlossene mit den Erfahrungsthatsachen vergleichen. Je ge-

nauer diese mit Jenem übereinstimmen und fort und fort übereinstimmen, desto mehr Bestätigungen haben wir für die Hypothese. Denn während sie vorher durch einen Schluß von der Folge auf den Grund gebildet wurde, schließen wir jetzt umgekehrt vom Grunde auf die Folge, und das ist ein vollgiltiges Schlußverfahren. Bis zu welchem Gewicht diese Bestätigungen anwachsen können, zeigt vielleicht keine Hypothese so augenscheinlich und glänzend, als die jetzt allgemein angenommene in Bezug auf unser Sonnensystem, wie sie von Copernikus begründet, durch Keppler, Newton und Andere weiter ausgebildet worden ist. Nach Maßgabe dieser Hypothese berechnen wir die zukünftigen Bewegungen und Stellungen der Gestirne in Voraus, und da die wirklich eintretenden Erscheinungen damit nicht nur auf Tag und Stunde, sondern selbst auf Minuten und Secunden zusammentreffen, so haben wir die vollste Bestätigung, welche nur irgend bei Voraussetzungen möglich ist. Dessenungeachtet gelangen wir hierdurch immer nur zur Wahrscheinlichkeit (zur höchsten Wahrscheinlichkeit freilich), nie zu voller Gewißheit, und es bleibt immer noch dahin gestellt, ob nicht die beobachteten Erscheinungen aus einem anderen Grunde eben so gut, ja vielleicht allein erfolgen könnten, und welchen Grund wir vielleicht auffinden würden, wenn die nämlichen Auffassungen nach anderen Seiten hin zur genaueren und bestimmteren Ausbildung gelangten. Daher denn auch der große Newton bekannte: er wolle nicht entscheiden, ob es solche Kräfte, wie er zur Erklärung der Bewegungen unseres Sonnensystems angenommen, wirklich gebe; ihre Annahme sei aber wenigstens die beste Art, die vorliegenden Erfahrungen in einen durchgreifenden Zusammenhang mit einander zu bringen. — Wird sich hieraus nicht die Pflicht ergeben, selbst die bewährtesten Hypothesen stets mehr oder weniger lose zu halten für den Fall, daß sich später etwas ihnen Widersprechendes fände, und dieselben dann der besseren Erkenntniß zum Opfer zu bringen, wie viel Mühe sie uns auch verursacht und wie viel Ehre sie unserem Scharfsinn eingetragen haben mögen?

Als ein bedeutender Gewinn für die Erkenntniß muß es darum angesehn werden, wenn es uns gelingt, der Forschung eine solche Wendung zu geben, daß wir der Hypothesen gänzlich entbehren und die Erklärung des Vorliegenden rein durch Thatsachen und durch vollgiltige Schlüsse (vom Grunde auf die Folge) ausführen können. Man nehme folgendes Beispiel. Daß das Wasser in der Pumpe aufsteigt, so bald man den Stempel oder Kolben in die Höhe zieht, wurde bekanntlich früher durch die sogenannte „Scheu der Natur vor dem Leeren (**fuga** oder **horror vacui**)" erklärt. Galilei bemerkte zuerst, daß dieses Hinaufsteigen nicht 32 Fuß überschreite; der Raum darüber hinaus blieb leer. Hierdurch wurde zuerst die bisherige Hypothese unsicher; aber man stützte sie von Neuem dadurch, daß man annahm, diese Scheu habe die eben genannte Grenze. Nun nahm Toricelli beim Barometer wahr, daß das Quecksilber in der gläsernen Röhre nicht über 28 Zoll, und bei anderen Flüssigkeiten nicht über noch andere Höhen steige. Vermöge dessen mußte jene Hypothese noch mehr an Wahrscheinlichkeit verlieren, während in gleichem Grade die gegenüberstehende, welche das Aufsteigen durch den von der anderen Seite der Röhre erfolgenden Druck der Luft erklärte, gewann. Aber noch stand Hypothese gegen Hypothese; und dieses Verhältniß wurde, der Hauptsache nach, nicht verändert, als Pascal den Beweis geführt hatte, (durch Versuche mit dem Barometer, welche er auf dem **Puy de Dôme**, einem hohen Berge in Auvergne anstellte), daß das Aufsteigen des Quecksilbers verschieden sei, je nachdem man das Barometer an einen höheren oder niederen Ort bringe. Allerdings war hierdurch in ungleich höherem Grade wahrscheinlich geworden, daß die verschiedene Schwere der Luft diese Erscheinungen bedinge, aber diese Luftschwere war immer noch eine bloße Hypothese, und die **fuga vacui** ließ sich augenscheinlich festhalten, wenn man sie nur dahin modificirte, daß sie in einer Kraft begründet sei, welche nach Maßgabe der Entfernung von der Meeresfläche eine verschiedene Größe habe. Gewißheit erhielt man erst durch die Luftpumpe, die später Otto von Guerike erfand. Indem man mit Hilfe derselben zeigen konnte, daß das Fallen der Körper verschieden sei, je nachdem es im luftleeren oder im nichtluftleeren Raume erfolgt, war die Schwere der Luft als Thatsache festgestellt; man kannte den Grund, von welchem aus man vollgiltig auf die Folge, d. i. auf die Nothwendigkeit des Aufsteigens der Flüssigkeiten im luftleeren Raume

schließen konnte. Es lehrte zugleich dieser Schluß: die Flüssigkeit muß in den bezeichneten Maßverhältnissen emporsteigen, weil der Druck der Luft z. B. das schwere Quecksilber nicht so hoch treiben kann, als das leichtere Wasser; so weit dies also in diesen Maßverhältnissen geschah, lag nichts weiter zu erklären vor, und die Nothwendigkeit einer Hypothese war beseitigt.

Ein anderes Beispiel wollen wir aus der Logik entnehmen. Die Begriffe besitzen eine größere Stärke und Klarheit des Bewußtseins, als die besonderen Vorstellungen (s. oben S. 38), und wir behaupten, daß diese Vorzüge aus der vielfachen Verschmelzung gleichartiger Vorstellungselemente stammen. Diese Behauptung ist zunächst nur eine Hypothese; es ließe sich denken, daß jene doppelte Vollkommenheit auch andere Gründe habe. Zur Bestätigung der Hypothese vergleichen wir die Begriffe mit einander. Wir alle haben Begriffe, die aus einer größeren Anzahl von besonderen Vorstellungen, dagegen auch solche, die aus einer geringeren Anzahl hervorgebildet sind; jene finden wir immer stärker und klarer, als diese. Dessenungeachtet könnte der Grund davon noch immer ein anderer sein, als jene Hypothese annimmt. Was thun wir nun? Durch die umfassendsten Inductionen steht fest, daß das Gleiche in unserer Seele sich gegenseitig anzieht und daß die unfesten oder beweglichen Elemente der Gebilde eine Fortpflanzung, Ausgleichung erfahren (s. **N.** §. 9. 15 ff., §. 30 ff. *). Diese Gesetze wenden wir auch hier an und zeigen, daß erstens die gleichen Bestandtheile der ähnlichen Vorstellungen, wenn diese letzteren zugleich oder unmittelbar hinter einander zum Bewußtsein erregt werden, sich anziehn und bis zu völliger Verschmelzung in Einem Akt anziehn müssen; daß zweitens dieser Akt als ein gesonderter hervortreten müsse, weil die beweglichen Elemente, die eben das Unbewußte zum Bewußtsein erregen, den ungleichen Vorstellungsbestandtheilen entzogen und auf die stärker anziehenden gleichen hingelenkt werden, so daß jene das Bewußtsein einbüßen (vergl. §. 5.). Indem wir so von gesetzlichen

*) Daß überhaupt die neue Psychologie überall von Thatsachen ausgeht, also zunächst auf Inductionen baut, kann die Schrift von Raue Demjenigen, der nicht Beneke's Werke selbst kennen gelernt hat, in vorzüglichem Grade beweisen. Die vorliegende Logik befolgt übrigens dieselbe Methode.

Thatsachen ausgehn, haben wir bloß noch einen vollgiltigen Schluß vom Grunde auf die Folge gemacht; folglich ist alles Hypothetische weggeschafft, und die wahre Ursache von der größern Stärke und Klarheit der Begriffe ist vollkommen sicher zu Tage gelegt.

Die Natur der sinnlichen Wahrnehmungen wird uns auf dieselbe Weise gewiß. Bekanntlich erzeugt der ausgebildete Mensch klar bewußte Wahrnehmungen, während das Kind in seiner ersten Lebenszeit nur unbewußte sinnliche Empfindungen zu bilden im Stande ist. Worin hat dieser Unterschied seinen Grund? Wir behaupten: den sinnlichen Auffassungen, wie sie der Erwachsene bildet, kommen die früher gebildeten und im Innern der Seele aufbewahrten, so weit sie gleichartige sind, zu Gute, und nur hierdurch wird die jetzige Auffassung zum klaren Bewußtsein verstärkt. Natürlich ist diese Behauptung zuvörderst nur eine Hypothese, denn wir schließen von der Folge auf den Grund. Die Erfahrung zeigt aber thatsächlich, daß die einmal gebildeten sinnlichen Empfindungen im Innern der Seele als Spuren fortexistiren; sie zeigt ferner, daß diese Spuren zu dem gleichartigen neuen Eindrucke hinzugeweckt werden (s. **N.** §. 9.), und indem sie sich mit demselben zu Einem Bewußtseinsakte innig vereinigen, muß dieser Akt um so klarer werden, je mehrere Spuren bereits vorhanden sind. Durch die so gewendete Beweisführung haben wir den Gang der Untersuchung umgekehrt; wir sind jetzt von Thatsachen und unzweifelhaften Seelengesetzen ausgegangen, haben vom Grunde auf die Folge geschlossen, was immer vollberechtigt ist, und die Hypothese hat dem Erfahrungsbeweise Platz machen müssen.

Zuletzt noch ein Wort über die Forderung, die man so oft gethan hat, daß nämlich die Hypothesen einfach sein sollen. Allerdings läßt sich eine einfache Hypothese leichter bewahrheiten, als eine complicirte, und aus diesem Grunde ist die Einfachheit derselben höchst wünschenswerth. Muß man zu einer Hypothese eine Menge Nebenannahmen und Modificationen hinzufügen, wie es z. B. mit der Ptolemäischen Hypothese über die Bewegungen unseres Sonnensystems, mit der von den angeborenen Begriffen ꝛc. der Fall war, so entsteht eine Ueberladung und Verwickelung, welche die Erklärung des Thatsächlichen außerordentlich erschwert. Von jeher ist es darum das natürliche Verlangen nach Einfachheit gewesen, wodurch man von falschen Hypothesen hinweg- und zur Aufsuchung anderer hingedrängt worden ist. Man hätte z. B. die **fuga vacui** nur festhalten können, wenn man, nachdem sie einmal wankend geworden war, durch Nebenhypothesen sie umlagert hätte; mit Recht gab man sie darum lieber auf. Wahre Hypothesen liegen immer in der Rich-

tung zur Einfachheit und Uebereinstimmung hin, und die Geschichte aller Naturwissenschaften bezeugt, daß sich die einfacheren Hypothesen stets auch als die richtigeren bewährt haben, weshalb es für überwiegend wahrscheinlich gelten muß, daß die Grundgesetze der Naturentwickelung überhaupt von sehr einfachem Charakter seien. Mehr als dies aber können wir nicht zugeben. Einer Hypothese bloß deshalb, weil sie einfacher ist, den Vorzug vor der weniger einfachen zugestehen wollen, muß bedenklich erscheinen; denn wir können dann auf Hypothesen verfallen, die Nichts oder Alles nur halb erklären, und keine einfache Hypothese kann wahr sein, die der Erklärung nicht hinlänglich dient. Man denke an die höchst einfachen Hypothesen: der Mensch habe ein besonderes angeborenes Gedächtniß, eine besondere angeborene Erinnerungskraft ꝛc. Eine Menge Thatsachen bleiben bei diesen Annahmen unerklärbar. Warum wirkt das Gedächtniß für manche Vorstellungen kräftig, für viele andere so unkräftig? Warum läßt uns die Erinnerungskraft häufig im Stiche, da sie doch in anderen Fällen ihre Schuldigkeit thut? Warum ruft sie uns Manches zum Bewußtsein, was uns nur stört; warum wirkt sie bald träge, bald feurig, u. s. f.? Nein, wir können die Forderung der Einfachheit nicht als logisch-constitutives Princip aufstellen, dürfen nicht die größere Leichtigkeit und Bequemlichkeit der Erklärung zur Norm machen, wonach wir den Werth der Hypothesen beurtheilen, weil wir uns sonst nur zu leicht in oberflächliches Befriedigtsein einwiegen können, und es läßt sich zeigen, daß die vorzeitige Erklügelung einfacher Hypothesen die wissenschaftliche Erkenntniß nur in Verwirrung gebracht und Jahrhunderte lang aufgehalten hat. So wenn Einige den Satz aufgestellt haben, daß alle Urbestandtheile der Körper, selbst die der Metalle, Luftarten seien, oder wenn man für alle Krankheits-, oder gar für alle Lebensentwickelung ein einziges Princip (Grundursache) hat annehmen wollen. Lediglich die genaueste Vergleichung des Thatsächlichen kann entscheiden, was als Hypothese aufzustellen und welcher Grad der Einfachheit für sie zu erstreben sei.

C. Schlüsse nach der Analogie.

Zuvörderst sei bemerkt, daß mit diesen Schlüssen nicht die Denkform verwechselt werden darf, welche in der Annahme eines Analogons besteht. Ein „Analogon annehmen" und „schließen nach der Analogie" ist in eben der Art verschieden, wie die logischen Wahrscheinlichkeitsschlüsse von den mathematischen Wahrscheinlichkeitsschlüssen verschieden sind. Die letztern haben die Wahrscheinlichkeit zum Gegenstande (Objecte), und eben so geht mein Denken (Schließen) auf das Object, wenn ich z. B. den vollkommneren Thieren ein Analogon des Verstandes beilege. Nicht Gleiches lege ich ihnen dann bei, sondern nur Aehnliches. Dagegen schließe ich auf Gleiches, wenn ich annehme, daß, da eine organische Schöpfung sich auf unserer Erde befindet, sich auch auf den übrigen Planeten eine solche befinden möge, nur daß sich diese Annahme bloß auf die sonstige Aehnlichkeit zwischen der Erde und jenen Planeten stützt. Die Analogie trifft also hier die Form meines Denkens (Schließens); denn während die Unterlegung dort in der bestimmter ausgeprägten Weise der Hypothese geschieht, erfolgt sie hier mit viel größerer Unbestimmtheit.

Durch diesen geringeren Grad von Bestimmtheit unterscheidet sich, wie schon früher bemerkt, der Schluß nach der Analogie von der Hypothese. Um noch ein Beispiel zur Veranschaulichung zu geben, betrachte man den Schluß, welchen Franklin im November 1749 machte. „Das electrische Fluidum und der Blitz" (schreibt er in seinem Tagebuche) „kommen in folgenden Punkten überein: 1) Licht geben, 2) Farbe des Lichtes, 3) krumme Richtung, 4) schnelle Bewegung, 5) Leitung durch Metalle, 6) Gekrach oder Geräusch bei der Explosion, 7) Erhaltung im Wasser oder Eis, 8) Zerreißung der Körper, durch die sie gehn, 9) Tödtung von Thieren, 10) Schmelzung von Metallen, 11) Entzündung brennbarer Gegenstände, 12) Schwefelgeruch. Das electrische Fluidum nun wird außerdem durch Spitzen angezogen. Wir wissen nicht, ob sich dieselbe Eigenschaft auch beim Blitze findet. Aber da beide in all den Punkten übereinkommen, in welchen wir sie bis jetzt verglichen, so ist es wahrscheinlich, daß sie eben so in diesem übereinkommen, und so ist es denn wohl der Mühe werth, den Versuch zu machen." — Dieser Schluß war ein Schluß nach der Analogie, nicht eine Hypothese, weil das, worauf er ging, nicht als Grund zu Demjenigen angesehen werden konnte, wovon er ausging. Dagegen konnte die allgemeine Annahme, daß der Blitz electrischer Natur sei, als

Hypothese betrachtet werden, weil sie zu dem Bezeichneten sich als Grund verhält und von diesem Verhältnisse aus ihre Bestätigung zu erwarten war.

Es leuchtet ein, daß eben um dieser weniger bestimmten Ausprägung willen der Schluß nach der Analogie im Allgemeinen eine große Unsicherheit haben muß. Wir wissen nicht, in welchem Verhältnisse das Merkmal, auf welches wir schließen, zu den als gleich beobachteten Merkmalen steht. Wie? wenn die Aehnlichkeit gerade bei diesen abbräche? Und wenn sie sich auch noch auf andere erstreckte, könnte nicht gerade in Hinsicht des in Frage stehenden Punktes eine Verschiedenheit Statt finden? So zeigt sich der in neuester Zeit entdeckte Planet, die Vesta, fortwährend in hellem, blendendem Lichtglanze. Dessenungeachtet wäre es möglich, daß sie nicht selbst leuchtete; warum aber sollte dies nicht der Fall sein können, so daß sie also gerade in diesem Punkte von den übrigen Planeten verschieden wäre? Daß sie sonst in jeder Beziehung mit diesen übereinstimmt, hindert den Besitz des eigenen Lichtes gewiß nicht.

Man hat bekanntlich für die Bestimmung des Grades der Sicherheit bei solchen Schlüssen zwei Kriterien aufgestellt: a) das Verhältniß der Anzahl der Individuen, von welchen, zu der Anzahl derjenigen, auf welche man schließt, b) das Verhältniß der Anzahl der als gemeinsam erkannten Merkmale zu der Anzahl der als gleich anzunehmenden. Schließe ich, daß sich auf den übrigen Planeten, wie auf unserer Erde, lebende Geschöpfe finden mögen, so schließe ich von Einem auf vierundzwanzig, was offenbar ein ungünstiges Verhältniß ist; zugleich stütze ich mich jedoch auf eine größere Anzahl von Merkmalen, die als gleich erkannt sind, und in sofern stellt sich der Schluß günstiger. Daß auch die Vesta an sich dunkel sei, folglich auch ihr alles Licht von der Sonne komme, ist eine Annahme, die in Betreff des Punktes a eine begünstigte zu nennen ist, aber wir wissen schon, daß wir keine Sicherheit haben, wenn auch der Punkt b noch als ein begünstigter hinzukäme. Es bleibt immer möglich, daß das im Schlusse noch der Analogie Untergelegte gerade die specifische Differenz bildet. Von weit größerer Bedeutung ist es daher, wenn sich nachweisen läßt, daß irgendwie ein Zusammenhang zwischen dem Zuerschließenden und der Grundlage, von welcher wir ausgehn, gegeben sei. So gewinnt der Schluß, welcher auch für die übrigen Planeten eine belebte Schöpfung annimmt, unstreitig sehr an Sicherheit, wenn wir bedenken, daß gerade durch die Erleuchtung und Erwärmung, die uns von der Sonne kommt, durch die Rückkehr der Erde in bestimmte Stellungen zu derselben, durch die Veränderungen, welche dies Alles in unserem Dunstkreise hervorbringt u. s. w. (lauter Dinge, welche auch bei den übrigen Planeten Statt finden, und wodurch sie dem unsren verwandt sind), das Leben der organischen Schöpfung rege erhalten wird. Mit dem Schlusse nach der Analogie verbindet sich so ein Schluß von den Gründen auf die Folgen, welcher freilich nicht in allen Punkten vollständig feststeht und also in diesem Falle ebenfalls nur ein Wahrscheinlichkeitsschluß ist, der aber doch eine ungleich bestimmtere Grundlage hat.

Als eine andere Wendung, die der eben bezeichneten entgegengesetzt ist, aber ebenfalls die Sicherheit der Begründung steigert, ist es anzusehn, wenn es uns gelingt, das nach der Analogie Erschlossene als Hypothese anzuwenden. Hiervon haben wir schon vorher ein Beispiel in dem von Franklin gemachten Schlusse kennen gelernt. Daß wir andere menschliche Geister außer uns annehmen, ist ein anderes ähnliches Beispiel, wodurch diese Wendung in noch helleres Licht tritt. Menschliche Geister außer uns vermögen wir in keiner Art unmittelbar zu gewahren, und die Annahme solcher Geister, als Schluß gefaßt*), würde zunächst ein Schluß nach der Analogie sein, und zwar ein solcher, der nach den beiden vorher angeführten Kriterien die allerungünstigsten Grundverhältnisse zeigte. Denn da wir die Verbindung des menschlichen Leibes mit einer menschlichen Seele allein bei uns selber wahrzunehmen im Stande sind, so schließen wir von einem einzigen Individuum auf viele Millionen. Von anderen Menschen nehmen wir nur die Leiber und deren äußere Functionen unmittelbar wahr, und das Sprichwort: „man kann Niemandem in's Herz sehn", bleibt darum so unumstößlich, weil wir

*) Wohl zu merken: „als Schluß gefaßt". Denn ursprünglich geschieht sie nicht in „Schlußform", auch nicht in Begriffen und Urtheilen, sondern in Unterlegungen, die auf instinctartigen Associationen und Reproductionen beruhn, also in weit unmittelbareren Formen. Vergl. S. 336 ff.

von den Seelen Anderer gar Nichts sehn. Mithin erstreckt sich auch das, was wir zwischen uns und Andern als gemeinsam erkennen, nur auf das Leibliche, beschränkt sich demnach auf ein ziemlich enges Feld, während das zu erschließende Psychische einen ungleich größern Umfang hat. Gleichwohl hat die Ueberzeugung, daß in den Leibern Anderer eben solche Seelen wohnen, wie die unsrige ist, eine so große Stärke, daß sie der vollen Gewißheit so gut wie gar Nichts nachgiebt. Woher dies? Die Annahme ist eine Hypothese. Das Psychische wird dem wahrgenommenen Leiblichen untergelegt, anfangs in der Form halbbewußter sinnlicher Empfindungen, also in den ersten Lebenstagen ganz unbestimmt, dann in immer größerer Klarheit und in immer bestimmterer Ausprägung; und indem uns die nachfolgenden Erfahrungen fortwährend die entschiedensten Bestätigungen dafür geben (Der, welchen wir gefragt, gebeten haben ꝛc., antwortet uns, thut das Erbetene ꝛc.), so muß die ursprünglich auf sehr schwachem Grunde ruhende Annahme zuletzt so sicher gestellt werden, daß sie kein Zweifel zu erschüttern im Stande ist. Man bedenke doch, daß fast kein Augenblick unseres wachen Lebens vergeht, wo wir nicht solche Bestätigungen fänden, und daß sie sonach zu tausenden, hunderttausenden, millionen anwachsen müssen*).

*) Die vierzig Greise, welche sich beim Eindringen des Brennus in Rom in ihren Häusern unbeweglich hingesetzt hatten, wurden von den gallischen Soldaten für Bildsäulen der Götter gehalten, bis die Bewegung des einen sie belehrte, daß Menschengeister in diesen menschlichen Figuren wohnten. Was beweist das? Hierher gehört auch die bekannte Erfahrung, daß Kinder ihren Puppen ein Empfinden, Vorstellen, Handeln ꝛc. unterlegen, und daß sie das häufig mit einer solchen Stärke der Ueberzeugung thun, daß sie wahre Angst fühlen und weinen, wenn man ihre Puppe verletzt. Eine ähnliche Annahme ist es, wenn die Neger glauben, daß die Affen eben so gut sprechen könnten, wie die Menschen, nur sich des Gebrauchs der Sprache klüglich enthielten, um nicht zur Arbeit gezwungen zu werden. Warum erklären wir in einem Gemälde die eine Person für lebend, die andere für todt, die eine für wach, thätig, die andere für schlafend ꝛc.? Hat der Maler mehr, als bloß Aeußerliches dargestellt? Man braucht also den Helden nicht für einen Wahnsinnigen zu halten, wenn er seine Bildsäulen für lebende Götter ansieht, denn unsere Kinder thun Aehnliches, und thun es oft bis zum 14. Lebensjahre. Vergl. S. 179.

D. Verhältniß der Hypothesen und Inductionen zu einander.

Aus dem Gesagten leuchtet wohl zur Genüge ein, daß an ein gänzliches Ausschließen der Hypothesen von der strengen Wissenschaft nicht zu denken sei, so oft man dies auch gefordert und dagegen die Inductionen für allein zulässig, so wie für vollkommen ausreichend erklärt hat. Nicht nur wichtige praktische, sondern auch eben so wichtige Erkenntniß-Zwecke nöthigen uns fortwährend, zu ihnen unsere Zuflucht zu nehmen. Es ist wahr, daß sie überall einen gewissen Mangel an Begründung nicht verleugnen können; wo sie aber so hohe Grade von Wahrscheinlichkeit geben, daß dieselbe mit der Gewißheit beinahe gleichsteht, da haben wir Erkenntnisse, welche wohl darauf Anspruch machen können, den sonst als werthvoll angesehenen Kenntnissen eingeordnet zu werden. Auf der andern Seite ist aber eben so einleuchtend: da wir niemals volle Gewißheit für sie erwerben können, so muß ihre Berechtigung wenigstens so lange als fraglich erscheinen, bis wir genauer und tiefer erkannt haben, in welchem Verhältniß sie zu den parallelen Denkformen, namentlich zu den Inductionen stehn.

Bei einer allgemeinen Vergleichung kann es den Schein gewinnen, als lägen Hypothesen und Inductionen gänzlich außer einander. Die Inductionen haben es mit den Thatsachen, mit dem Geschehen zu thun. Dieses stellt sich uns in gewissen Gruppen und Reihen oder Synthesen dar, die wir, wie sie der Anschauung vorliegen, nach ihrer Gleichartigkeit zusammenzufassen haben. Natürlich entstehn uns so Begriffe von denselben, die, wenn sie auf die einzelnen Thatsachen bezogen werden, Urtheile geben. Indem wir uns bei dieser Begriffbildung, stätig fortschreitend, allmälig vom Besonderen zum Allgemeinen, zuletzt zum Allgemeinsten erheben, so scheint dabei in keiner Art etwas Gewagtes zu sein. Wo wir mit Vorsicht verfahren, also keine Einbildungsvorstellungen einmischen, gehn wir Schritt vor Schritt sicher; wir haben nur Zusammenfassungen von Erfolgen, die parallel liegen, kein Hinausgehn über das Gegebene, und die Inductionen wurden daher früher von uns bezeichnet als Begriff- und Urtheilbildungen im Verhältniß zu den synthetischen Grundlagen des Denkens (s. S. 263 ff.). Schlüsse, die über das Gegebene hinausgingen, sind sie noch nicht, wogegen

da, wo wir in Bezug auf Syntheſen ſchließen, allezeit ein Hinausgehn über das Gegebene ſich nöthig macht.

Für die Hypotheſen iſt nun ein Schluß dieſer Art gerade weſentlich, es wäre denn, daß ſie auf inſtinctartige Weiſe gebildet würden, was aber in der Hauptſache keinen Unterſchied ausmacht. Das Gegebene genügt uns nicht; es zeigt ſich irgendwie als ein Bruchſtück, als unvollſtändig, und wir müſſen alſo den Verſuch machen, durch Vervollſtändigung zu einem Ganzen zu gelangen. Indem wir uns alſo eine Unterlegung, die ſtets mehr oder weniger unſicher iſt, erlauben, haben wir in jedem Falle etwas Gewagtes, und es liegt der Gedanke nahe, ob es nicht das Beſte ſei, ſolche Wagniſſe ganz auszuſchließen, indem man ſich rein an dem in der Erfahrung Vorliegenden genügen läßt. Hierdurch würde freilich eine beſchränktere, dafür aber reinere und durchaus ſichere Erkenntniß entſtehn. Die neuere Naturwiſſenſchaft hat ſich bekanntlich in dieſer Beziehung Vorſicht und weiſe Beſchränkung zur Pflicht gemacht, und es iſt dies mit Recht als einer der preiswürdigſten Züge im Charakter derſelben bezeichnet worden. Als Galilei das wahre Geſetz des Falles der Körper entdeckt hatte, ſtemmte er ſich nicht darauf, ſogleich die Urſache dieſes Geſetzes beſtimmen zu wollen. „Die Urſache der Beſchleunigung bei der Bewegung fallender Körper (ſagt er) iſt kein nothwendiger Theil der Unterſuchung“.

Alſo ſcheinbar ganz außer einander liegen Hypotheſen und Inductionen. Bei genauerer Erwägung verſchwindet aber dieſer Schein und es zeigt ſich entſchieden das Gegentheil. Sie ſind nicht in dieſer Art, und ſie ſind überhaupt nicht ſtreng auseinanderzuhalten. Dies ergiebt ſich namentlich aus zwei Momenten.

Zuerſt wiſſen wir ja, daß dasjenige Geſchehn, welches zur Induction zuſammenzufaſſen iſt, meiſtentheils gar nicht offen vorliegt, ſondern vielfach von Anderem überdeckt und verſtellt iſt. Die Erfahrung bietet uns beinah durchgehends nur Vielfach-Zuſammengeſetztes, das wir erſt in ſeine einfachen Erfolge auflöſen müſſen. Das Geſchehende ſelbſt alſo, oder die dieſes ausdrückende Syntheſis, muß erſt erſchloſſen werden, und wenn uns demnach auch nicht für die Inductionsproceſſe ſelbſt Hypotheſen

nothwendig ſind, ſo bleiben dieſe Schlüſſe doch für deren Grundlagen unentbehrlich.

Hierzu kommt dann noch zweitens, daß uns bei allen Erfolgen der Außenwelt unſre Erfahrungen nicht das Geſchehn in ſeiner vollſten Wahrheit, ſeiner Innerlichkeit, ſondern nur deren Erſcheinung für unſre Sinne geben*). Um demnach zu dem wahren innerlichen Geſchehen zu gelangen, müſſen wir ebenfalls erſt Hypotheſen eintreten laſſen. Vergl. S. 286 f.

Auf dieſe Weiſe werden uns alſo beiderlei Erkenntnißformen nicht nur näher, ſondern unmittelbar in einander gerückt. Die Unterlegungen der Hypotheſen glaubt man häufig auf das Verhältniß zwiſchen Wirkungen und Urſachen eingeſchränkt, ſie reichen aber viel weiter. Das hypothetiſche Urtheil umfaßt alle ſynthetiſchen Grundverhältniſſe des Denkens, in Hinſicht deren eine

*) Will man zu dem früher hierüber Geſagten noch etwas recht Augenſcheinliches hinzugefügt ſehen, ſo braucht nur auf Folgendes hingewieſen zu werden. Der Chemiker miſcht zwei farbloſe Gaſe oder zwei farbloſe Flüſſigkeiten zuſammen, und ſiehe, die Miſchung erſcheint in dunklem Blau, oder Hochroth ꝛc. Er verbindet zwei auffallend bittre Körper mit einander, und ſie geben zuweilen einen auffallend ſüßen, u. ſ. f. Die Apfelblüthe wird zum Apfel, indem ſich weiter Nichts mit ihr zuſammenſetzt, als was auch mit anderen Dingen ſich vereiniget: Wärme, Licht, Kohlenſäure ꝛc. Aber wie ganz anders erſcheint in allen ſolchen Fällen das Product, als die Farben es waren, aus denen es entſtand! Das könnte augenſcheinlich nicht der Fall ſein, wenn wir in unſeren Wahrnehmungen das Sein der Außendinge ſo auffaßten, wie es an und für ſich iſt; es müßte vielmehr dann die Wahrnehmung der Producte überall zuſammentreffen mit Dem, was die Wahrnehmung der Factoren ergab. In unſerer Seele iſt es ſo: Factoren und Product zeigen ſich hier ganz gleich. Der Begriff „grün“ iſt aus den Wahrnehmungen des Grünen entſtanden, aber er bleibt eine Vorſtellung des Grünen, ich mag ihn in Urtheilen mit noch ſo verſchiedenen Vorſtellungen von verſchiedenen Gegenſtänden auf's innigſte zuſammenbewußt machen, mit noch ſo verſchiedenen bleibend verbinden, und ſo bei allen Seelengebilden. Wie ſehr wir ſie auch unter einander verſchmelzen mögen, das Product weicht niemals von ſeinen Factoren ab. Vergl. S. 177 und S. 185 ff. Wie die Eins immer Eins bleibt, weder an Größe noch Qualität ſich verändert, ich mag ſie mit ſich ſelbſt zur Zehn, zum Hundert, zum Tauſend u. ſ. f. zuſammenſetzen, mag die aus ihr erwachſenen Zahlen mit den Vorſtellungen von Menſchen, Bäumen, Häuſern ꝛc. verbinden, ſo bleibt jedes Seelenelement ſeiner empfangenen Natur getreu. Daher der Satz: wir nehmen unſer geiſtiges Innere wahr, nicht bloß wie es erſcheint, ſondern wie es an und für ſich ſelbſt iſt.

nothwendige Verbindung für unser Vorstellen und Denken eintreten kann, also, außer dem Causalverhältnisse, die Verbindungen von Eigenschaften in demselben Dinge, von Zeichen und Bezeichnetem ꝛc. (s. S. 200 f.), und namentlich von Zusammengesetztem und Einfachem und von Erscheinung und wahrem innern Sein und Geschehn. Sind wir daher, um die Grundlagen der Inductionen zu bestimmen, beinah durchaus an Unterlegungen dieser Art gewiesen, so möchte es, namentlich der materiellen Natur gegenüber, nur sehr wenige Inductionen geben, denen nicht Hypothesen vorausgehn müßten, und eben so wenige, die im Verfolge ihrer Ausbildung nicht mannichfach mit Voraussetzungen in Verbindung zu treten hätten. Auch schon deshalb ist nicht daran zu denken, uns der Hypothesen entschlagen zu können.

Wären freilich diese Unterlegungen nicht schon an sich statthaft, so dürfte uns dies kein Grund für ihre Zulassung sein; wir müßten uns vielmehr auch hier mit Ausschluß derselben an einer enger beschränkten Erkenntniß genügen lassen. Aber sie sind an sich sehr wohl zulässig, und bieten manche derselben auch nur eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit, so fallen dafür andere beinah mit der vollen Gewißheit zusammen, und bei den Inductionen findet sich dieselbe Abstufung. Auch in dieser Beziehung also sind beide nicht wesentlich verschieden, und weit entfernt, daß wir die einen für zulässig, die anderen für unzulässig halten sollten, zeigt sich vielmehr das Maß der Berechtigung für beide im Allgemeinen gleich. Wie schon Baco mit großem Nachdruck in Betreff der Inductionen erklärt hat: unzulässig ist ein leichtsinniges, eingebildetes Springen vom Bekannten zum Unbekannten; zulässig nicht nur, sondern auch als wesentlich vom Interesse der Wissenschaft geboten erscheint das allmälige Tieferdringen mit besonnener, vorsichtiger Prüfung. Damit ist jedoch keineswegs eine gewisse Kühnheit in der Bildung der für die Inductionen nöthigen Hypothesen für unstatthaft erklärt, wenn wir uns nur überall hüten, das in dieser Weise Gewonnene zu überschätzen, indem wir demselben nicht eher einen Platz in der Wissenschaft zugestehn, bis ihm jene besonnene Prüfung das Siegel aufgedrückt hat.

Resultate:

1. Die synthetischen Schlüsse unterscheiden sich von den analytischen dadurch, daß sie es nicht mit Theilungen des Inhaltes oder Umfanges der Begriffe, sondern mit **Verbindungen** der synthetischen Grundverhältnisse des Denkens zu thun haben. Das Ergebniß (der Schlußsatz) ist jederzeit eine Folge dieser Zusammenfassung des Reellen. Zwar begleiten die aufklärenden Begriffe alle Synthesen, die wir dabei in Anwendung bringen, aber sie bestimmen das Resultat nicht. Durch Verbindung des Wirklichen muß natürlich unsre objective Erkenntniß vermehrt werden, und so ist es nicht zu verwundern, daß die synthetischen Schlüsse **Neues** geben, während die analytischen bloß Klarheit und Sonderung gewährten.

2. Da wir das Reelle nicht durchgängig mit gleicher Vollkommenheit wahrnehmen, so ist es natürlich, daß die auf dasselbe sich beziehenden Schlüsse eine verschiedene Sicherheit und Bündigkeit haben. Hiervon, so wie von der Anzahl der in Frage kommenden Synthesen, hängt ihre Eintheilung und Benennung ab.

3. Wo **mehrere** Verbindungen oder Verhältnisse, **welche aneinandergrenzen,** so gegeben sind, daß wir für die einzelnen volle Sicherheit haben, da bleibt, um das Schlußergebniß zu erzielen, Nichts weiter zu thun, als sie sämmtlich in Eins zusammenzufassen. Wir nennen die so ausgeführten Schlüsse **Combinationsschlüsse,** die auch auf **analytischem** Wege gewonnen werden können, falls die dabei gebrauchten Begriffe die Synthesen schon früher in sich aufgenommen haben.

4. Wo sich's nur um Eine Verbindung (ein zweigliedriges Verhältniß) handelt, die als mit Nothwendigkeit feststehend erkannt worden ist, da können wir von dem einen Gliede aus das andere setzen oder aufheben, bejahen oder verneinen. Diese Glieder liegen

in hypothetischen Urtheilen vor, auf welche sich der Schluß dieser Art immer gründet. Da nun in diesen Urtheilen in der Regel bloß vom Grunde zur Folge hin eine feste Verbindung besteht, so läßt sich auch nur aus dem Dasein des Grundes das Dasein der Folge (modo ponente), oder aus der Abwesenheit der Folge die Abwesenheit des Grundes (modo tollente) abnehmen. Dabei muß der bloß bedingte Zusammenhang jener Glieder des hypothetischen Urtheiles als ein **unbedingter** gedacht werden, und darum können diese Schlüsse nicht „eigentliche hypothetische" Schlüsse heißen, sondern sie müssen **Setzungs- und Aufhebungsschlüsse** genannt werden.

5. Steht mit ihnen auch gewöhnlich noch ein anderer Schluß: der Schluß vom Allgemeinen auf einen einzelnen Fall — in Verbindung, so doch keineswegs immer; und sie sind auch da anwendbar, wo das im hypothetischen Urtheil Verknüpfte gar kein reelles Grundverhältniß, sondern bloß eine subjektiv begründete Verbindung, einen irgendwie nothwendigen Zusammenhang für unser Vorstellen oder Denken enthält.

6. Wo die verbundenen zwei Glieder zwar als Grund und Folge zusammenhängen, wir aber bloß die Folge wahrnehmen und kennen, da ist eigentlich gar kein bejahender Schluß erlaubt; denn von der Folge zum Grunde hin steht die Verbindung niemals fest, da eine und dieselbe Folge verschiedene Gründe haben kann. Gleichwohl wird uns häufig ein solcher Schluß Bedürfniß, und wir müssen der Folge irgend einen Grund unterlegen. Dies giebt die erste Art der **Ergänzungs- oder Unterlegungsschlüsse,** für welche der bekannte Name **Hypothese** im Gebrauch ist.

7. In anderen Fällen ist das Wahrgenommene und das, was wir aus irgend einem Grunde (Wunsch oder Bedürfniß) zu ihm hinzuzudenken, ihm unterzulegen uns veranlaßt sehn, noch unsicherer verbunden, indem bloß

eine Aehnlichkeit des Beobachteten uns zum Anhaltpunkte dient. Dies giebt die zweite Art der Ergänzungs- oder Unterlegungsschlüsse: die Schlüsse nach der **Analogie.** Wie bei den Hypothesen gelangen wir auch hier nur zu bloßer Wahrscheinlichkeit, und darum sind beiderlei Folgerungen als **Wahrscheinlichkeitsschlüsse** zu bezeichnen.

8. Zu den Inductionen verhalten sich die Hypothesen so, daß, obgleich jene es mit Thatsachen, diese mit bloß Gedachtem zu thun haben, beide einander nicht entbehren können. Nur auf der Grundlage von Thatsachen lassen sich Hypothesen bilden, und eine Menge von Thatsachen empfängt erst durch Hypothesen ihre genügende Erklärung. Die Thatsachen tragen ihre Bestätigung in sich selbst, sind unmittelbar durch sich selbst gewiß, dagegen können die Hypothesen erst durch Vergleichung mit den Thatsachen soweit gewiß werden, als sie mit diesen sich in Harmonie zeigen. Lassen auf diese Weise manche Hypothesen nur eine geringe Bestätigung zu, so gewinnen dagegen andere hierdurch ein so volles Gewicht, daß sie den ausgemachten Thatsachen so gut wie gar Nichts nachgeben.

9. Die synthetischen Schlüsse sind nur eine Fortsetzung der Synthesen, welche entweder die äußere Natur in uns hineingegeben hat, oder welche ihren Ursprung rein innerlich, in der gesetzlichen Entwickelung der Seele, also in der geistigen Natur haben. Indem wir uns dieselben zum Muster nehmen, lassen wir uns bei den neuen Combinationen, die wir idealisirend (schließend) daraus bilden, ganz von ihnen leiten. Mithin liegt der Entstehungsgrund dieser Schlüsse im Objectiven: **in der Natur der Dinge,** während er bei den analytischen im Subjektiven: in dem Gesetz der gegenseitigen Anziehung des Gleichartigen lag. Ist das allerdings auch ein geistiges Naturgesetz, welches Synthesen hervorbringt, so folgen

sie doch seiner Wirksamkeit erst nach, wogegen den synthetischen Schlüssen die von der Natur bewirkten Synthesen vorangehn.

10. Ein Vermögen als **Anlage** für diese Schlüsse können wir offenbar nur so weit besitzen, als die von uns erworbene Kenntniß des Reellen reicht; ein **ausgebildetes** Vermögen nur so weit, als wir die synthetischen Schlüsse fertig in uns tragen. Vergl. S. 330 f.

§. 43.

Die Begriffbildung in ihrem Fortschreiten betrachtet.

Welchen Werth haben die Definitionen für die Ausbildung des Denkens?

Ehe wir die Schlußtheorie ganz zu Ende führen, müssen wir über das Fortschreiten der Begriffbildung noch etwas Wichtiges einschalten. Nicht nur die von uns über die Erscheinungen der Logik aufgestellten Begriffe sind mehrfach ganz andere, als die bisher üblichen es waren, sondern auch in allen übrigen Wissenschaften gestalten sich die Begriffe im Laufe der Zeit um, und es muß sich uns die Frage aufdrängen: wie pflegt man dazu zu kommen, und wie stellt sich hierzu die im Anfange dieser Schrift dargelegte Theorie über die Entstehung der Begriffe?

Nach dieser Theorie entstehen die Begriffe ursprünglich durch Abstraction (s. §. 4 — 9.). Wenn Vorstellungen gleichzeitig oder unmittelbar hinter einander bewußt werden, zieht sich das Gleichartige derselben gegenseitig an, weil die Kraft dieser Anziehung allem Psychischen beiwohnt, und so erfolgt lediglich durch diese Anziehung, und ohne daß ein besonderes Wollen dazu erforderlich wäre, die Begriffbildung aus diesen Vorstellungen heraus, mithin unwillkürlich oder von selbst. Und auch dann, wenn später das Wollen darauf Einfluß gewinnt, unterstützt es doch nur beiläufig die Gruppirung der Vorstellungen und ihre Durchdringung; dem Wesentlichen nach bleibt der Begriffbildungsproceß ganz derselbe; er behält seinen unmittelbaren und elementarischen Charakter.

Augenscheinlich paßt diese Entstehungsart zu den meisten Begriffen nicht, wie wir sie in unseren wissenschaftlichen Systemen vorfinden. Diese verrathen schon beim ersten Anblick, daß sie viel weiter her abgeleitet und kunstvoller zusammengesetzt sind, als die gewöhnlichen, und wir machen Anforderungen an sie, denen durch jenen elementarischen Bildungsproceß offenbar nicht genügt werden kann. Sind auch die Begriffe stets, in Folge jenes Zusammenfließens des Gleichartigen, weit klarere Gebilde, als die ihnen zum Grunde liegenden es sind, so kann doch Klarheit der in anderer Beziehung schlechteste Begriff eben so gut haben, als der beste. Es kommt noch auf etwas Anderes an. Ist ein Begriff nicht richtig, so nützt uns seine Klarheit allein Nichts. Richtigkeit also müssen wir hauptsächlich von den Begriffen fordern, und diese Eigenschaft haben wir schon in §. 15. S. 79 f. dahin bestimmt, daß sie Alles, was in dem durch sie zu erkennenden Gebiete in irgend einer Beziehung von wissenschaftlicher oder praktischer Bedeutung ist, vollständig und bestimmt in sich abspiegeln müssen. Hieraus erhellet sogleich, daß solche Begriffe ein weiteres Feld zusammenhängender Grundgebilde, nicht die beschränkte Grundlage voraussetzen, durch welche die elementarische Begriffbildung bedingt ist; gar mannichfache Aufgaben sind für die wissenschaftlichen Hochbegriffe vorher zu lösen.

Den allgemeinen Hergang bei dieser weiter reichenden Begriffbildung haben wir ebenfalls schon kennen gelernt. Es ist die Bestimmung des Begriffes durch die Merkmale, welche er in sich enthält oder enthalten soll, oder die Erzeugung der Begriffe mittelst Determination (s. §. 13.). Hierfür also sind Urtheile nothwendig; diese gehn hier dem Begriffe voran, welchem sie im Falle der Bildung durch Abstraction nachfolgen; der Begriff, welcher dort das Elementarische für das Urtheil war, ist hier gewissermaßen ein Product aus den Urtheilen. Aber nicht bloß einfache Urtheile, sondern unter Umständen auch zusammengesetzte: Erklärungen, Eintheilungen, allgemeine Urtheile, Schlüsse aller Art können auf eine solche Begriffbildung bestimmend einwirken.

Am vollkommensten wird dabei, wenn die gewöhnliche Ansicht Recht hätte, das Ziel erreicht durch eine in allen Punkten klare und erschöpfende Definition des Begriffes. Diese gilt als

das Ideal dafür. Es fragt sich nun: welchen Werth haben wir solchen Definitionen beizulegen und welche Stellung nehmen sie zur Ausbildung des Denkens ein?

Wir haben uns früher überzeugt, daß die Begriffe ihren Vorstellungsinhalt und ihre Klarheit aus den besonderen Vorstellungen erhalten. Hier scheint ihnen Beides von der entgegengesetzten Seite her zu kommen; aber wir fanden auch schon, daß dies, tiefer gefaßt, nur Schein ist. Die Determination, wie sie bei jeder Definition Statt findet, geschieht durch höhere Begriffe, und diese haben doch (angeborne Begriffe giebt es nicht) ebenfalls als Begriffe erst gebildet werden müssen. Woher ist also diesen ihr Vorstellungsinhalt und ihre Klarheit gekommen? Wollten wir hierfür etwa wieder eine Definition namhaft machen, so kehrt die Frage wieder: woher stammen die bei dieser Definition gebrauchten Begriffe? — So weist uns zuletzt der Inhalt wie der formale Vorzug aller Begriffe immer wieder auf die besonderen Vorstellungen zurück. Man s. das Nähere in §. 13. und vergl. die Anmerk. auf S. 79.

Hieraus ergiebt sich unmittelbar, was zunächst die Klarheit betrifft, Zweierlei.

Zuerst sichert uns die Definition keineswegs ohne Weiteres Klarheit. Die dabei angewandten höheren Begriffe sollten allerdings klarer sein; aber es fragt sich, ob sie es wirklich sind. Sie würden es sein, wenn alle Menschen ihre Begriffe aus einer gehörigen Anzahl von besonderen Vorstellungen hervorbildeten, wenn sie dabei in stätig abgestufter, mit Ordnung durchgeführter Abstraction zu Werke gingen, wenn sie nicht häufig nur eine kleine Anzahl besonderer Gebilde und ziemlich verworren aneinanderreihten. Dieselbe Definition daher, welche für den Einen die höchste Klarheit hat, kann für einen Andern, dem man sie mittheilt, derselben gänzlich ermangeln.

Zweitens ist sofort auf der anderen Seite einleuchtend, daß die Klarheit kein specifischer Vorzug der Definitionen ist. Da alle Klarheit zuletzt aus den besonderen Vorstellungen stammt, so ist, unmittelbar und ohne Definition, jeder Grad des Lichtes für den Begriff zu erreichen, lediglich durch vielfache Verschmelzung des Besonderen. Das Specifische der Definition ist nicht die Klarheit, sondern die Sonderung.

Sehn wir nun auf den Vorstellungsinhalt der Begriffe, so erregen uns die Definitionen noch wichtigere Bedenken. Die analytisch gebildete Definition kann nur angeben (einzeln hervorheben), was in dem definirten Begriffe enthalten ist, leistet also in keiner Art für dessen Richtigkeit Gewähr. Die synthetische (durch Determination gebildete) bewegt sich allerdings freier; aber woher haben wir bei ihr Bürgschaft, daß sie nichts Unwesentliches, nichts Falsches in die von ihr gestiftete Verbindung hineinbringt? Wir haben diese Bedenken bereits oben S. 219 ff. kennen gelernt.

Hierzu kommt noch ein anderes, das von gleicher Wichtigkeit und noch schwerer zu beseitigen ist. Die Verbindung, welche die Definition enthält, ist eine logische. Sie kann keine andere sein, und die Sprache repräsentirt zunächst keine andere. In den Dingen aber und in den Erfolgen ist der Zusammenhang ein reeller: ein räumlicher, ein zeitlicher, ein eigenschaftlicher oder ein Zusammenhang nach Causal-, Gefühl-, Strebungsverhältnissen ꝛc. Sollen also die Dinge und Erfolge in der rechten Weise und lebendig gefaßt und begriffen werden, so müssen sie auch den reellen Zusammenhang unverfälscht in unserem Geiste abspiegeln, und hierzu kann uns die Definition, als solche, in keiner Art verhelfen. Wir müssen die Auffassung davon in der entgegengesetzten Richtung suchen, müssen die Definition durch Anschauungen ergänzen, welche der nächste Abdruck des Reellen sind. So lange nicht diese Ergänzung hinzukommt, bleibt die Definition todt. Man nehme als Beispiel die Definitionen, wie wir sie über das gegeben haben, was in unserer Wissenschaft die Hauptrolle spielt: über die Begriffe, Urtheile, Schlüsse ꝛc. Wie vollkommen sachgemäß sie auch aufgestellt sein mögen, sie führen ohne Weiteres zu keinem lebendigen Begreifen; erst die frische unmittelbare Anschauung der Begriff- und Urtheilbildung ꝛc. kann uns zeigen, in welchem eigenthümlichen reellen Zusammenhange die zunächst nur logisch verbundenen Merkmale mit einander stehn. Eben so verhält es sich, wenn wir das „Wollen" bezeichnen, als dasjenige Begehren, welchem sich zugleich eine Vorstellungsreihe anschließt, in der wir das Begehrte (mit Ueberzeugung) als von unserem Begehren aus erreicht vorstellen." Die Definition, als solche, ist richtig; aber nur dem wird sie lebendig werden, welcher die un-

mittelbare Anschauung des Wollens durch das Selbstbewußtsein damit zusammennimmt.

Um uns dies noch genauer zu verdeutlichen, müssen wir noch die Fortbildung der Begriffe, wie sie durch den geforderten weiteren Zusammenhang bedingt ist, näher ins Auge fassen. Wiederholt ist schon darauf hingewiesen, daß dieselben lange Zeit hindurch beweglich, wandelbar sind, und erst nach und nach feste Bestimmtheit erhalten. Es wird ja fortwährend mehr oder weniger Neues aufgefunden, was zum Eingehn in die Gruppe geeignet ist, die bisher einer Begriffbildung zum Grunde gelegen hat: entweder ganz Gleiches, oder nur insoweit Verschiedenes, daß es mehr zu dieser, als zu einer anderen Begriffsgruppe paßt. Eben so werden die schon gefundenen Vorstellungen reicher und bestimmter ausgebildet und so, daß sie durch Zergliederungen nach den Grundverhältnissen oft einen andern Inhalt gewinnen. Kann dies Alles ohne Einfluß auf die Gestaltung der Begriffe sein?

Wenn dies offenbar Niemand bestreitet und fast Jedermann kennt, so ist es dagegen weniger anerkannt, daß durch solche Fortschritte der Erfahrung nicht nur ein Hinzukommen, sondern auch eine Hinwegnahme von Merkmalen, welche bisher dem Begriffe angehörten, vermittelt werden kann. So ist bei dem Begriffe „Planet" das Merkmal, welches ihm den Namen gegeben hat, das des Umherschweifens, wenigstens für den wissenschaftlichen Gebrauch, gänzlich weggefallen. Während man ferner sonst glaubte, daß es im Wesen der Urtheile oder des Verstandes liege, den Willen zu bestimmen, so hat uns eine tiefer dringende Psychologie das Gegentheil gelehrt (s. oben S. 167 und N. §. 63 am Schlusse); eben so haben wir es als einen Irrthum kennen gelernt, daß es synthetische Urtheile gebe, welche das Zusammengesetzte ihres Subjektes erst herbeiführten (§. 21). Die Begriffe werden also immer reiner herausgebildet, indem man die Vorstellungselemente, welche mit den wesentlichen zufällig in Verbindung gekommen waren, in dieser Zufälligkeit und Unwesentlichkeit erkennt und sie in Folge dessen abstreift. Wir lernen das Zusammengesetzte, welches als einfach erschien, in seine Bestandtheile auflösen, und vermöge dessen tritt uns das Wahrhaft-Einfache in seinem Grundwesen hervor; es bilden

sich hierdurch höhere Gesichtspunkte aus, welche eine strenge Abscheidung des Nebenwerkes nothwendig machen. Dies gilt namentlich von den idealen Begriffen, welche in dieser Abscheidung ihren specifischen Charakter haben*).

Hierzu kommt noch etwas Anderes. Die Begriffe, wie sie ursprünglich und unmittelbar gebildet werden, betreffen nicht nur verschiedene Gegenstände und Erscheinungen, sondern werden auch von verschiedenen Menschen an verschiedenen Orten eingeleitet, so daß sie von einander ganz unabhängig entstehen. Durch die gegenseitige Mittheilung werden sie zwar ein größeres Gemeingut, aber sie können nicht bleiben, wie sie früher entstanden sind. Die Sphären derselben müssen sich immer mehr erweitern, da die einzelnen Forscher

*) Wenn eine größere Anzahl von Gruppen- und Reihengebilden zusammenbewußt werden, so macht die gegenseitige Anziehung des Gleichartigen, daß die vollkommneren Bestandtheile derselben mit einander verschmelzen, indem zugleich die unvollkommneren das Bewußtsein verlieren, das sie eben ihrer geringen Kraft wegen nicht festhalten können. Jene bilden sich daher als geläuterte Bestandtheile hervor und geben so den idealisirten Begriff. Das Ideale ist demnach so wenig dem Natürlichen entgegengesetzt, daß es vielmehr nur durch einen Naturproceß der menschlichen Seele zu Stande kommt. Giebt es also auch in der Wirklichkeit z. B. keinen vollkommenen Kreis, keine vollkommen gerade Linie, so brauchen uns darum doch die idealen Begriffe davon nicht zu fehlen. Indem uns das Vollkommenste der gesehenen Kreise und Linien zusammenbewußt wird, tritt das Unvollkommene in's Unbewußtsein zurück, und gesetzt auch, daß wir das Vollkommenste auf diese Weise nicht erreichten, also die Aufgabe nicht lösten, so thut sie doch ganz die Dienste der gelösten, da wir solche innere Construction immer mit dem Vorbehalte vollziehn, zufällige Unvollkommenheiten, wo sie sich etwa einmischen wollten, aus dem Spiele zu lassen. Wer den Begriff „Macht" vorzustellen vermag, kann leicht die Schranken derselben wegdenken, und kommt er damit auch nicht zu dem ganz reinen Ideale der „Allmacht", so hat er seinen Begriff doch immerhin so weit als möglich idealisirt, und daran hat er genug. Eben so wer die Zeit zur Ewigkeit, das Wissen zur Allwissenheit, die Tugend zur Heiligkeit, die Gegenwart zur Allgegenwart, den Menschen zum Engel, den Staat zum Musterstaate (s. S. 36) ꝛc. steigert. Natürlich reicht die Fähigkeit des Idealisirens, wie es namentlich bei Erfindungen nöthig wird, in Niemandem weiter, als seine Abstractionsbegriffe es zulassen. Alle sogenannte „gemachte Begriffe" (§. 13.) sind nur idealisirte Anwendungen der Begriffe aus Anschauungen, und sie verbieten sich von selbst, wo sie in Bezug auf Gegenstände gefordert werden, die Jemandem noch nicht aus genugsamer Erfahrung bekannt sind.

immer mehr Einzelnes, was unter einen Begriff gehört, entdecken. Hierdurch rücken ihre Sphären an einander, und es entsteht das Bedürfniß, den Zusammenhang dieser Sphären bestimmter aufzufassen und sie bestimmter gegen einander abzugrenzen. Dies führt zuletzt dahin, daß sich eine weitere Sphäre aufthut, in welcher jene einzelnen Sphären erschöpfend zusammengeordnet werden können. Man nehme die electrischen, die galvanischen, die magnetischen Erscheinungen. Ursprünglich getrennt beobachtet und für die Erkenntniß auseinandergehalten, sind sie einander so nahe gerückt, daß es eine wesentliche Aufgabe für die Begriffbildung geworden ist, sie in ihrem Zusammenhange zu begreifen. Eben so bei den Klassificationen der Botanik, der Mineralogie ꝛc. Oder will man noch ein anderes, mehr abstechendes Beispiel, so nehme man die Seelenkrankheiten und die leiblichen Krankheiten auf der einen, die sittlichen Abweichungen auf der anderen Seite. Wollte die wissenschaftliche Begriffbildung auch jetzt noch das Verhältniß derselben zu einander unberücksichtigt lassen, so würde sie als eine höchst mangelhafte anzuklagen sein, obgleich die Objekte, an welchen ursprünglich die betreffenden Begriffe ihre Bildung begonnen haben, weit von einander abliegen. Denn die sittlichen Abweichungen unterscheiden sich von den abnormen Zuständen, die wir Seelen- und leibliche Krankheiten nennen, bedeutend.

Mit dieser Bewegung der Begriffbildung, die also auf das seitwärts Anliegende gerichtet ist, verbindet sich eine zweite, mehr in die Tiefe strebende. Wir lernen immer mehr Beziehungen nach synthetischen Grundverhältnissen kennen, und auch diesen gemäß muß der Begriff bald bereichert, bald gereinigt, bald bestimmter ausgeprägt, kurz verändert werden. Man denke nur an die in den letzten Jahrzehnten immer zahlreicher hervorgetretenen Beziehungen zwischen der Electricität, den chemischen Erfolgen und den Lebensentwickelungen; denke an die Beziehung, welche zwischen Zurechnung und Verbrechen Statt findet, und die in neuerer Zeit immer mehrseitiger und tiefer zur Erwägung gekommen ist ꝛc. Demgemäß ergiebt sich die Forderung, die Begriffe so zu bilden, daß vermöge ihrer bedeutende, tiefer greifende, für die Erkenntniß und Praxis fruchtbarere Verhältnisse und Gesichtspunkte bestimmt werden können.

Sind nun alle diese Veränderungen offenbar durch das Reelle oder die Grundverhältnisse des Denkens bewirkt, so entsteht noch die Frage: wie verhält sich dazu das Formelle der Begriffe, das eigentlich Logische? Aus den bisher aufgestellten Gesichtspunkten betrachtet, fanden wir seine Bestimmung darin, das in dem zu erklärenden Begriffe Enthaltene gesondert und mit größerer Klarheit anzugeben. Aber von ihm gehen außerdem unstreitig noch andere Wirkungen aus. Wo die Begriffe aus vielfacher Verschmelzung gleichartiger Elemente, also auf rechte Weise gebildet sind, sind sie nicht nur die klareren, sondern auch die stärkeren Gebilde, und vermöge dessen üben sie auf alle bezeichneten Processe eine gewisse regelnde Wirksamkeit aus: indem sie das ihnen Gleichartige anziehn und für das Bewußtsein hervorheben, das Verschiedenartige abstoßen und unterdrücken.

Auch dies ist namentlich für die idealen Begriffe von der höchsten Wichtigkeit. Zwar ist durch keine Abstraction eine eigentliche Trennung oder gar Ausscheidung aus der Seele zu erreichen; es bleibt immer nur bei der bloßen Isolirung für das Bewußtsein (s. §. 5.). Indem aber hierdurch in den Begriffen eine Absheidung des Unwesentlichen, somit in den höheren des Unvollkommenen gewonnen wird, können wir durch solche Begriffe auch für die inneren Anschauungen, obgleich diese concrete Gebilde sind, eine solche Absheidung bewirken. Wenden wir z. B. in der Geometrie, in der Logik, in der Moral solche Begriffe auf innere Anschauungen an, so bringen wir zu diesen ein regelndes Musterbild hinzu, inwiefern in solchen Begriffen die Raumverhältnisse, die Denkverhältnisse ꝛc. rein von allem Fehlerhaften, was ihnen in der Wirklichkeit anklebt, gedacht werden, und so wird unsre Aufmerksamkeit auch für die Anschauungen auf das Grundwesentliche concentrirt, und diesem Einflusse verdanken wir es, daß wir an ihnen die wissenschaftlichen Constructionen mit einer Genauigkeit vollziehen können, welche sich weit über das in der Erfahrung vorliegende Nebensächliche erhebt.

Dabei ist jedoch nicht zu verkennen, daß eben dieser Einfluß unter anderen Umständen auch ein verderblicher werden kann. Bei vorgefaßten falschen Begriffen sehen wir die Erscheinungen durch die Brille derselben, wie sie durch die unrichtig gebildeten Definitionen

festgestellt sind. Die Sphären des Besonderen werden dadurch ungehörig beschränkt und innerhalb derselben eine falsche perspectivische Abstufung gebildet. So ging es Kant. Als er definirt hatte, die Tugend habe zur Grundlage die Pflicht, und diese stütze sich wieder auf ein allgemeines Gesetz, so war es natürlich, daß er die Augen schloß für alle Arten der Tugend, welche sich unmittelbar aus Werthgefühlen hervorbilden, also einen freieren und frischeren Charakter an sich tragen (vergl. S. 72). Solcher Beispiele giebt es unzählige.

Mit Recht hat man daher darauf gedrungen, daß man nicht zu früh Definitionen bilde. Durch voreilig gebildete werden wir nicht nur nicht gefördert, sondern auch in der Erkenntniß des Richtigen aufgehalten. So lange die besonderen Vorstellungen eines Erkenntnißgebietes noch unvollkommen gewonnen und angesammelt sind, müssen wir die Definitionen, wo wir sie uns überhaupt verstatten, so lose als möglich halten, müssen sie als bloße Versuche ansehn, welche schon von vorn herein mit der Bestimmung entworfen sind, den zu erwartenden besseren Platz zu machen.

Diese besseren aber können, wo es eine Erkenntniß im höhern Sinne des Wortes, nicht bloß Klassificationen für irgend einen äußeren Zweck gilt, überall nur aus der genauesten und tiefsten Erforschung der Objekte heraus gewonnen werden. Nur aus diesen können wir die richtigen Begriffe und als Ergebniß dieser die richtigen Definitionen schöpfen. Sind schon die unmittelbar elementarischen Begriffe ein Werk der Selbstthätigkeit des menschlichen Geistes, nicht ein Resultat bloßer mechanischer Auffassung der einwirkenden Dinge, so gilt dies noch weit mehr von den mit solcher Vollkommenheit ausgestatteten Begriffen. Diese sind ein Werk nicht nur, sondern ein Kunstwerk des menschlichen Geistes, das nothwendig mißräth, wenn man nicht die strengste Selbstverleugnung übt und nicht jeden Zug den zuerkennenden Dingen und Erfolgen anpaßt.

§. 44.

Nachtrag zur Schlußlehre.

Noch haben wir nachzuholen die Lehre von den zusammengesetzten Schlüssen, von den Verkürzungen der Schlüsse, und

von den Fehl- und Trugschlüssen. Als Nachtrag bezeichnen wir diese Zusammenstellung, weil darin wenig mehr als Anwendungen des bisher Erörterten zu geben sind. Wie sich zeigen wird, sind jedoch die hier vereinigten Gegenstände keineswegs bloß äußerlich an einander gereiht, sondern sie stehn in so innigem Zusammenhange mit einander, daß der eine gewissermaßen mit Nothwendigkeit auf den anderen hinweist.

1) Gleichartig zusammengesetzte Schlüsse.

Bei diesen wird sich am wenigsten Bemerkenswerthes darbieten. Von selbst versteht es sich, daß Schlüsse, die mit einander in Verbindung gebracht werden, ganz nach denselben Gesetzen zu bilden und zu beurtheilen sind, wie die einzelnen. Diese Bildung und Beurtheilung kann hier nicht schwer sein, da nichts Ungleichartiges vorkommt, welches sonst die Combinationsverhältnisse leicht verdeckt. Daher handelt sich's hier, bei gänzlichem Mangel an Eigenthümlichem, beinahe bloß um Namenerklärungen, welche uns die aristotelisch-scholastische Logik überliefert hat, ohne daß Erkenntniß oder Praxis irgend welchen Gewinn daraus zögen. So heißt es z. B.: „Schlüsse werden verkettet genannt, wenn der Schlußsatz des einen zur Prämisse für den anderen gemacht wird." Folgendes Beispiel kann dies erläutern.

1.
Wer mäßig ist, bleibt gesund;
Der Weise ist mäßig,
Also bleibt er gesund.

2.
Wer gesund bleibt, ist nicht verstimmt;
Der Weise bleibt gesund,
Also ist er nicht verstimmt.

3.
Wer nicht verstimmt ist, ist glücklich;
Der Weise ist nicht verstimmt,
Also ist der Weise glücklich.

Der Schlußsatz des ersten Schlusses wird hier zur Prämisse für den zweiten Schluß, und der Schlußsatz von diesem zur Prämisse

für den dritten Schluß ꝛc. Man nennt darum den folgenden Schluß den Nachschluß (**episyllogismus**), dagegen den vorhergehenden den Vorschluß (**prosyllogismus**), und es ergiebt sich demgemäß folgende allgemeine Formel: Prosyll.: **a** ist **b**, **b** ist **c**, also: **a** ist **c**; Episyll.: **a** ist **c**, **c** ist **d**, also: **a** ist **d** ꝛc. „Wiederholt sich dieses Verhältniß in einer Reihe von Schlüssen, so entsteht eine Schlußkette (**polysyllogismus**), welche progressiv genannt wird, wenn sie von Vorschlüssen zu Nachschlüssen, regressiv, wenn sie von Nachschlüssen zu Vorschlüssen fortschreitet." So könnte man im vorigen Beispiele regressiv gehend so schließen: Der Weise ist glücklich, denn er ist nicht verstimmt, und wer nicht verstimmt ist, ist glücklich zu nennen. Daß ferner der Weise nicht verstimmt ist, kommt daher, daß er gesund bleibt, und wer gesund bleibt, ist eben nicht verstimmt. Daß endlich der Weise gesund bleibt, ist eine Folge seiner Mäßigkeit, und wer mäßig ist, bleibt gesund. Das Glück des Weisen beruht daher auf seiner Mäßigkeit. — Abgesehen aber davon, daß man krank werden kann, auch wenn man noch so mäßig lebt: worin ist durch diesen und jenen Schlußgang unsere Einsicht gefördert? Ob wir uns in einem vorkommenden Falle dieser oder anderer Ausdrücke für solche Reihenfolgen bedienen, ist gleichgiltig, und es wäre sehr wohl möglich, daß, was hier progressiv genannt wird, für die Erkenntnißbildung im Ganzen der regressive Gang wäre, und umgekehrt.

In Hinsicht anderer Punkte verhält es sich freilich etwas anders, aber doch nicht viel anders. Man nehme den Kettenschluß (**sorites** oder Haufenschluß), der sich an die Schlußkette unmittelbar anlehnt. Man versteht darunter eine Reihe so verketteter Urtheile, daß sich der Prädikatbegriff (oder die Folge) des einen im nächstfolgenden oder im nächstvorhergehenden als Subjektbegriff (als Grund) findet, worauf dann im Schlußsatze das erste Subjekt mit dem letzten Prädikate zusammentritt, nach der Formel: **a** ist **b**; **b** ist **c**; **c** ist **d**, folglich ist **a** = **d**. Oder regressiv: wenn **c** ist, so ist **d**; wenn **b** ist, so ist **c**; wenn **a** ist, so ist **b**; folglich wenn **a** ist, so ist **d**. Beispiel:

Der Trunk zerrüttet auf selbstverschuldete Weise die Seelenkräfte;
Was die Seelenkräfte auf diese Weise zerrüttet, raubt uns die sittliche Menschenwürde;

Was die sittliche Menschenwürde raubt, erniedrigt uns zu den Thieren:
Der Trunk erniedrigt uns zu den Thieren*).

Oder regressiv:

Wenn uns Etwas die sittliche Menschenwürde raubt, so erniedrigt es uns zu den Thieren;
Wenn Etwas unsere Seelenkräfte auf selbstverschuldete Weise zerrüttet, so raubt es uns die sittliche Menschenwürde;
Wenn man sich dem Trunke ergiebt, so werden die Seelenkräfte auf jene Weise zerrüttet; also:
Wenn man dem Trunke sich ergiebt, so erniedrigt man sich zu den Thieren.

Betrachten wir jetzt die Regel, die man hierzu aufstellt. Sie lautet: Soll aus einem ordentlichen Sorites ein Schluß folgen, so darf nur die erste Prämisse particulär, nur die letzte verneinend sein; die übrigen müssen allgemein bejahen (ein „ordentlicher" Sorites ist ein solcher, der nicht ein umgekehrter oder regressiver ist).

Diese Regel ist allerdings richtig. „Nur die erste Prämisse darf particulär sein". Denn im ordentlichen Sorites wird vom Untergeordneten zum Uebergeordneten fortgeschritten, indem die Prädikate oder Folgen im nächstfolgenden Urtheile Subjekte oder Gründe werden. Nun ist im bejahenden Urtheile das Prädikat immer particulär bestimmt; träte es also im folgenden Satze als Subjekt wieder particulär auf**), so wüßte ich nicht, von welchem Theile das neue Prädikat ausgesagt würde, ob von demselben oder von einem anderen Theile; mithin könnte ich die beiden Urtheile nicht mit Sicherheit zusammenfassen (vergl. S. 301 f.). Auf die erste Prämisse aber ist dies nicht anwendbar, weil ihr keine vorangeht. — „Nur die letzte

*) Wer erinnert sich hier nicht der ganz ähnlichen Erscheinungen in der Arithmetik, die man Kettenrechnung nennt? Nur daß diese auf weit wesentlichere Gesetze gebaut ist, als der bloß in Aeußerlichkeiten befangene Kettenschluß.

**) Wenn es in dem gegebenen Beispiele heißt: „was die Seelenkräfte zerrüttet", so ist der Sinn: alles, was die Seelenkräfte ꝛc., folglich ist das Urtheil ein allgemeines, nicht, wie es in Folge des Sprachausdruckes aussieht, ein individuelles. Und so auch im folgenden Urtheile. Nicht minder allgemein sind diese Urtheile bei der zweiten regressiven Form dieses Kettenschlusses.

Prämisse darf verneinen". Denn das Höhere kann zwei Niedere umfassen, welche einander ausschließen. Wenn nun eine der frühern Prämissen verneinend wäre, so würde ich nicht wissen, ob ihr Subjekt im Verhältniß zum Prädikate der folgenden verneinend oder bejahend bestimmt wäre, denn es kann Beides der Fall sein (s. S. 309 ff.). Hätte ich z. B. gesagt: „was die Seelenkräfte zerrüttet, macht uns nicht vollkommen", so würde dieses negativ-bestimmte Prädikat, das im folgenden Urtheile Subjekt wird, unentschieden lassen, ob es eine reine Verneinung, oder eine nur negativ ausgedrückte Bejahung (= unvollkommener, mangelhafter) bezeichne, und dies ist für das nächste Prädikat nicht gleichgiltig. Der letzten Prämisse folgt keine, und für sie also kann diese Ungewißheit nicht entstehn. Man nehme das Beispiel:

Einige Menschen sind geizig;
Alle Geizige sind habsüchtig;
Kein Habsüchtiger ist zufrieden,
Also sind einige Menschen nicht zufrieden.

So richtig nun aber auch diese Regel ist, so ist sie doch unnütz, da sie nur die früher erörterten Verhältnisse der Begriffssphären zu einander betrifft, folglich aus diesen schon sich ergiebt und nur für diese anschaulich wird. Ueberdies kehrt hier das, was wir früher als unbegründete Willkür gerügt haben, vervielfacht wieder, nämlich die gefesselte Stellung der Prämissen, von welcher ja das Ergebniß gar nicht bedingt ist (s. S. 307). Es fragt sich daher gar sehr, ob, außer für eine Darstellung in der Logik, irgend einmal Jemand einen Sorites von nur einiger Ausdehnung gebildet habe. Ungeachtet des Scheines der Neuheit dieser Lehre ergiebt sich vielmehr, daß ihr nichts weiter eigenthümlich sei, als die Unanschaulichkeit der für sie aufgestellten Regeln, womit doch offenbar für die wissenschaftliche Erkenntniß eben kein Gewinn zu erzielen sein möchte.

Gesetzt nun, ich künstelte nicht, sondern hielte mich an folgenden einfachen Gedankengang: Alles, was die Seelenkräfte auf ꝛc. zerrüttet, setzt uns zu den Thieren herab; der Trunk zerrüttet unsre Seelenkräfte, also —; oder: Alles, was uns durch Zerrüttung der

Seelenkräfte die sittliche Menschenwürde raubt, erniedrigt uns zu den Thieren; der Trunk raubt uns durch ꝛc., also —; käme ich dadurch nicht zu demselben Resultate? Besonders augenscheinlich zeigt sich dies, wenn man den Kettenschluß in eine Schlußkette auflöst, was jederzeit leicht thunlich ist, aber keineswegs ein besonderes Gewicht hat; denn zuletzt reducirt sich Alles auf den einfachen Gedanken: da der Trunk auf selbst verschuldete Weise unsre Seelenkräfte zerrüttet und uns somit die moralische Menschenwürde raubt, so erniedrigt er uns zu den Thieren. S. unter der folg. N. 3. die Enthymeme.

Daß es nur eine grammatische Variation sei, wenn die kategorische Form der Urtheile mit der hypothetischen vertauscht wird, wissen wir aus dem Früheren. Folgender Kettenschluß bestätigt dies abermals (vergl. die Anmerk. auf S. 308):

Wenn Cajus unmäßig im Essen und Trinken ist, so verdirbt er sich den Magen;
Wenn der Magen verdorben ist, so ist seine Verdauungskraft geschwächt;
Wenn die Verdauungskraft geschwächt ist, so wird der Körper schlecht ernährt;
Wenn der Körper schlecht ernährt ist, so ist er nicht zu allen natürlichen Verrichtungen geschickt;
Wenn der Körper nicht zu allen natürlichen Verrichtungen geschickt ist, so ist auch die Munterkeit und Stärke des Geistes geschwächt;
Nun ist Cajus unmäßig im Essen und Trinken,
Also ist auch die Munterkeit und Stärke seines Geistes geschwächt*).

2) Ungleichartig zusammengesetzte Schlüsse.

Diese bieten mehr Eigenthümliches dar, theils in Folge der Ungleichartigkeit ihrer Bestandtheile, theils weil es einige häufig vorkommende Verhältnisse giebt, durch welche gleichmäßig dieselben Verbindungen bedingt werden. Sonst gilt im Allgemeinen auch von ihnen, daß ihre Behandlung vollständig von der Natur des darin

*) Wie gelehrt klingt das Alles! Und doch sagt jeder schlichte Landmann Dasselbe, wenn er spricht: Wenn man sich den Magen verdirbt, so wirkt das störend und hemmend auch auf den Geist, denn Leib und Seele stehen in inniger Wechselwirkung.

verbundenen Einzelnen abhängig ist und nur aus dieser heraus anschaulich und klar werden kann.

Der in jeder Hinsicht bedeutendste Schluß dieser Art ist das Dilemma*) in seiner negativen Form, indem es der Widerlegung falscher Annahmen, und namentlich falscher Hypothesen durch Erwägung ihrer Folgen dient (s. S. 359 f.). Seine Formel lautet:

Wenn **A** wäre, so müßte entweder **B** oder **C** sein;
Nun ist weder **B** noch **C**,
Also ist auch **A** nicht.

Gesetzt, wir hätten die Hypothese gebildet, daß bei einem gewissen chemischen Processe Electricität entwickelt werde. Um diese Voraussetzung zu prüfen, wird das Dilemma so zu stellen sein: wenn sich Electricität entwickelte, so müßte entweder das Electrometer eine Veränderung zeigen, oder die Electricität müßte es nicht berührt (irgend eine Ablenkung erfahren) haben. Nun ist weder Jenes noch Dieses der Fall (denn wir haben uns überzeugt, daß das höchst empfindliche Electrometer keine Veränderung sehen läßt, und daß eine Entweichung der Electricität wegen der vollkommenen Isolirung des Körpers unmöglich war), also ist die Hypothese falsch. In eben der Art ist dieser Schluß bei den Hypothesen anwendbar, die der Arzt zur Deutung der Krankheitserscheinungen gemacht hat, ferner bei denen, die wir über den Charakter eines Menschen entworfen haben, um seine Handlungsweise zu erklären, so wie noch in tausend anderen Fällen. Man sieht: es liegt in solchen Fällen immer eine Folge vor, deren Glieder disjunctiv ausgesprochen sind; von der Verneinung aller dieser Glieder schließen wir auf die Verneinung des Grundes. Mithin haben wir hier zwei Schlüsse in Verbindung: einen inductorischen auf disjunctiver Grundlage und einen sogenannten „eigentlichen hypothetischen" (vergl. S. 263 ff. u. S. 346 ff.). Wir schließen zuerst von dem hypothetisch angenommenen Grunde auf die durch Induction gebildete disjunctive Folge (wenn **A** wäre, so müßte entweder **B** oder **C** sein), und dann **modo tollente** von dem Nichtsein der Folge auf das Nichtsein des Grundes, wie im „hypothetischen" Schlusse (§ 41.).

*) Von den griechischen Wörtern dis = zweimal, und lemma = ein angenommener Satz.

Wann ist nun dieser Schluß ein so richtiger, daß man seinem Ergebnisse sicher vertrauen kann? Offenbar nur, wenn die drei Bedingungen erfüllt sind, welche die Natur seiner Factoren vorzeichnet. Es muß a) die Verbindung von Grund und Folge richtig sein, es darf b) neben dem disjunctiv Verbundenen nicht noch ein Mehreres möglich sein, es muß c) die Negation für alles in dieser Art Verbundene wahr sein. Wäre in dem angeführten Beispiele mit der Erzeugung der Electricität nicht nothwendig die bezeichnete Wirkung (die Veränderung des Electrometers) verbunden, oder könnte diese durch Mehreres noch, als bloß durch das andere Glied des Dilemma's aufgehoben werden, oder hätten wir uns endlich von dem Nichtvorhandensein des Einen wie des Andern nur unvollkommen überzeugt, so würde der Schluß keine Giltigkeit haben. Besonders kommt es bei Streitigkeiten darauf an, diesen Forderungen vollständig zu genügen. Wer sich hier durch die Schnelligkeit, womit sich gewöhnlich die Entscheidung nöthig macht, überrumpeln läßt, kann leicht in einen Trugschluß verstrickt werden (s. S. 326). Sonst aber ist diese Schlußverbindung eine vollgiltige und vielfach von hoher Wichtigkeit.

Daß sie übrigens mannichfacher Modificationen fähig ist, springt nach dem, was wir über die Schlußlehre überhaupt so reichlich gegeben haben, wohl von selbst in die Augen. Zuerst kann der Ausdruck sowohl kategorisch als hypothetisch sein, z. B.: „die vollkommenen Urtheile bestimmen im Prädikate, was entweder genau im Subjekte liegt oder gar nicht darin liegt; die Witz- und Gleichnißcombinationen thun weder Dieses, noch Jenes, folglich sind sie keine vollkommenen Urtheile." Außerdem kann auch die im Prädikat ausgesprochene Folge negativ bestimmt sein, wo sie dann im Untersatze positiv bestimmt werden muß, damit für das Subject oder den Grund eine Verneinung eintreten könne, z. B.: „Die logischen Verschmelzungen (der Urtheile) führen weder zu einer Theilung des Inhaltes, noch zu einer Theilung des Umfanges der Begriffe; die eigentlich logischen oder analytischen Schlüsse bewirken Beides, also sind jene Verschmelzungen keine eigentlichen Schlüsse." Eben so

kann der dilemmatische Schluß mehr als zwei Glieder in der Disjunction haben, und dann heißt er ein Trilemma, Tetralemma ꝛc., überhaupt ein Polylemma. Beispiel eines Trilemma's ist folgender Schluß:

Wenn diese Welt nicht die beste wäre, so hätte Gott eine beste Welt entweder nicht gekannt, oder nicht hervorbringen können, oder nicht hervorbringen wollen;

Nun findet vermöge der göttlichen Allwissenheit, Allmacht und Güte keiner von diesen drei Fällen Statt,

Also ist diese Welt die beste.

Aus allem Gesagten geht hervor, daß und wie die Dilemmata unmittelbar mit den Inductionen zusammengrenzen. Nehmen wir die Schlußform, in welche die letzteren aufgelöst worden sind, und die eingemischte Negation hinweg, so haben wir im Dilemma die gewöhnliche Induction. Das Dilemma z. B. „entweder schneit es heute, oder es regnet; weder wenn es schneit, noch wenn es regnet, darf ich ausgehn, also darf ich gar nicht ausgehn" — kann ich mit verändertem Sprachausdruck so darstellen: „bei Regen darf ich nicht ausgehn, bei Schnee darf ich nicht ausgehn", und dann habe ich eine einfache inductive Zusammenfassung der beiden Synthesen, welche eine vollständige Induction giebt, wenn hierdurch die Sphäre der Möglichkeit des heutigen Tages erschöpft ist. Die Induction in Schlußform zerlegen, ist ja in allen Fällen wenigstens zulässig, und auch negativ können die Inductionen ausgeführt werden, zumal, da der Sprachausdruck für die Negation beweglich ist. „Bei Regen darf ich nicht ausgehn" = bei Regen muß ich zu Hause bleiben.

3) Verkürzungen von Schlüssen.

Ein Schluß heißt ein förmlicher, wenn er in allen seinen Bestandtheilen ausgedrückt ist und zugleich diejenige Form hat, welche die Regeln der Logik vorschreiben. Weicht er hiervon ab, so heißt er ein versteckter (kryptischer), und insonderheit ein verkürzter (**enthymema**), wenn eine Prämisse weggelassen ist. Man behält sie dann im Gemüthe oder in der Seele (griechisch = **en thymo**), und daher diese Benennung. Schon der Sorites ist eigentlich ein solcher verkürzter Schluß; denn ihm liegt stets eine Schlußkette zum Grunde,

die durch Auslassung der frühern Schlußsätze, welche für jeden folgenden Schluß die eine Prämisse gebildet haben würden, an Ausdehnung verloren hat. Außerdem beruhn hierauf eine Menge von Sprachconstructionen, z. B. „die Habsucht kann zum Verbrechen führen, denn sie ist eine Leidenschaft" — förmlich ausgedrückt: „alle Leidenschaften können zu Verbrechen führen; die Habsucht ist eine Leidenschaft, also ꝛc." Wie wir aus dem Früheren wissen, ist stets auch das disjunctive Urtheil eigentlich ein versteckter Schluß (s. S. 324 f.), und der hypothetische Schluß enthält meistentheils zugleich einen anderen versteckten in sich (s. §. 41.). — Hieher gehört auch das Epicherem (von dem Griechischen **epicheirein** = die Hand an Etwas legen, zu beweisen suchen), worunter man einen Schluß versteht, in welchen ein anderer verkürzt eingeflochten ist; z. B.: „Wer fleißig ist, verdient Achtung, weil er seine Pflicht thut; Cajus ist fleißig, also verdient er Achtung." Vollständig: „Wer seine Pflicht thut, verdient Achtung; der Fleißige thut seine Pflicht, also verdient er Achtung" (Vorschluß). „Der Fleißige verdient Achtung; Cajus ist fleißig, also verdient Cajus Achtung" (Nachschluß).

Man sieht wohl von selbst, daß alle diese Verkürzungen nur den Sprachausdruck betreffen. Das Denken bleibt bei ihnen im Wesentlichen das gleiche, wie bei der förmlichen Darstellung; es wird nur rascher vollzogen und kann darum nicht zum vollständigen Ausdruck gelangen. Auch würde der Vortrag häufig ein steifes und langweiliges Gepräge annehmen, wenn man immer in der strengen unverkürzten Schlußform, gleichsam in spanischen Stiefeln, einherschreiten wollte. Wahr bleibt aber, daß zur Entdeckung der Fehler in unsern Gedanken die strenge syllogistische Form von nicht geringem Belang ist und durch keine hilfreichere ersetzt werden kann.

4) Fehl- und Trugschlüsse.

Wenn die Elemente der Schlüsse klar und bestimmt ausgebildet vorliegen, so ist kein falscher Schluß möglich; denn die Schlußverhältnisse, die durch synthetische Grundlagen bedingten, wie die logischen, sind keineswegs etwas Künstlich-Gemachtes, sondern haben ihren Grund in der natürlichen Entwickelung des menschlichen Gei-

stes, also in festen Gesetzen und Verhältnissen. Wo dagegen das zum Schluß zu Verwendende irgendwie Unklarheit und Unbestimmtheit enthält, weil Dieses oder Jenes nicht vollkommen ausgebildet oder Verschiedenartiges zusammengeworfen ist ꝛc., da wird leicht ein Fehler begangen werden, und zwar um so eher, je verwickelter an sich schon das betreffende Schlußverhältniß ist. Dabei spielt namentlich die Sprache eine sehr einflußreiche Rolle, indem sich häufig die Unbestimmtheit des Denkens hinter dieselbe versteckt; man bildet sich ein, ein bestimmtes Denken zu haben, weil man einen bestimmten Sprachausdruck hat. So entstehn Fehlschlüsse (**Paralogismen**), von welchen die Trugschlüsse (**Sophismen**) sich dadurch unterscheiden, daß sie absichtlich zur Täuschung Anderer erfunden sind, was freilich nicht ausschließt, daß sich der Erfinder selbst in die Schlinge verstricken kann, die er Andern gelegt hat.

Bei beiden Arten kann das Fehlerhafte des Schlusses in allen seinen Theilen vorkommen: in den Prämissen, in deren Zusammenfassung zum Schlusse (Consequenz) und in der Beschaffenheit des Schlußsatzes. Wir betrachten diese drei Punkte einzeln.

Werden ungewisse Prämissen als gewiß aufgeführt, so nennt man diesen Fehler eine Erschleichung (**petitio principii**), z. B.: Romulus und Remus sind von einer Wölfin gesäugt worden, „denn die Geschichte erzählt dies". In den Prämissen wird also als ausgemacht angesehn, was es doch nicht ist. So noch immer bei den meisten theologischen und philosophischen Streitigkeiten. Man kommt zu keiner Entscheidung, weil von jeder Parthei Sätze, deren Gewißheit erst dargethan werden müßte, ohne Weiteres als gewiß zum Grunde gelegt werden. Das so Vorangestellte kann jedoch an und für sich wahr sein, nur die daraus gezogene Folgerung ist falsch. Ist dasselbe zugleich falsch, so wird es im Verhältniß zu dem daraus folgenden Falschen das erste Falsche (**proton pseudos**) genannt. So liegt in dem Satze, daß aller Inhalt der Begriffe entweder aus der äußern Erfahrung stammen oder angeboren sein müsse, eine Erschleichung, denn viele Begriffe stammen aus der innern Erfahrung (s. d. Anmerk. auf S. 37 u. vergl.

S. 69 f.). Man kann diesen Satz aber auch ein **proton pseudos** nennen in Bezug auf die beiden falschen Folgerungen, die man daraus gezogen hat, daß nämlich a) Begriffe, die nicht aus der äußern Erfahrung geschöpft sind, angeboren sein müßten, während Andere b) behaupteten, sie seien dennoch aus dieser Erfahrung geschöpft.

Daß oft beide Prämissen falsch sind, zeigt sich in folgenden Beispielen. „Wo die wenigsten Bedürfnisse sind, da ist das reinste Glück; der Bettler hat die wenigsten Bedürfnisse, folglich auch das reinste Glück." — „Was vollkommen macht, müssen wir begehren; Leiden machen vollkommen, folglich ꝛc." (Was vollkommen im Allgemeinen macht, kann noch kein Gegenstand des Begehrens für Jedermann sein (z. B. Fertigkeiten), sonst müßte auch der Gelehrte begehren, sich die Kleider und Schuhe selber zu machen, und Leiden machen häufig unvollkommen). — „Was Anderer Tugend schadet, müssen wir ihnen nehmen; Reichthum schadet ihrer Tugend, folglich ꝛc." — Zu den Erschleichungen gehören unter vielem Anderen die von **Kant** aufgestellten aprioriſchen Sinnlichkeitsformen Raum und Zeit, dessen angebornen Verstandesformen, die Annahme eines besonderen angeborenen Gedächtnisses, einer eben solchen Erinnerungskraft, Verstandeskraft ꝛc. in der alten Psychologie, die Behauptung, daß die Seele ursprünglich eine leere Tafel (**tabula rasa**) sei, u. s. f.

Bei der zweiten Gattung, dem Mangel an Consequenz, spielt besonders der Sprachausdruck eine große Rolle. So bei dem Schlusse: „Alle Thiere darf man schlachten, **Sempronius** ist ein Thier, also darf man ihn schlachten". „Thier" ist hier das zweite Mal im naturwissenschaftlichen Sinne (**homo animal**) genommen. — „Die Gedanken steigen in der Seele auf und nieder, folglich muß die Seele Höhen und Tiefen haben". Hier ist der bildliche Ausdruck zum eigentlichen im Schlußsatze gemacht. — „Alcibiades ist nicht Socrates; Socrates ist ein Mensch, also ist Alcibiades kein Mensch". Mehr Beispiele dieser Art s. m. oben S. 338 f. — „Alle Füchse gehn auf krummen Wegen, **Titius** ist ein Fuchs, also geht **Titius** auf krummen Wegen". — „Vor Standespersonen muß man den Hut abziehen; dieser Thorwächter ist eine Standesperson, also" ꝛc. —

„Das Irren (überhaupt) ist unvermeidlich; ich habe geirrt (in diesem bestimmten Falle), also war mein Irrthum unvermeidlich".

In allen diesen Beispielen liegt der Grundfehler darin, daß in den Prämissen nicht drei, sondern vier Begriffe vorkommen, indem der eine Ausdruck ein zweideutiger ist, also zwei verschiedene Begriffe bezeichnet. Im letzten Beispiele ist zwar „mein Irrthum" eine Anschauung, also kein Begriff, aber doch immer etwas Viertes, das durch die Zweideutigkeit der Sprache veranlaßt ist. Man s. die Anmerk. auf S. 339. Man nennt daher auch solche Fehlschlüsse scherzhaft logische Vierfüßler oder Füchschen. Wenn man bejahend von der Folge auf den Grund schließt, so fehlt ebenfalls die bündige Consequenz, wie bereits oben S. 347 ff. hinlänglich dargethan worden. — Unter den Trugschlüssen, die bei den Alten viel umher getragen wurden, ist besonders der „Verhüllte" und der „Gehörnte" hervorzuheben. „Kannst du deinen Vater erkennen? Ja! Kannst du diesen Verhüllten erkennen? Nein! Du widersprichst dir, denn dieser Verhüllte ist dein Vater". — „Nicht wahr, was du nicht verloren hast, das hast du noch? Allerdings! Hast du Hörner verloren? Nein! Also hast du Hörner". Sollte das hier Verbundene zu einander passen, so hätte mit näheren Bestimmungen gefragt werden müssen: Kannst du deinen Vater erkennen, wenn er verhüllt vor dir steht? Was du besessen und nicht verloren hast, hast du das noch? — Alles Allgemeine ist und bleibt unbestimmt und darum verfänglich.

Endlich kann das Fehlerhafte auch im Schlußsatze seinen Grund haben, indem statt der Folgerung, die sich aus den Prämissen ergiebt, eine andere untergeschoben wird. Falsche Schlüsse dieser Art nennt man Heterozetesen (d. i. bei welchen etwas Anderes gesucht wird — von dem Griechischen **heteron** [Anderes] und **zetein** [suchen]). So bei demjenigen Schlusse, welchen die Scholastiker **a non scire ad non esse** (den Schluß vom Nichtwissen auf das Nichtsein) genannt haben. Es wird hier von dem Umstande, daß wir bei einem gewissen Erfolge keine Ursachen kennen, darauf geschlossen, daß es überhaupt keine Ursachen für ihn gebe. Bewegt Jemand den rechten Arm, und nicht den linken, so kenne ich zwar die bestimmte Ursache hiervon nicht, aber es ist ein Fehlschluß, jede

Ursache davon zu leugnen. Giebt ferner Jemand in einem gewissen Falle der Versuchung nach, der er in einem anderen widersteht, so entzieht sich mir die Kenntniß der Ursache nur dadurch, daß sie unsichtbar in seinem Inneren liegt; vorhanden aber muß sie sein. Daß es neben der moralischen Freiheit des Menschen auch noch eine metaphysische geben solle, die alle bestimmende Gründe für unser Thun und Lassen ausschließe (s. S. 285), ist eine Behauptung, welche ebenfalls nur diesen Fehlschluß zur Grundlage hat. Hierher gehört auch der im Alterthum berühmte Schluß: „Achilles des Zeno" genannt. Es wird behauptet, daß der schnellfüßige Achill eine Schildkröte nicht würde einholen können, wenn er ihr irgend einen Vorsprung, z. B. ein Stadium*), vorausgäbe. Denn gesetzt, er liefe hundertmal so schnell, so würde ihm die Schildkröte, wenn er das ihr vorausgegebene Stadium durchlaufen hätte, um $\frac{1}{100}$ Stadium, wenn er auch dieses zurückgelegt, um $\frac{1}{10000}$, nach dessen Durchmessung um $\frac{1}{1000000}$ Stadium, und so ins Unendliche hin immer voraussein, so daß er sie niemals erreichen könnte. So genommen, ist der Schluß allerdings bündig; denn im Schlußsatze ist der gedachte Raum gemeint, der durch die geometrische Reihe bezeichnet wird: $\frac{1}{100}$ Stadium **plus** $\frac{1}{10000}$ Stadium **plus** $\frac{1}{1000000}$ Stadium ꝛc., und innerhalb dieses Raumes ist allerdings kein Einholen möglich, d. h. denkbar. Folgt aber dieser Schlußsatz aus den Prämissen? Unstreitig nicht; denn diese handeln offenbar vom wirklichen Raume, nur daß sie es nicht ausdrücklich sagen und in Folge dieser Unbestimmtheit eben die Unterschiebung eines andern Schlußsatzes zulassen, des Satzes: das Einholen sei auch im wirklichen Raume nicht möglich. Wie schnell dies aber möglich sei, ergiebt sich sofort, wenn man den Fall setzt, Achill habe von seinem Ausgangspunkte aus zwei Stadien durchlaufen; denn dann hat die Schildkröte von dem ihrigen aus nur $\frac{2}{100}$ Stadium zurückgelegt, weil Achill hundertmal so schnell ist, als sie; folglich ist sie schon um $\frac{98}{100}$ Stadium (ein ganzes hatte sie voraus) von diesem überholt*).

*) Ungefähr 125 Schritte.

*) Man sieht aus diesem Beispiele wieder, welch ein gewaltiger Unterschied zwischen Denken und Sein (Wirklichkeit) ist, wenn das Gedachte eben nur Gedachtes

Wie solche und viele andere Fehl- und Trugschlüsse im Alterthume eine so große Berühmtheit erhalten konnten, würde man unbegreiflich finden müssen, wenn man nicht wüßte, welch ein großer Abstand zwischen dem beginnenden Denken und dem gereifteren ist. Fragen, wie sie noch im Mittelalter die Köpfe beschäftigten, z. B.: wie viel Seelen gehn auf eine Nadelspitze? schiebt das gebildetere Bewußtsein als unnütz schnell zur Seite, und wendet seine Kraft

ist, nicht die betreffende besondere Wirklichkeit in sich abspiegelt. Es wäre endlich wohl einmal an der Zeit, dieses Unterschiedes sich klar bewußt zu werden und die Philosophie nicht mehr auf bloße Gedanken (Speculationen) zu bauen, so sehr diese auch unter sich, gleich den Begriffen einer geometrischen Reihe, zusammenstimmen mögen (s. S. 142). Wenn übrigens Kant daraus, daß die geometrischen und arithmetischen Constructionen nicht nur ideelle Wahrheit haben, sondern auch mit der Erfahrung zusammenstimmen, den Schluß zog, sie seien nur aus Anschauungen und Begriffen zu erklären, die unserem Geiste angeboren wären, so hat er übersehen, daß diese Begriffe aus Combinationen des wahrgenommenen Wirklichen herstammen (s. S 148 ff.), folglich überall auf die Verhältnisse des Wirklichen (und lediglich mit Verhältnissen haben sie es zu thun) passen müssen. Wo 20 Menschen, 20 Bäume, 20 Berge ꝛc. vorkommen, da müssen sie sich auch in 2 mal 10 oder 4 mal 5 ꝛc. theilen lassen, wie solches mit der bloß Gedachten 20 möglich ist; und wo in der Wirklichkeit ein stumpfer Winkel gegeben ist, da muß er sich auch in einen rechten und in einen spitzen auflösen lassen, wie solches in dem bloßen Denken sich ausführen läßt. Aber kein Verständiger wird behaupten, 20 gedachte Thaler seien schon 20 existirende Thaler, vielmehr kann uns überall nur die Erfahrung lehren, ob und wo das in den Sätzen der Geometrie und Arithmetik Aufgestellte in der Wirklichkeit vorkomme, ob und wo nicht (s. S. 157 f.). Die speculativen Philosophen fragen nach der Wirklichkeit des von ihnen Gedachten selten besonders; im Gegentheil, was sie sich so oder so denken, das soll auch ohne Weiteres so oder so sein, und so ist es kein Wunder, daß Fehlschlüsse aller Art bei ihnen zu Hause sind. Nur wo in der Philosophie das rein innerlich Construirte allgemeine Verhältnisse repräsentirt, kann man sich in Voraus auf seine Zusammenstimmung mit der Erfahrung eben so verlassen, wie bei den Sätzen der Mathematik. Jedes partielle und generelle Urtheil z. B. muß sich, welches auch sein Inhalt sein mag, in der früher bezeichneten Weise umkehren und contraponiren lassen, jeder analytische Schluß muß auf Theilungen beruhen, jeder synthetische auf Zusammenfassungen, jede Begriffssphäre auf divisiven Urtheilen ꝛc. Denn wo in der Wirklichkeit die Urtheilsform, die Schlußform ꝛc. vorkommt, da müssen auch die Verhältnisse vorkommen, die jeder dieser Formen wesentlich sind, und so weit muß die Gewißheit der apriorischen philosophischen Erkenntniß reichen, weiter kann sie nicht reichen.

wichtigeren und fruchtbarerern Aufgaben zu. Unsere Zeit kann sich darum Glück wünschen, jene Kindheitsperiode hinter sich zu haben.

Indem wir hiermit die Feder aus der Hand legen, glauben wir für eine praktische Denklehre genug und übergenug gegeben zu haben. Was sonst noch in den Schriften über Logik gesondert behandelt zu werden pflegt, z. B. die Lehre von den Beweisen, von den wissenschaftlichen Methoden, das Verhältniß zwischen Wissen und Glauben u. s. w., wird Keinen zum Denker machen, wenn nicht das Gegebene denken lehrt. Auch sind diese Dinge in unsrer Schrift vielfach bei passender Gelegenheit berührt worden. Sollte man aber Verlangen tragen, auch hierüber noch Genaueres und ins Einzelne Eingehendes von unserem Erfahrungsstandpunkte aus dargestellt zu sehn, so ist der Verfasser nicht abgeneigt, es in einer besonderen Schrift nachzuliefern.

Druck von C. G. Hiecke in Bautzen.

COLUMBIA UNIVERSITY
0032140762